Land und Leute

in

Ungarn.

Von

Dr. Erasmus Schwab.

I.

Natur-, Cultur- und Reisebilder.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

Vorrede des Verfassers.

Ueber kein europäisches Land sind so viele unklare, abenteuerliche, aber darum falsche, theilweise auch ungerechte Vorstellungen im Schwange als über Ungarn. Es kommt dies einfach daher, daß die Meisten über Ungarn Ansichten, aber keine Anschauungen haben.

Was vor 1848 über Ungarn in deutscher Sprache von Eingebornen (Deutschen und Slaven) in Leipzig erschien, hatte meist den Charakter politischer Flugschriften, die bei uns fast gar nicht bekannt wurden. Gegenüber den Bemühungen dieser in der Heimath geschmähten „Afterdeutschen“ und „Abtrünnigen“ versuchte im Anfange der vierziger Jahre die magyarische „Fortschrittspartei“ durch die Begründung einer Vierteljahrschrift von und für Ungarn in Leipzig ein Organ zu gründen, durch welches gewandte Publizisten für die Zwecke jener Partei Propaganda im Auslande machen sollten. Auch diese Zeitschrift wurde in Deutschland wenig gelesen.

Als nach dem Jahre 1849 die Regierung Oesterreichs den gefährlichsten Feind der habsburgischen Monarchie, den Absolutismus, als Staatsform proclamirte und der Kaiserstaat die eben erwachten Sympathien Europas allmälig verlor: fand alles, was die Parteigänger der magyarischen Emigration über Ungarn schrieben, allerorten und ungeprüft Glauben, weil es — gegen Oesterreich gerichtet war. Mit großer Gewandtheit, mit erfinderischer Rührigkeit setzten die Heimathlosen, erbittert und sich gegenseitig erhitzend an der Seine, an der Themse und am Po ihre Federn in Bewegung, um die trotz ihrer damals scheinbaren Ohnmacht so mächtige öffentliche Meinung für ihre nächsten und unmittelbaren Zwecke zu gewinnen; sie fanden am Rhein ihr Echo, und nach 1860 wirkte selbst an der Donau ein in deutscher Sprache geschriebenes Blatt im magyarischen Sinne.

Die Folge dieser systematischen Thätigkeit der Emigration war, daß dem erstaunten Europa plötzlich die avitische Verfassung, die Verwaltung und Gesetzgebung, die socialen und geistig-sittlichen Zustände Ungarns vor 1848 in einem rosigen Lichte, in einem Nimbus, in einer Glorie erschienen, die ehedem kaum die ausschweifendste Phantasie eines Ungarn geschaut haben konnte. Die Regierung Oesterreichs aber wurde als der systematische Feind alles Guten in Ungarn, ja sogar als der böswillige Vernichter seines Wohlstandes hingestellt.

Doch, das Blatt wendete sich.

In Ungarn goß man nach dem Oktoberdiplom von 1860 mit dem Bade das Kind aus. So manche beklagenswerthe Vorgänge und Erscheinungen des Jahres 1861, welches fast in allen Comitaten die exaltirtesten Köpfe zur Herrschaft brachte, zerstörten in wesentlichen Stücken viele Sympathien für das Land, dem man bisher so viele Theilnahme zugewendet. In demselben Grade in welchem die Morgenröthe einer konstitutionellen Regierung über die Länder diesseits der Leitha heraufstieg, und Deutschland sich mit den heimischen Zuständen zu beschäftigen anfing, nahm das romantische Interesse für Ungarn ab und machte einer nüchteren, ja kühlen Betrachtung Platz. — Was heute ein Ungar über Ungarn schriebe, würde jetzt sorgfältig, von Einzelnen bis zum Mißtrauen sorgfältig geprüft werden. Dieser Umschwung ist kein gemachter, sondern aus der „unerbittlichen Logik der Thatsachen" hervorgegangen. —

Nun, und wie steht es mit dem was Fremde über Ungarn geschrieben?

Die meisten derselben haben mit einander gemein, daß sie das Südkarpatenland eine Weile, im Fluge, als Touristen anguckten. Sie zerfallen aber in zwei ganz verschiedene Gruppen. Die einen ließen sich von der Selbstberäucherung der Magyaren imponiren (namentlich wenn sie einem jener glatten, geriebenen, weltkundigen Ungarn in die Hände fielen, deren überaus geschmeidiges Wesen fast französischen oder italienischen Typus an sich trägt) und verhimmelten nun voll Leichtgläubigkeit und

Schwärmerei alles Ungarische, auch das, worüber sie sich in einer Spanne Zeit offenbar gar kein Urtheil bilden konnten. Die anderen und zwar die zahlreicheren sprachen geringschätzig über Alles im Lande ab, ohne es nur kennen gelernt zu haben. Die glaubwürdigsten, inhaltreichsten und besten Werke waren die der Briten Paget und Moriarty (1831), und das des Landwirthes Dr. Elsner (1840). Beide Arbeiten sind aber durch die Ereignisse längst überholt. Ungarn ist bereits ein anderes geworden. Die Folgen der Jahre 1848—49 einerseits, noch mehr die der Periode 1849—60 andererseits haben tief und allseitig in den Organismus Ungarns eingegriffen und tragen die Keime noch gewaltigerer Umgestaltung in sich. Ungarn wird sich von Grund aus reformiren. Es muß — weil ja die Gesetze der moralischen Welt sich mit so unerbittlicher, unabwendbarer Nothwendigkeit vollziehen als die der physischen Welt — die Consequenzen jener Erfahrungen ziehen, die ihm die zehnjährige, wenn auch aufgenöthigte Bekanntschaft mit den Lebens- und Culturformen des europäischen Westens in reicher Fülle zugeworfen hat.

Ungarn hat die unschätzbare Erfahrung gemacht, daß die europäische Cultur, die selbst hochgebildeten Ungarn das rothe Gespenst schien, welches des Magyaren Nationalität verschlingen werde, kein dämonischer Feind, sondern der entschiedenste Wohlthäter seiner Nationalität ist, dessen

Freundschaft es aber unmöglich länger abweisen kann.

Die Ungarn gehören zu den begabtesten und bildsamsten Völkern Europas. Ihr gesunder Verstand wird endlich die Nebel verscheuchen, welche den Blick so manches patriotischen und ehrlichen Mannes noch umhüllen.

Wie aber kommt ein deutscher Schulmeister — denn das bin ich — dazu über Ungarn zu schreiben? Die Ungarn machen ganz besonders uns Deutschen den Vorwurf, daß wir kein Interesse für ihr Land haben, Afrikas und Amerikas entlegene Steppen besser kennen, als das seit Jahrhunderten konstitutionell regierte Donau-Theißland, daß wir also gar keinen Maßstab zur Beurtheilung ihrer gesammten Verhältnisse besitzen, uns aber desungeachtet herausnehmen sie zu hofmeistern ohne Land und Leute im Geringsten zu kennen. —

Ich kam nach Ungarn bevor noch der Verwaltungs-Organismus der westlichen Hälfte Oesterreichs dahin war übertragen worden, ich weilte ganze acht Jahre daselbst, ich schied aus Ungarn als Oesterreich bereits ein Verfassungsstaat war.

Ich war jung und lebhaft, als ich nach dem „Osten" zog; durch geographische und geschichtliche Studien für Natur- und Menschenleben gleich interessirt, fand ich in dem Lande der Gegensätze überreichen Stoff zu Beobachtungen und Erfahrungen; Gegenwart und Vergangenheit des Landes, auf dessen Jugend ich mit der uneigennützigen Aufopferung und Begeisterung eines jugendlichen Lehrers

und mit dem Aufgebote meiner Einsicht zu wirken bemüht war, zogen mich gleichmäßig an. Mein Amt ließ mich tiefe Blicke in das Gemüths- und Geistesleben des Volkes werfen, führte mich mit den verschiedenartigsten Menschen zusammen. Wie so mancher meiner deutschen Standesgenossen fand ich die herzlichste Zuneigung meiner Schüler und das achtungsvolle Wohlwollen der Bevölkerung. So mißtrauisch man — durch manche Erfahrung gewitzigt — in Ungarn gegen den Fremden ist, so wird man ihn, sobald man ihn als einen honetten und gebildeten Mann kennen lernt, der sich für das Land und für die ungarische Sprache interessirt, in keinem europäischen Lande mit so viel Auszeichnung und Herzlichkeit begegnen, wie in Ungarn; hier sind überdies die gebildeten Stände als „Honorationen" dem wichtigsten Stande des Landes dem Adel in der Werthschätzung gleichgestellt. Dabei machte ich auch Ausflüge in einer Weise, die für die Kenntniß von Land und Leuten so lohnend ist, die aber in Ungarn vor mir noch wenig gebildete Fremde versucht haben dürften, zu Fuß, mit dem Ränzel auf dem Rücken. Auf diese Art lernte ich Interessantes, Neues und Gründliches über Ungarn; kurz — Lebensschicksale und selbstgewählte Studien führten mir ungleich mehr Kenntnisse über Ungarn zu, als ich überhaupt in einem Buche für einen größern Leserkreis verwerthen könnte. Ich veröffentlichte seit 1861 in namhaften Wochenschriften Deutschlands einige meiner Studien über Ungarn, — anonym. Sie erregten Interesse, und als ich nach dem Westen zurückgekehrt war,

forderten mich alte und neue Freunde auf ein Ganzes über Ungarn herauszugeben. Gründe die theils in mir, theils außer mir lagen, verzögerten lange meinen Vorsatz. Der gegenwärtige Augenblick dürfte dem Erscheinen eines Buches über Ungarn nicht ungünstig sein: der Ausgleich mit Ungarn ist der lebhafte Wunsch der Regierung, der Volksvertretung und der Bevölkerung Oesterreichs, — Ungarn, durch Schaden besonnen geworden, kann nicht lange mehr die lähmende Isolirung ertragen. Ich glaube beiden Theilen einen Dienst zu erweisen, wenn ich ein Scherflein zur Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse Ungarns beitrage.

Wer das Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes ansieht, wird wahrscheinlich eine glücklich wählende und ordnende, also wohl auch eine kundige Hand darin zu erkennen glauben. Es bleibt somit nur die Frage nach meiner Unbefangenheit und Glaubwürdigkeit übrig. Wem die Versicherung, daß ich die Wahrheit sagen will, nicht genügen sollte, dem kann ich ein unbedenkliches Zeugniß beibringen.

Ich schickte einen großen Theil des in diesem Bande Enthaltenen vor dem Drucke an einen der gebildetesten Ungarn, die ich kenne, mit der Bitte um sein rückhaltloses Urtheil. Dieser nun spricht sich in eingehender Kritik über jeden einzelnen Artikel auf das Anerkennendste aus; er rühmt mit warmen Worten die vielseitigen Kenntnisse über seine Heimath, die richtige Wahl des Stoffes, die selbständige Beobachtungsgabe, die Aufrichtigkeit und

Unparteilichkeit des Verfassers. Er erklärt, daß noch kein Fremder die sozialen Verhältnisse Ungarns mit solcher Sachkenntniß behandelt habe. „Alle denen ich etwas von Ihren Skizzen zeigte erklärten: „„Az derék ember lehet!““ (Das mag ein tüchtiger Mann sein) und Sie können selbst ermessen, ob meine Landsleute so geschwind mit einem solchen Urtheile bei der Hand sind, wenn ein Fremder über unser Land schreibt. Ich kann Ihren trefflichen Skizzen nur ein sehr günstiges Prognostikon stellen, und wenn es auch bei uns noch viele Leute giebt, die über unsere heimathlichen Zustände blind sind, so kann Ihnen selbst bei uns die Anerkennung nicht ausbleiben.“

Mögen diese Skizzen Allen die Ungarn gesehen haben — zunächst meinen Freunden und Freundinnen — die frohen Stunden, die sie neben den trüben daselbst erlebten zurückrufen, möge es in den andern Lesern einen Theil jenes Interesses für Ungarn wecken, das alle frischen Herzen, alle denkenden Köpfe, welche dieses „Land der Gegensätze“ einmal betreten haben, nicht mehr losbekommen!

Er. Schwab.

Vorwort des Verlegers.

Ich habe seit einer Reihe von Jahren viel Bücher und Flugschriften über Ungarn gedruckt; ich habe selbst so Manches über Land und Leute in Ungarn geschrieben und in die Welt gesandt, weil es mir Bedürfniß war, diesem meinem zweiten Vaterlande, dem ich als Bürger Zwanzig Jahre angehörte, auch aus der Ferne zu zeigen, daß ich nie aufgehört habe, ein treuer Sohn des Landes zu sein, dem ich stets mit liebevoller Anhänglichkeit zugethan war. Es war — wie dem Verfasser dieses Buches — auch mein Bestreben, nur die Wahrheit zu sagen. — Ich schilderte die Zustände des Landes wie ich sie kennen gelernt, und ich hielt es für meine Pflicht etwas zu dem beizutragen was dem ungarischen Volke Noth that und wahrhaft nützlich sein könne.

So lebhaft ich das Schöne anerkannte, so konnte ich nicht vermeiden auch über Manches mein Bedenken, meinen Tadel auszusprechen. Ich habe das mitunter schwer gebüßt, weil — leider — die Ungarn keinen Tadel vertragen konnten. Man hielt mich für undankbar! Und doch leitete meine Feder nur das innigste Wohlwollen und die wärmste Theilnahme für Volk und Land. —

Es ist anders geworden: „A' Magyar a' maga kárán tanul." Ungarn hat ernstlich begonnen Einkehr in sich selbst zu halten: es hat gelernt gerechten Tadel zu ertragen, und wird den europäischen Völkern das erhebende Schauspiel eines jugendkräftigen Volkes geben, das nach Ausscheidung des Abgelebten, Ungesunden, Unberechtigten in seinen Zuständen und Einrichtungen, auf der Bahn der Civilisation und der wahren und echten Freiheit rasch und freudig fortschreiten wird. Ungarn wird alsdann in Europa jene Stelle einnehmen, die es verdient; es wird alle Vortheile genießen, welche ihm die Gunst der natürlichen Verhältnisse nach so vielen Richtungen darbietet. Ungarn kann eines der reichsten und schönsten Länder Europa's werden wenn es — will: das heißt: wenn es mit männlicher Besonnenheit vorwärts geht und das erstrebt was möglich und vernünftig und nicht aus Utopien ist.

Es drängte mich die wenigen Worte diesem Werke über:

„Land und Leute in Ungarn"

vorzusetzen. Einem Werke, das ich mit großer Genugthuung der gebildeten Lesewelt hiermit übergebe.

Der Verfasser dieses Buches hat sich ein Verdienst um Ungarn erworben. Er hat freimüthig und wahr geschildert. — Möge das Buch in Ungarn gern gesehen und gern gelesen werden!

Sollte man daselbst den Verfasser und Verleger unangenehme Freunde Ungarns nennen, da manche herbe Wahrheit nicht verschwiegen bleiben konnte, so mag es sein! Daß wir aber Beide warme und aufrichtige Freunde Ungarns sind, wird kein Urtheilsfähiger in Abrede stellen wollen.

Leipzig, am 28. Febr. 1865.

Otto Wigand.

Inhalt.

Naturbilder.

Culturbilder.

Reisebilder.

Naturbilder.

Die Tátra.

Wenn man über Eperies in die Zips reist, so führt die Straße an der Grenze dieses schönen Ländchens über den mit reichem Nadelholz bestandenen Paß Branisko (den Purzelgrund), auf dessen höchstem Theile sich dem Auge ein Schauspiel entfaltet, so lieblich und großartig zugleich, so mannigfaltig und eigenthümlich, wie nur wenige Punkte Ungarns eines darbieten. Da liegt zu den Füßen ein Theil der Zipser Hochebene rings von Bergen umschlossen; freundlich winken die Städte und Dörfer dicht gedrängt herauf, ernst und bedeutend schaut das für Ungarns Geschichte hochwichtige Zipserhaus, eine der prächtigsten Burgen Europa's, aus der Mitte des Bildes herüber; an dem Zuge der niederen Tátra, mit dem Königsberge zur Linken, vorüber schweift das Auge immer und immer wieder zu dem Hintergrunde, den die Tátra majestätisch abschließt. Ueberwältigend und unauslöschlich ist der Eindruck, den dieser edle Riesenbau macht; bei erneuertem Anblick und selbst in der Erinnerung weckt er das Gefühl reinster Begeisterung.

Das ist die Witterungswerkstätte für einen großen Theil des ungarischen Berglandes, welches sich bis zum Hernadflusse um diesen Gebirgsstock gruppirt und das große europäische Tiefland von der üppigen ungarischen Ebene scheidet; das ist die uralte Grenzscheide von Ländern und Völkern Osteuropa's.

Im Norden der Comitate Zips und Liptau erhebt sich dieses interessante Gebilde, mitten in dem Karpatenzuge eine Oase, die nach Entstehungsart und Charakter nicht diesen Bergen angehört. Auffallend scharf begrenzt steht sie da; vier Flüsse, die ihr entströmen, machen sie zu einer wahren Gebirgsinsel. Das arme, mit mächtigen Wäldern umkränzte Thal der Arva (árva bedeutet im Magyarischen die Waise), die düstern, reich verzweigten Thäler des Dunajec, die mit Ortschaften besäete Niederung der Popper (des Poprad), das malerische, von reichen Wäldern und grünen Matten erfüllte Thal der Waag, deren Landschaften zu den schönsten und lieblichsten Europa's gehören, umschließen eine Erhebungsmasse von fast 20 Meilen Länge und 8 in der größten Breite, ein Gebiet von 75 Quadratmeilen, welches somit das des Riesengebirges fast fünfmal übertrifft. Den Kern dieser Masse bildet die eigentliche Tátra mit 19 Quadratmeilen.

Der Anblick derselben ist überaus großartig, großartiger als der anderer Gebirge von ungleich mächtigerer Höhe, da die (im Norden eine bis zwei, im Süden drei Meilen breite) Thalsohle, aus welcher sie aufsteigt, viel tiefer liegt als z. B. die Thalsohlen in den Alpen (nur 1500 bis

2500 Fuß), so daß dieses ungemein steile Gebirge fast senkrecht aufzusteigen scheint, namentlich im Süden, wo der Gesammteindruck durch keine Vorgebirge beeinträchtigt wird. Deshalb läßt sich der Bau dieser ganzen Gruppe selbst aus der Ebene überschauen.

Am gewaltigsten wirkt die Tátra von Norden gesehen, besonders bei Neumarkt am Dunajec, einem Knotenpunkte der Straßen, die um die ganze, gleichsam aus Einem Stück geformte, unwegsame Gebirgsinsel herum geführt werden mußten. Aus der freundlichen, mit Dörfern und Gehöften geschmückten Flußebene erhebt sich mauerartig der öde Gebirgswall mit felsigen Abhängen, über welche hinaus kahle Riffe zerrissen und scharf wie die Zacken einer Riesensäge in die Wolken streben; in dem Bette dunkler Schluchten glänzen Schneefelder und reichen in tiefen Furchen gleich Silberbändern hinab in die Thäler, nicht selten auch sind alle Spitzen verschneit und werfen blendend das Sonnenlicht zurück; wie ein grünes Meer umwogt ein Fichtenwald auf allen Seiten den Fuß der Gebirgsinsel. Rechts verlieren sich in blauen Duft die westlichen bewaldeten, von 1200 zu 3 bis 4000 Fuß ansteigenden Berge, mit welchen die Tátra bei der Arvamündung anhebt (das „Kalkgebirge"), hoch über alle ragt der wilde Chotsch (5000 Fuß); immer rascher erhebt sich das „Gebirge" gegen Osten; hinter der Liptauer Ratzkowa (6600 Fuß) beginnt die eigentliche Tátra, das „Schneegebirge" mit dem malerischen Krivan (7200 Fuß), den aber in den östlichen dichtgedrängten Spitzen (7 bis 8000 Fuß) die Lomnitzer (8390 Fuß), die

Gerlsdorfer (8350 Fuß), die Eisthaler (8146 Fuß) und andere an Höhe merklich übertreffen. Gleich hinter dem Lomnitzer Kamme sinkt die Tátra herab und schrumpft in dem nur drei Meilen langen östlichen Zuge zu Hügeln von 1400 Fuß ein. Von diesem Hauptkamme, der von Westen nach Osten läuft, streicht ein mächtiger Gebirgsstock von Süden nach Norden fächerförmig, mit terrassirten Buchten, über die Quellen der Arva und des Dunajec hinaus; nach Nordosten zieht die „Magura", das „Untergebirge" (3500 Fuß) — bis zum Durchbruch der Popper bei dem geologisch höchst interessanten Zdjârer Passe — ein stufenförmiges, breites, terrassirtes Gebilde, durchfurcht von engen Waldschluchten. — Von Westen aus gesehen steigen die Berge einer über den andern, und über die sanft gerundeten Vorberge ragen trotzig die nackten „Thürme" des Hochgebirges. — Der Süden läßt wie der Osten keinen Gesammtanblick der Tátra zu; denn bei der Quelle der weißen Waag streicht nach Süden zu der parallelen Vorlage der Tátra, der „niederen Tátra", die merkwürdige Gräte des Hochwaldes und deckt die westlichen Berge. Dafür erblickt man z. B. bei Kesmark die Bergriesen in kühner Gruppirung dicht auf einander gedrängt, so schroff und imposant, daß man die kleineren nordöstlichen Vorberge nicht als zur Tátra gehörig betrachten möchte. Immer aber erscheint die Tátra, selbst am Fuße, als Eine Masse, nur von Thalspalten schluchtenartig durchbrochen.

Wenn aber die Tátra von Weitem gesehen (in der Ebene bei Miskolcz 20 Meilen entfernt, von der Hola bei

Kaschau) mit ihren blauen Piks, trotz ihrer furchtbaren, scheinbar unnahbaren Majestät, auf den Sohn der Berge eine mächtige Anziehungskraft ausübt, so kann sie manchmal selbst in der nächsten Nähe ihr grimmiges Antlitz freundlich glätten und gewährt z. B. von Leutschau gesehen nach dem Untergange der Sonne einen zauberhaften Anblick. Nur die Spitzen sind sichtbar, scheinbar zu Glocken gerundet; im tief dunkelsten Blau heben sie sich unbeweglich von dem klaren Abendhimmel des äußersten Westen ab, der eben so ruhig in dem hellsten Goldlicht schwimmt; röthlich umglänzt gemahnen die ernsten Berghäupter leise an das Alpenglühen und senden tiefen Frieden in das wunderbar bewegte Gemüth.

Der Weg zur Tátra beginnt bald hinter Kesmark sich zu erheben, steigt, sobald er den Fichtenwald am Fuße des Gebirges erreicht, als bequeme, schnurgerade Straße rasch auf und mündet 3014 Fuß über dem Meere in das hart am Fuße der Schlagendorfer Höhe reizend gelegene Bad Schmecks, welches mitten in den tiefen Frieden des dunklen Föhrenwaldes wie eine nordamerikanische Ansiedlung eingebettet ist. Die älteren Blockhäuser sind, sowie die Kapelle, aus Fichtenstämmen gezimmert, ziemlich ungefüge, aber sehr wohnlich. Die Mineralquellen der Tátra sind zahlreich und kräftig; die für den Gaumen angenehmen krystallhellen Sauerbrunnen in Schmecks bewirken im Verein mit der reinen balsamischen Luft und der entsprechenden Bewegung einen so rücksichtslosen Appetit, daß man mitunter sein Erstgeburtsrecht um einen der ausgezeichneten Tische dieses

Bades verkaufen möchte. Während des Essens, d. h. so lange man Gabel und Löffel zum Munde führt, herrscht ein pythagoräisches Schweigsystem, das zu dem fröhlichen Geplauder vor Tische nicht passen will; doch habe ich glücklich heraus gefunden, daß daran bei den bärtigen Gesichtern ringsum die Philosophie ganz unschuldig ist und die gleiche Wirkung des pythagoräischen Gebotes hier durch den Hunger — der doch sonst bekanntlich schlecht philosophirt — hervorgebracht wird. — Die warmen Bäder sind gut, die kalten Douchen trefflich eingerichtet; das süße Wasser, das übrigens mit großen Kosten eine halbe Stunde weit hergeleitet wurde, ist gewiß das beste auf Tausende von Meilen im Umkreise. So freundlich ist die Lage des Ortes, der nur im Sommer Gäste beherbergt (im Winter aber unbewohnt unter dem Schnee begraben liegt), so schön die nächste Umgebung, so großartig das Panorama des Thales unten, so herzlich die Aufnahme, daß ich bei meinem zweiten Besuche, wo das Bad auffallend überfüllt war, mit meinen Gefährten sehr gern eine Badekammer bis auf Weiteres zur Wohnung und eine Streu als Lager annahm; die Freundlichkeit des Ehepaares, welches das Bad gepachtet hat und zugleich den Tisch besorgt, wird in gleichem Grade bei den Dienstleuten gefunden, die uns sehr bereitwillig einen Theil ihres Bettzeuges antrugen, was wir um so unbedenklicher annahmen, als solches in jeder Beziehung manchen Gasthöfen gewisser Städte in Ungarn als preiswürdiges Muster hätte vorgestellt werden können. Das neue, bei meinem dritten Besuche (1859) schon vollendete geschmackvolle Schweizerhaus,

so herrlich gelegen, hilft nunmehr jener etwas eigenthümlichen Art, sich häuslich einzurichten, gründlich ab.

Schmecks, an dessen Stelle seit 1797 ein nicht besuchtes Privatbad des Grafen Csáky, bestehend aus drei kleinen Hütten zum Genusse der Sommerfrische und der Kapelle, in der Waldeinsamkeit stand, wurde von dem jetzigen Pächter, Reiner, einem schlichten Zipser, seit 1833 eingerichtet und ein an der Grenze von der Liptau und der Zips während der Cholera (1830) aufgeführtes Contumaz-Blockhaus hieher übertragen. Die Badeanstalten waren noch sehr bescheiden, als 1824 Speisesaal, Stallungen und Schuppen erbaut wurden. Aufschwung erhielt Schmecks erst durch den Unternehmungsgeist des Georg Reiner, welcher zwei neue Säuerlinge aufdeckte, eine Wasserleitung anlegte, Sümpfe austrocknen und viele trefflich erhaltene Spaziergänge herrichten ließ, neue Gebäude und Douchen erbaute, kurz so viel that, daß man unter den gegebenen Verhältnissen für den Augenblick vollkommen zufrieden sein kann. Schmecks zählt jährlich schon über 400 Gäste und hat noch eine schöne Zukunft zu gewärtigen. Jetzt ist es weniger von Kranken (auch blasirte Leute und löwenmähnige „Künstler" sind — ich weihe den Göttern dafür eine Hekatombe dieser Ungethüme — hier selten) als von Gesunden besucht, welche von hier aus nach vielen Punkten der Tátra ausfliegen können. Der Wirth versorgt dann mit vorzüglicher kalter Küche und mit ausgezeichneten Weinen; die Führer sind gutmüthige ehrliche Deutsche aus den Ortschaften am Fuße der Berge, denen man sich auch bei Partien auf mehrere Tage gut an-

vertrauen kann, und verlangen geringe Zahlung. Manche lohnende Punkte, z. B. der Blumengarten, die Kahlbach, lassen sich sogar auf lammfrommen Kleppern erreichen. (Unsere Zipser Landsleute sind tüchtige Pferdezüchter, im Gegensatz zu den Slovaken, bei denen übrigens Dörfer und Felder sich sehr übel neben jenen der Deutschen ausnehmen.) — Ein sehr ehrenfester, fast patriarchalischer Ton wird von der Familie des Wirthes angegeben. Damen, bei denen „keine Würde, keine Höhe die Vertraulichkeit entfernt“ und welche die Freiheit auf diesen Bergen suchten, nahmen sogleich schüchtern, aber energisch Abschied; entweder bekehrt durch die schöne Natur oder, wie boshafte Leute lachend versicherten, durch den Wirth veranlaßt, der ihnen in der reichen Landschaft die Perspective der glänzenden Spitzen der — Gesellschaft? — nein, wohl aber der Gensdarmen-Pickelhauben eröffnete. Die Tüchtigkeit und Solidität einer deutschen Hausfrau zeigt sich auch in den genau zutreffenden, sehr billigen Rechnungen.

Die schönste Unterhaltung bietet hier die Natur, welche wie ein Stahlbad auf Leib und Seele wirkt; bei Tisch spielen häufig bekannte, von der Badegesellschaft durch Subscriptionen unterhaltene Zigeunerbanden; die lebenslustigen, schmucken blauäugigen Zipserinen und die feurigen Ungarinen, die bekanntlich nicht zu unseren „üblen“ Zeitgenossinen zählen, haben am Abend nicht selten das Vergnügen eines Tanzes; beim Regen jedoch, der hier öfter Tage lang in Gestalt von Schnüren eine Verbindung zwischen Himmel und Erde darstellt, fliehen sich die Geschlechter und wird

von den Männern den ganzen lieben Tag — man ist in Ungarn — Karte gespielt; gelesen wird nicht. In der That, wer in solcher Natur lesen kann, muß ein hart gesottener Sünder mit eisernen Eingeweiden sein; wer ein Buch in die Hand nimmt, thut eben nur so und liebäugelt mit dem Buche, vielleicht auch mit der schönen Nachbarin; wer kann denn allen Leuten, die „schöngeisteln", ins Herz schauen?

Das Interessanteste, was ich in diesen Bergen erlebte, knüpft sich an die Besteigung der „Lomnitzer-spitze."

Das Morgengrau eines der ersten Augusttage (1859) fand uns schon gerüstet. Ein gründlicher Regen war die Nacht hindurch gefallen, noch lagen auf den Bergen schwere Nebel, die langsam ins Thal sanken; die Führer, die schon lange vor uns scharf ausgelugt hatten, versäumten nicht, auf die guten Zeichen aufmerksam zu machen. Wir stiegen den Wald hinauf, die als Eine Fläche bis zum Gipfel aufsteigende, hier unzugängliche, mit Schutt übergossene und mit langem Gras hoch hinauf bedeckte Schlagendorfer Spitze im Gesicht. Die Sonne stieg allmälig hinter Bergen und Wäldern hervor; hell glänzten in Diamanttropfen die violetten Blüthen des Haidekrautes und die rubinrothen Preißelbeeren; bis zur Erde neigte sich dankbar die zarte Berganemone, jugendfrisch hatten die schlanken Lärchen- und Fichtenstämmchen das nächtliche Bad abgeschüttelt, und nur ein duftiges Naß zitterte wie hingehaucht auf den grünen Nadeln; das Leben der Insekten begann, und auch uns rieselte der Sonnenschein bis ins Herz hinein. So wander-

ten wir rüstig bergan, die Füße genetzt von irdischem Thau, die Seelen gebadet im himmlischen Blau. Tiefes Schweigen erhöhte den Ernst der Landschaft; nur der lang gezogene Ruf eines einsamen Kreuzschnabels unterbrach die sonntägliche Ruhe, weithin durch die Luft getragen und an den fernen Felswänden leise ersterbend. Zur Linken und im Hintergrunde traten die schönen Formen der stattlichen, anziehend durch einander gewirrten Liptauer Berge heraus. In wenig Augenblicken war das freundliche Schmecks völlig verschwunden. Nach rechts führte der Weg zu der Kahlbach, welche mit dem westlichen Arme von dem Hauptkamme, mit dem östlichen von den „Eisthalerspitzen" entspringt. — Das Thal des westlichen Armes, unten mit Geröll und moosbedeckten Blöcken bedeckt, ist so versumpft, daß das Wasser erst am Ende der Schlucht aus den Trümmern hervor quillt; weiterhin auch schwer zugänglich, birgt es im oberen Theile zwischen grünen Wiesen kleine Seen, in welche zahlreiche Staubfälle herab rauschen. Unter diesen ist durch verhältnißmäßig hohen Fall, reiches Farbenspiel und Gewalt des herabgestürzten Gewässers das „Treppchen" bei Weitem der bedeutendste. — Unser Weg führte längs des östlichen Armes; seine Wellen strömten, durch den Regen des letzten Tages geschwellt, reichlich dahin im herrlichsten Amethystgrün, über mächtige Felstrümmer springend, stürzend, rauschend und schäumend, dabei von krystallener Klarheit; ein flüchtiger Abstecher brachte uns zu den kleinen Fällen der unteren Kahlbach.

Wenige Schritte weiter standen wir an dem östlichen

Fuße der Schlagendorfer. Wie abgeschnitten erscheint hier dieser Berg und zieht sich nordwärts als eine gigantische Wand, senkrecht aufsteigend. Unten füllen riesige, wild über einander gehäufte, scharfkantige Felstrümmer mehr als Eine kesselartige Vertiefung aus und lassen nur kärglichem Krummholz Raum sich hindurch zu zwängen. Diese Massen erwecken unwillkürlich den Gedanken, sie seien durch eine furchtbare Naturgewalt mit einem Male herabgestürzt worden; und in der That wurde im Jahre 1860 in dem Schlagendorfer Archive die Entdeckung gemacht, daß diese Trümmer der ehemalige Gipfel der Schlagendorfer Höhe sind, welcher bei dem Erdbeben des Jahres 1662 herab gestürzt ist.

Ein leichtes Brückchen führte uns bald auf das andere Ufer des Baches; hier nahm uns ein mit Moos, Sumpf und jungem Wald bedeckter, etwas unwegsamer Fels, „das Steigchen", auf. Von diesem Standpunkte gesehen eilt die Kahlbach wie ein gleissendes Silberband, rasch durch Erdrücken und Wald in die Ebene hinab und scheint in Folge einer optischen Täuschung zu dem Berge zurück zu fließen, wenn das Sonnenlicht die von vielen Felsblöcken lang gefurchte Oberfläche des Wassers flimmernd übergießt*). Hinter dem Steigchen betraten wir das furchtbar

*) Den Einschnitt, mit welchem sich das Kahlbachthal in der Breite von ungefähr 3000 Fuß durch den glatten Gebirgsfuß in die Ebene hinaus fortsetzt, hält Major Sonklar für die Wirkung vormaliger Gletscher. Der Bergfuß erstreckt sich meilenlang neben

wilde Hochthal des oberen Kahlbaches, rechts und links von 3000 Fuß hohen, zackigen nackten Felsen eingeschlossen; nur einzelne Tannen stehen hier, traurig und halb vermodert, von langem Bartmoos umhüllt, vom Winterfrost getödtet; manche lehnen halbgeknickt an einander, andere liegen in die Fluthen gestürzt und von den Wellen des ausgetretenen zornigen Baches hinab getragen, hart am Wege; Scenen, würdig einer Landschaft des höchsten Nordens. Kein Singvogel besucht die unwirthbare Stätte, kein Raubvogel schwebt über der Schlucht, selten durchirrt ein Käfer, ein Schmetterling die bange Einöde; keine Alpenmatte lacht mehr; nur das Rauschen des unwirschen Wildbaches und der freundliche Saum von subalpinen Pflanzen am Ufer, mit denen wir unsere Hüte kränzten, erinnern, daß das Leben, welches hier stufenweise erstarrt, noch nicht ganz erloschen ist. Mitten darein haben sich Felsblöcke eingenistet, durch Unwetter von den Gipfeln herab geschmettert. — In der Ebene unten, voll von Städten und Dörfern, freute sich Alles im goldenen Licht, und die Wipfel der ernsten Wälder erglänzten freundlicher und selbst die Felsen nahmen einen rosigen Hauch an; aber in dem Thale des Todes oben herrschte nur finsteres Schweigen und schwermüthiges Dunkel.

---

der ganzen Front des Gebirges, in gleicher Breite, gleicher Entfernung vom Gebirge, ziemlich gleichem Niveau. Er ist aus Felstrümmern von jeder Größe zusammengesetzt und pflanzenarm; seine Fortsetzung, reichlicher mit Grün bestanden, reicht zu hoch hinauf, als daß man füglich eine bloße Zusammenschwemmung durch abstürzende Bergwässer annehmen möchte.

Der Weg wird nach anderthalb Stunden durch einen ansehnlichen Felsblock, der bis an den Bach sich lagert, abgesperrt. Das ist der „Feuerstein", unter welchem alberne Leute die Nacht vor der Bergbesteigung zubringen, bei welchem andere Besucher Halt machen, um zu frühstücken und von dem köstlichen Wasser zu trinken. Im Sommer übernachten hier einige Zeit Hirten der Tátra, welche dann nomadisch herum ziehen, weil sie für ihre Heerden in jedem Thale, jeder Schlucht nur einige Tage Nahrung finden. In jener Höhe, wo der Alpenhirt noch üppige Wiesen hat, kommen hier nur einzelne Grasbüschel fort; eben deshalb enthalten diese Hochthäler keine Sennhütten mehr, sondern nur „Koliben" (Baracken).

Von da an verengt sich das Thal ungemein; auch die vordere Wand tritt heran; die Schutthalden unten sind mit Krummholz reich bekleidet.

Die Anhöhe, welche links zu den fünf Seen führt, ist mit Granittrümmern von mannigfacher Größe und Gestalt bedeckt: oft nur loses Geschiebe, kaum faustgroß, oft mächtige Blöcke, scharfkantig, Händen und Füßen bei jeder Berührung durch ihre Bewegung unangenehm, oft ungeheure Würfel. Die Scene ist großartig: links der mittlere Grat und als dessen abenteuerlicher Abschluß die wilde gigantische Klippe der Königsnase, ein unvergesslicher Anblick. Rechts von ihr bilden zwei Felsmassen, gegen einander gestürzt, eine luftige Brücke über dem senkrechten Abgrund; geradeaus starren die vorderen Eisthäler, aus deren Schluchten die Kahlbach geschäftig

strömt, und rechts in schwindelnder Höhe ragt die Lomnitzerspitze. Felsblöcke liegen umher, nackt oder moosgepolstert; unter dem Schnee, der die grünen Seen bankartig umlagert, fand ich in früheren Jahren neben saftigen Grasflecken die zierlichsten Schneehyazinthen. Der Bach plätschert von einem See zum anderen herab; hinter dem letzten wird das Thal durch einen Felsrücken wie durch einen Riegel gesperrt. An einer 120 Fuß hohen Wand fällt der Bach herab, prallt auf eine Steinwulst, springt schäumend zurück, zerstäubt, zerreißt und klettert in mehreren Adern als Schleierfall herab. Bei dem Umwenden erscheint plötzlich, gegen die Scenerie oben gehalten, das malerische, aber so unwirthbare Thal der Kahlbach pflanzenreich; ein lieblicher Magnet jedoch ist das grüne Thal der Menschen, in welches man von oben wie in eine andere Welt hinab blickt.

Aehnlich wie dieses Thal sind die meisten Thäler oder richtiger tiefen Schluchten der Tátra gestaltet; sie beginnen bald kesselförmig abgeschlossen, und bald als Abgründe, häufig in der Höhe von 6000 Fuß, und stürzen, trümmererfüllt, abwechselnd als Becken und Schluchten in der kürzesten Linie und meist ohne alle Vegetation zur Thalsohle hinab. In dem Bette der meisten poltern in tiefen Furchen klare Bäche über Blöcke herab, oder setzen, wie in den Liptauer Bergen, in Fällen über die Riesentreppen der Felsen, oft ohne Bett, immer aber rasch, als wollten sie der schrecklichen Einsamkeit entfliehen. In den Thälern unten empfinden Pflanzen, Thiere und Menschen die Nähe des unwirthbaren Gebirges durch den großen Temperaturunter-

schied zwischen Tag und Nacht, die kalten und scharfen Winde (die Zipser wissen immer, woher der Wind weht, er kommt aus Norden) und einen Winter, der dem auf den Inseln nördlich von Schottland entspricht. Nur deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer waren im Stande, hier, wo Ende Mai die Knospen springen und Ende August der Herbst sich einstellt, und unter ungünstigen Verhältnissen ein so tüchtiges bürgerliches Leben zu entwickeln, wie die Zipser einst aufweisen konnten. Man bedenke nur, daß auf der Nordseite der Tátra selbst am Fuße der Berge das Getreide nicht immer reift.

Ich kehre nach dieser kleinen Abschweifung zu unserer Bergbesteigung zurück. Rechts ziehen sich zwei Wege zu der Lomnitzerspitze; wir ließen den entfernteren, in einem alten Wasserrinnsal voll Geröll, links liegen und kletterten um Felszacken herum, neben jäh überhängenden Wänden, den ungemein steilen Hang hinan. An mancher Stelle half die Hand dem Fuße nach auf dem vielfach gewundenen Pfade. Manchmal nickten noch im leichten Luftzuge die weiße und rothe Hauswurz, der gelbe Hahnenfuß und mancherlei Saxifragen, dazwischen Enziane und magere Grasrispen; doch überall fehlt der rauhen Tátra der reizende Schmuck der Alpenrose, der unvergleichliche Farbenschmelz der Gentianen und anderer Alpenpflanzen mit metallisch glänzenden Blüthen. Dagegen sprießt auf entfernteren Bergen das Edelweiß und entwickelte sich, in einen Garten des nahen Kesmark verpflanzt, zu überraschender Ueppigkeit.

Die Tátra hat durch ihre Formation (Granit, Gneiß,

Glimmerschiefer) entschiedenen Alpencharakter, deshalb sind auch ihre Pflanzen Alpenpflanzen; aber nur zu schnell gehen diese hier in Moose und Flechten über, wie auch die Tanne gar bald durch das Krummholz ersetzt wird. Die Tátra ist auch nicht arm an Arten der Pflanzen, doch sind letztere nur spärlich vertheilt, Dank der Rauhheit des Klimas, dem festen, schwer verwitternden Gesteine, besonders aber den schroffen Abhängen, an denen kein Erdreich haftet; die Nordseite ist wegen des lockeren Gesteins und der sanften Abhänge minder vegetationsarm. — Die schon dem Knaben angeborene Begier, Pflanzen abzureißen, wurde durch die Gegenwart eines eifrigen Naturhistorikers gesteigert, dem unser Führer anvertraute, er habe schon einige „Blumenklauber“ und „Steinklopfer“ herauf geführt.

Jauchzen und Lachen, selbst Schreien im Chor erweckten in diesen ewig starren Höhen kein Echo. — Stundenlanges Klettern brachte uns zuletzt auf den Kamm, der einer ungeheuren Säge voll gräßlicher Scharten gleicht; rechts gähnte aus blauer Tiefe ein Abgrund herauf, die Seiten mit einem Schneefelde ausgegossen. So rasch hier die Tiefe hinab eilt, so trotzig steil und überwältigend springen links, jenseits des Kahlbachthales, Gräte und Spitzen des mittleren Grates auf, die, in fürchterlicher Nacktheit gegen Norden ansteigend, sich immer um einige hundert Fuß übertreffen, scheinbar so hoch, daß in manchen Augenblicken der Muth entsinkt, das Ziel, die Lomnitzerspitze, welche doch über allen Gipfeln thront, zu erreichen. Diese nun schaut über ungeheuern Terrassen, mit Kegeln und Trümmerhalden um=

geben, schroff und unheimlich fahl, ungastlich und scheinbar unersteiglich entgegen. Von dem furchtbar wilden, etwas abgestumpften Horne blickt das Auge immer wieder auf die mauerartig schroffen Abfälle, an denen man keine Spur eines Pfades bemerkt. In noch größerer Nähe wird der Eindruck des nackten weißgrauen, furchtbar zerrissenen Gipfels fast unheimlich; kolossale, aber lose Granitthürme scheinen senkrecht auf einander geschichtet zu sein. — Der Kamm, über 6000 Fuß hoch, hängt scharf gegen Ost ab und ist von zahlreichen, dicht mit Flechten überzogenen glatten, über einander gewürfelten Gneißplatten bedeckt, die rasch überschritten wurden.

Auf einem schmalen Felsvorsprunge wurde Halt gemacht; Schneewasser, lau und unschmackhaft, rieselte aus einer losen Schutthalde herab; rechts und links klemmten Felsen den luftigen Sitz ein, von oben reichte eine glatte Platte herab. Unsere Mittagsstation war etwas seltsam; überdies hing sie über dem Dunkel eines engen Abgrundes, der seinen Gruß höhnisch aus bodenloser Tiefe herauf sandte. Das Bild vor und um uns hatte etwas eigenthümlich Trostloses: überall hin spreiteten sich verwitterte Gräte und zertrümmertes Gestein; auch die festen Granitmassen nehmen von hier angefangen bis zum Gipfel fast die phantastischen Gestalten der Kalkalpen an, als Zacken, Zähne und „Thürme“, die alle nach Norden überhangen, umgeben von Schutthalden, getrennt durch Schlünde, die sich in Nacht verlieren; nirgends eine Spur, daß der Mensch noch ein Recht habe, hier zu weilen. — Hier blieb ein auffallend besonnener Gefährte

zurück und wartete, bis wir wiederkämen, denn, meinte er, er werde sich die Spitze lieber „vorstellen.“ Sanfte Träume lullten ihn, einige Klafter von unserem verlassenen Sitze entfernt, ein, bis ihm eiskalte Winde, Nebel und Regen den Schlaf des Gerechten störten und Langeweile sich theilnehmend zu ihm setzte. Jenes „Vorstellen“ mag aber diesem Herrn doch gelungen sein, indem er an der Abendtafel mehreren schüchternen Naturfreunden eine ziemlich lebhafte Beschreibung der Lomnitzerspitze entwarf.

Hatten schon vorher einzelne Wolken, die aus den Schlünden aufstiegen, sich angekündigt und die Großartigkeit der Scene erheben helfen, welche durch eine dämonische Stille noch gesteigert ward, so traten jene bald in der nächsten Umgebung massenhaft auf. — Die Steinhalden wurden rasch überschritten, obwohl sie gute Lust zeigten, mit uns thalab zu fahren; bald aber wurde das Klettern auf scharfem Grat beschwerlich, besonders bei der vielfach drohenden Nähe der Abgründe, durch welche die Lomnitzerspitze berüchtigt ist. Die horizontal von Westen nach Osten streichenden Gesteinschichten (und nur der Umstand, daß der Granit horizontal geschichtet ist, macht diesen Berg besteigbar) sind meist zwei bis drei Fuß und darüber hoch und bilden so Stufen von der Breite weniger Finger. Die Schichtung ist auf der Nordseite, also gegen die Spitze zu gehoben, so daß die meisten Klippen und Thürme ringsum gegen Norden geneigt erscheinen, oft stark überhangen, und bei dem Verwittern die seltsamsten Gestalten darstellen.

Plötzlich standen wir vor einem schmalen Abgrunde, in

den wir hinab und an dessen Bette wir zur nächsten Klippe hinauf sollten; zwei Felsen standen als Wächter am Eingange; tief hinab ging der von Lawinen und Moränen glatt geriebene Hang zu einem See; rechts und links umfaßte ihn eine steinerne Riesenblende. Zu unserer Aufmunterung erzählten die Führer, daß kurz vorher durch einen unvorsichtigen Tritt ein Student hinab gestürzt sei, unten habe man Haupt und Glieder des Verunglückten getrennt gefunden. Der Blick kehrte scheu zurück und heftete sich fest auf den Fels, denn der Abgrund übte eine unheimliche Anziehungskraft aus; der Mund verstummte, vor dem erschreckten Ohre summte leise mahnend die grause Weise von dem Tode des unglücklichen Jünglings. Niedergedrückt an den Felsen, in dessen kaum zolltiefe Ritze Hand und Fuß sich hastig einklemmten, athmeten wir etwas leichter auf, als wir, auf schneidig-scharfem Grat angelangt, einen Anblick hatten, der unter gewöhnlichen Umständen geeignet war, einem Zartnervigen Schreck und Angst einzuflößen.

Weithin breitet sich ein Felsabhang wie Eine riesige Steinplatte aus und senkt sich tief-ernst zum Abgrund, auf beiden Seiten mit scharfen Graten eingedämmt. So eigenthümlich ist diese Erscheinung, daß man versucht ist, zu glauben, der gewaltige Fels sei durch den Druck uralter Gletscher so blank gerieben worden, die einst in der Tátra vorgekommen sind. Wir klommen den Felsendamm zur Linken hinan, die Stöcke mußten zurück bleiben; denn nun wurde das „Clavierspielen" häufiger (so nannte der Führer das Steigen mit Händen und Füßen). Das lose Gestein giebt nach

und bringt im Herabrollen die Folgenden — nur Mann für Mann ist hier ein Klimmen möglich — leicht in Gefahr. „Obacht da hinten!“ „„Verdammt! Obacht da vorn!““ — Nun geht es eine Weile an ein Klettern und Winden. Jeder ahmt unwillkürlich Bewegungen und Schritt des Vormannes nach, nicht rechts, nicht links gleitet der Blick. Manche Bewegungen, in sehr bedenklicher Umgebung ausgeführt, geben hintennach wegen ihrer Gewaltsamkeit, Raschheit und Unmittelbarkeit Stoff zum Nachdenken über die Gesetze der Schwere, deren sie zu spotten scheinen. Manche Gefahr schien in der nächsten Nacht der Phantasie drohender als sie dies dem Auge gewesen, während sie zu bestehen war. „Kommt's noch dicker?“ fragte Einer am Ende des Rittes den Alten. „„Chjou, 's koumt nouch dicker,““ erwiderte er schmunzelnd. — Nun standen wir oben über dem Hange, welcher eine furchtbar schöne Augenweide abgab. Immer aufs Neue, unwiderstehlich zog er den Blick an, und da standen wir ins Schauen verloren; denn nackt und todt und Nichts als todt! das ist der Eindruck, welchen wie ein starrer grauer Spuk der wilde Hang (ein Gletscherschliff?) ausübt. Gern schließt sich das Auge, wenn es genug des Grauens eingesogen hat. Jugendlicher Uebermuth trieb Einige an, Steine herab zu schleudern, welche mit dumpfen Schlägen in lustig vollen Sätzen hinab schnellten. Die Seiten des Berges zitterten leise, die Blöcke zerschellten, und mit ihnen rasselte tief unten das Gerölle hinab. Mit Lust und Grauen fängt das Ohr in diesem Reiche dämonischer Stille den Schall auf; aber nur die Nähe fester Felsklippen

giebt das Gefühl kecker Sicherheit, denn blos eine niedere Felsleiste trennt von dem Abgrunde.

Und nun vorwärts! Nun zur Linken hinab über die Felswand! Da stehst du mitten im Bette einer trümmererfüllten Wasserrunse, oben festes Gestein, unten von Lawinen, Blitzen, Wolkenbrüchen und Steinmoränen zerrissen. Mitten durch geht der Weg auf der handbreiten, steil abfallenden Grenze zwischen Geröll und Muttergestein; doch aufrecht, mit raschem, leichtem Tritt wird die zweite Wand erreicht. Und nun muß die letzte steile Höhe genommen werden. Die Beine weithin gespreitet, ventre à terre, die Finger in die Spalten eingegraben, die glatte Fläche hinan kann vielleicht manchen Schreckhaften nur der Anblick der nahen Spitze und eine gewisse Resignation oder vielmehr ein rhapsodischer Fatalismus von der Umkehr abhalten. Die uns begleitenden Musensöhne beseelte mit Einem Schlag der Ehrgeiz, vor uns die Höhe genommen zu haben; doch auch hier galt das Mann für Mann. Aber viel minder arg schienen zuletzt die lothrechten Wände, auf welche man sich wie ein Schornsteinfeger durch die Engen hinaufschiebt. In einer Art Rinnsal stellt sich ein höchst naseweiser, ausgebauchter Felsblock, glatt, vom Mutterfels getrennt, bis zum Halse reichend als die letzte Tücke des Bergesalten entgegen, welcher seinen höchsten Thron gegen zudringliche Menschlein verbollwerkt. Endlich doch auf seinen Rücken halb hinauf gekrabbelt, muß man auf dem Leibe, platt gestreckt, eine verwegene Drehung um seine eigene Achse ausführen. Die Weltanschauung, welche ich in

diesem Augenblicke gewann, war, ich gestehe es, etwas unklar.

Doch victoria! Nun waren wir oben, und im Augenblicke Niemand so hoch gestellt vom Balkan bis zum Eismeer.

Der schmale, von Westen nach Osten gestreckte Gipfel wurde von unserer kleinen Gesellschaft (zehn Personen) ganz eingenommen; gegen Westen liefen noch einige tief gefurchte unzugängliche Zacken zu dem Eisthaler Kamme. Die kühlere Luft der unteren Schichten trinkend, lagen und hockten wir, die Augen geschlossen, auf der „Spitze", welche nirgends horizontal ist, sondern mit einigen Platten gegen Süden, auf welcher Seite wir heraufgelangt waren, mit den meisten gegen Norden abfällt, so daß jeder Schritt oben bedacht sein will; nur wenige Zacken erheben sich einige Fuß über den Scheitel. Wir mußten uns erst an unsere Lage gewöhnen; denn zu den Füßen stürzt nach Osten und Westen der Gipfel senkrecht hinab (im Westen sogar 2000 Fuß tief), im Norden aber noch immer so steil, daß ein Wagehals vor etlichen Jahren bei dem Versuche, hinab zu klettern, nach den ersten Schritten den Tod fand.

Die Kuppe war nicht mit Schnee bedeckt, sondern mit dürren Flechten grün und gelb gesprenkelt. Daß diese und andere Tátraspitzen, obwohl 500 Fuß über der Schneegrenze, weder Gletscher noch breite Schneemassen, sondern nur schmale Eis- und Schneefelder in den Schluchten enthalten, erklärt sich aus der geringen und nicht zusammenhängenden Masse des Gesteines über der Schneegrenze, aus der freien

Lage des Gebirges, zumeist aber aus dem raschen Abfall der Wände.

Nach wenigen Minuten kamen urplötzlich aus allen Gründen Wolken angefahren, wogend, wallend wie ein Meer im Aufruhr, breiteten sich mit Blitzesschnelle aus, und augenblicklich war Alles mit Wolken übergossen bis zu unserem Gipfel, welcher zum kahlen Felsenriff im wilden Ocean ward. Ein Gefühl der Verlassenheit und hilflosen Schwäche gegenüber solcher Uebermacht der Natur bemächtigte sich unser, aller Zusammenhang mit der Menschenwelt und der Mutter Erde schien zerrissen; kein lauter Ruf mehr ward herausfordernd ausgestoßen, schweigend und ernst wartete Jeder auf den Ausgang.

Wie, wenn nun einer der berüchtigten Tátra-Nebel aufsteigt, so dicht, daß der Vordermann nicht zu schauen? oder ein Regenguß die glatten Steine noch schlüpfriger macht, das Gerölle loser? Wenn uns auf dem Gipfel ein Gewitter überrascht, oder auch nur ein Sturm überfällt? Was ein solcher vermag, zeigten die zerspellten Trümmer der in den Felsen eingerammten Triangulirungspyramide, welche wir im Abgrunde liegen sahen. Wie — führte die geschäftige Phantasie weiter aus — wenn nun ein Erdbeben diese Berge erschütterte, gleich jenem im Jahre 1662, welches von dem ehedem höchsten Berge der Tátra, der Schlagendorfer Spitze, den Gipfel abriß und mit dessen Trümmern einen Thalkessel ausfüllte?

Erst als wir in dem flüssigen Golde des Tokayers das Ungarland und dessen vielsprachige Bewohner leben ließen,

wurden Kopf und Herz etwas frischer. „Wie wird das Wetter werden?“ — „„Wenn ich möcht' Gott sein, möcht' ich wissen,““ erwiderte der ältere, ganz ergraute Führer. Jene Beängstigung rührte aber nicht von körperlichen Ursachen her, denn meistens stand die Sonne rein über uns oder wirkte unbehindert durch den leichten Nebelschleier, welcher hoch über uns schwebte; die Wolken lagerten sich von unten genau bis zum Gipfel, welcher ganz klar blieb und — was wohl nur der auffallend heiße Sommer von 1859 möglich machte — reichlich bedeckt war mit ab und zu schwärmenden Insekten: Käfern und Fliegen, welche sich gefallen lassen mußten (denn endlich überkam uns auch Langeweile und wir fingen doch lieber Fliegen als Grillen), in eine rumgefüllte Flasche zu wandern. Sogar zwei verirrte Schmetterlinge besuchten uns flüchtig. Kein Lüftchen regte sich und es herrschte eine behagliche Wärme. Unverhofft wurde nach einer langen, langen Stunde die Grabesstille unterbrochen; dumpf, aber weithin tönte das Grollen fernen Donners; wir wechselten überrascht, aber schweigend vielsagende Blicke; die Führer mahnten wiederholt und dringend zur Heimkehr und stellten eine ganze Bildergallerie von unangenehmen Möglichkeiten in Aussicht; Das verfing aber bei uns nicht, wir blieben.

Plötzlich erhob sich ein Windstoß und riß mit Einem Ruck die Nebel zu unserer Linken hinweg. Die Schwindelfreien traten an den im Westen etwas erhöhten Rand des Abgrundes und schauten an der 2000 Fuß senkrecht hinabfallenden Wand in die von Felsen umstarrte Tiefe. Finster

wie schwarze Spiegel blickten die fünf Seen (6000 Fuß über dem Meere) herauf aus dem wallenden Nebel, dessen Oeffnung in diesem Augenblicke selbst einen Abgrund bildete, und warfen das Antlitz der grimmigen Felsen um sie her zurück. Wie wohl that dieses finstere Bild! War es doch ein Stück der „fest gegründeten dauernden Erde.“ Die bange Erwartung löste sich in einen unwillkürlichen Schrei der Ueberraschung und der Freude. Allmälig trat die „Königsnase“ in furchtbarer Majestät mit der Spitze heraus, gespenstig wie der Riesenthurm einer Geisterburg, von Nebeln umgaukelt, scheinbar nickend, und höhnisch wieder verschwindend. Zuletzt ging die ganze Scenerie der fünf Seen aus dem räthselhaften Weben und Wogen hervor. Aber mit Gedankenschnelle schlossen sich die launischen Nebel, und Alles versank wie ein flüchtiges Phantasiegebilde.

Nach kurzer Frist lichtete sich der Nebel im Nordwesten vor uns; langsam, feierlich zogen die Dunstmassen zur Seite; ein grüner Fleck tauchte wie ein riesiger Edelstein auf; bald leuchtete zitternd ein Krystall hindurch, ein glitzernder See; die grüne Oase wuchs an; allmälig schloß sich ein freundliches Alpenthal auf: köstliches Wiesengrün, schimmernde Seen, weidende Heerden, Alles vom Sonnenschein märchenhaft verklärt; die Felsen selbst schienen in sanfter Beleuchtung ihren wilden Unmuth vergessen zu haben. Wie hingezaubert lächelte dieses Bild des Friedens, und so still, so heimlich still! Kein Blöken der Heerden klang herauf, kein Glockengeläute. Kein Horn, kein Ruf des Hirten, kein Gebell der Hunde, kein Schuß störte die ahnungsvolle Stille.

Mit angehaltenem Athem lauschten wir, als fürchteten wir sonst diese liebliche Schöpfung zu verscheuchen, welche wie ein holder Traum vor unserer Seele stand. Doch auch über dieses Feenbild zogen die Geister des Gebirges rasch ihren dichten Wolkenschleier.

Da, gerade vor uns im Norden, gährt und kocht der Nebel, graue Massen ringen mit weißen, glänzende, flatternde, lose mit dichteren, majestätisch hinwandelnden; die einen steigen senkrecht empor, die anderen setzen quer durch die eilenden; andere ziehen in neckischen Wirbeln und seltsamen Verschlingungen daher, launenhaft wie scherzende Gedanken, alle doch leicht, zart, luftig. Einzelne lagern sich schmeichelnd zu unseren Füßen, schmiegen sich längs dem Gipfel hin, reißen sich los und steigen als lichte Bälle mit Einem Ruck lothrecht empor, einen langen Nebelstreif mit sich reißend; einer Riesenblume gleich wachsen sie gen Himmel und eilen endlich als winzige Wölkchen silberglänzend fort nach Süden.

Mitten in dem Kampfe wird eine dunkle hohe Masse sichtbar, unbeweglich; langsam, stoßweise fallen die Nebel an ihr herab, allmälig hat sich die Felsspitze entpuppt; das ist der Karfunkelthurm. Auf seiner Spitze leuchtete einst weithin ein Karfunkel. Doch ein noch köstlicheres Kleinod barg die Tátra dort vor zweihundert Jahren: ein Schäfermädchen von wunderbarer Schönheit, und in dem Himmel ihrer Augen vergaß man alles Leid und Weh der Erde. Doch ihr Sinn war stolz, und sie wollte nur Dem

ihre Hand reichen, welcher den unersteiglichen Karfunkelthurm ersteigen und das Kleinod herab holen würde. Als einst Teïkel's Sohn (Tököly's Sohn) vom Kesmarker Schloß das Mädchen erblickte, fühlte er sich wie umgewandelt; er wollte das Mädchen gewinnen oder nicht mehr leben. Sogleich stieg er allein hinauf ins Gebirge und erklärte dem Vater des stolzen Mädchens, daß er dessen holdes Kind zur Gemahlin begehre und es noch heute zur Gräfin erheben wolle. Der Bätsch (Schäfer) war zwar „unmiglich" (sehr) erfreut, theilte aber dem vornehmen Freier mit, daß schon mancher reiche und schöne Graf um sein Kind geworben habe, aber vergeblich, da es vor eitlem Stolz nicht von seiner Bedingung abstehe. Durch den Anblick des eben erscheinenden schönen Mädchens begeistert, erklomm des alten Teïkel Sohn die Spitze; doch unbeweglich blieb das Kleinod, welches die Fee des nahen Sees hinauf gebannt und gegen Menschenhand gefeit hatte. Doch Teïkel's Sohn, rasch zur That, legte die Pistole an den Fels und drückte los; der Kraft des Pulvers widerstand der Bann nicht; doch war der Zauber der Fee noch mächtig genug, den Stein mitten in den See stürzen zu machen. Aber blitzesschnell warf sich ihm Teïkel's Sohn nach und tauchte auf den Grund des Sees; hier erglänzte eine Stadt von Feenschlössern aus Granat und Karfunkel. Von allen Seiten umschlossen den schönen Erdengast die holdesten Feen, küßten und liebkos'ten ihn,

Und alten Teïkel's Sun von Schloß
Mechts nech e Grimmelchen Verdroß;

Denn wie nen nur eïne hat gepossst,
So hat er von Mäïdchen schunt nischt meï gewossst.
(Lindner.)

Für einen Augenblick wird es wieder zur Linken hell; wie ein Silberfädchen glänzt vielfach gewunden in der Schlucht die Kahlbach, und selbst der „Riesenfall" erscheint wie ein niedliches Kinderspielzeug. — Alles um uns ist im Wechsel; die Wolken schreiten auf und nieder, vom Sturm gepeitscht, gezaust, aus einander geweht; die Sonne liegt im Streite mit den Nebeln; die Berghäupter scheinen zu taumeln, nur unser Gipfel steht. Doch wie auch der Wind die Wolken zerweht, stets rücken neue an, um auch im Fluge gehemmt und zerrissen zu werden. Ein warmer Windstoß fegt den langen Hang eines Bergriesen rein und macht eine ferne Schlucht zum Wolkenzwinger, See und Wald und Fels erglänzen. Ein kühler Windstoß stürmt heran, prallt an den Hang, die feuchte Luft ist im Nu zu Nebeln umgewandelt, aber rasch fallen diese wieder herab. — Minuten lang waren wir von der Menschen schöner Wohnung geschieden, und aufs Neue erschien anheimelnd die Ebene mit ihrem Hintergrunde, den grünen Bergwällen. Nach jeder Pause begann der Kampf aufs Neue. Dichter Regen fiel aus dunklen Wolken gegen die Erde; goldenen Flitter streute die Sonne darein und ließ den Saum der Wolke im Silberschimmer blühen. Doch nicht auf die Fluren herab fiel der Regenstreifen, er blieb in der Luft hängen. Die leicht beschwingten warmen Winde schleiften und zerrten daran, schoben die Dunstmassen aufgelöst vorwärts, erleichtert stieg

die Wolke langsam auf und zog luftig von dannen. So laut die Seele aufjubelte, so laut jauchzte die Kehle auf.

Die Wolken verzogen sich endlich größtentheils, und wenn auch die wellenförmige Ebene Galiziens uns ganz verhüllt blieb, schloß sich jetzt deutlich das Innere der Tátra auf, deren nackte, schneidige Kämme und Klippen, Vorsprünge und Widerlagen, ihre Bäche und Seen, das leuchtende Weißgrün der Felsenhäupter und die blaue Finsterniß der Abgründe, die dunklen Wälder am Fuße und die glänzenden Schneefelder am Gipfel und mitten darin die Oasen grüner Matten, welche doppelt freundlich in der gräßlich zerrissenen Felsenwüste anlächelten. Nur der Nordabfall des Gebirges blieb uns verborgen, da die Lomnitzerspitze etwas südwärts vom Centralkamme steht. Luft, Wasser, Schnee, Moränen, Hitze und Frost, welche seit Urzeiten an dem harten Gesteine nagen, haben die dem Granit eigenthümlichen Kuppen meist schon zerstört und die Gipfel in trümmerbedeckte Pyramiden verwandelt, ja dem Granit die phantastischen Gestalten der Sandsteingebirge aufgenöthigt. Blitz und Donner, Sonne und Sturm, galvanische und elektrische Kräfte helfen der Erosion und der chemischen Einwirkung des Wassers nach.

Mit Bestürzung erblickt man die Schaar trotziger Gesellen ringsum. Gleich im Rücken steht die Kesmarkerspitze und der Grüneseethurm, dann der Durlsberg, von dessen Zinne man deutlich Krakau erkennt, näher heran der Weiße- und der Rotheseethurm, voran der Karfunkelthurm, nach Westen die Nadel der

Eisthalerspitze (der Schwarzeseethurm), der Kastenberg, die Wissoka, der große Krivan, im Süden der Tschabi, die Mengsdorfer- und Schlagendorferspitze, alle mit „Thürmen“ gekrönt, kühn und finster, und dazu dieses unverbrüchliche, erschreckende Schweigen. Nicht leicht wird ein zweiter Punkt in Mitteleuropa die Phantasie so befremden und sie doch so ganz gefangen nehmen durch ein so großartiges Bild voll Unruhe, voll unbeschreiblicher gegensatzloser Wildheit, voll von Zeugnissen einer unablässig zerstörenden Natur. — Der schönste Berg des Hochgebirges ist aber der Krivan, der Stolz der Liptau, welche man von seinem Gipfel noch besser überblickt als die Zips von der Lomnitzerspitze. Obwohl nur 7800 Fuß hoch, überragt dieser Kegel mit seinem schönen Gipfel alle seine Nachbarn und steigt unmittelbar aus der Ebene auf, so daß er wahrhaft kolossal erscheint. Selbst das Besteigen ist bequem und genußvoll durch die grünen Wälder, Matten und Büsche. Nach vielen Seiten springt der zackige Stock des Berges in kahle, senkrecht abstürzende Aeste aus, und die Seen unterhalb der schnee- und eiserfüllten Schluchten, welche nie ein Sonnenstrahl trifft, werfen das wild empfangene Bild verkleinert und überraschend freundlich gestaltet zurück. Fast auf der Spitze entspringt die Belanska und bildet sogleich in Schaumwirbeln einen der reizendsten Wasserfälle.

Vorn zieht sich der „Hochwald“ nach Süden zu der „niedern Tátra“, dessen Fortsetzung alle Zuflüsse der Donau von denen der Theiß und sogar in der ungarischen Ebene

als leichte Anschwellung Donau und Theiß trennt. Der höchste Punkt jener südlichen Parallelkette ist der Kegel des Königsberges, einer Perle in dem Kranze der Karpaten. Sein weit gedehnter Gipfel mit schwellenden Matten und würzigen Kräutern geschmückt, ist als Fundgrube vielen ländlichen Heilkünstlern weit bekannt; die zahlreichen reizenden Wasseradern des südlichen Abhanges fließen in die überaus schönen Thäler des Comitates Gömör. —

Die Nebel wurden allgemach wieder dichter; überdies begannen zwei Gewitter gegen uns heran zu rücken. Wir hatten über drei Stunden vom Feuerstein gebraucht und waren über zwei Stunden — ein seltener Glücksfall — auf der Spitze gewesen. Es war Zeit, an den Rückweg zu denken. Ich brachte schnell unsere Erlebnisse in einige schlechte, aber wasserdicht verwahrte Verse. Alle contrasignirten, damit unsere Namen nicht der Nachwelt verloren gingen, und Einige annectirten sich Stücke der Lomnitzerspitze (die Verhältnisse erlaubten ihnen dies). Das Herabsteigen war anfangs nicht ohne Schwierigkeiten, ja gefährlicher als das Hinaufklettern. Ich glitt auf einer Wand aus, mein Stock rettete mich von einem vielleicht tiefen Sturze, brach aber entzwei; nun liegt das weiland starke Rohr im tiefen Schneebette eines Abgrundes. Dennoch entwickelten wir, sobald die erste Gefahr überwunden war, wobei wir einsahen, wie heilsam das lange Verweilen auf dem Gipfel und das lange Hinabschauen in ungemessene Tiefen für Auge, Kopf und Fuß geworden war, allmälig einen durch die Vorsichtsmaßregeln unseres wieder zu uns stoßenden Gefährten

nicht gedämpften Uebermuth, welchen selbst das Gewitter nicht brach, als es uns auf dem Kamme einholte. Prasselnd krachte der Donner neben uns; hinter dem mittleren Grat stand unbeweglich, mauerartig eine schwarze Wolke; die Sonne beschien grell den Felsen, dessen Zacken gluthrothe Blitze umfunkelten.

Rechts von uns lag, 6000 Fuß hoch, ein aufgelassener Kupferschurf, wie deren einzelne in der Tátra gefunden werden, von deren Metallreichthum, namentlich an Gold, die Zipser von jeher die überschwänglichsten Vorstellungen haben. Indeß hat nur Mathias Corvinus ernste Versuche im Bergbau hier gemacht. Alte Sagen und selbst ausländische Chroniken erzählen jedoch von Leuten, welche durch das Auffinden gediegenen Goldes in der Tátra und deren Flüssen zu großem Reichthum gelangt seien*). In diesen

*) Um die Mitte des 18. Jahrhunderts soll ein Bürger aus Kesmark jährlich zweimal in die Tátra gegangen sein und von dort ansehnliche Klumpen Golderz gebracht haben, welches er an Krakauer Juden verkaufte. Die Sache war ein öffentliches Geheimniß, und der Mann lebte ausschließlich von dem Erlöse jener Ausbeute. Niemanden gelang es, den Fundort auszuforschen; auf dem Sterbebette entdeckte der Mann zwar den Ort dem protestantischen Prediger, doch dieser starb, ehe er aus der Mittheilung Nutzen ziehen konnte. — Ein Großschlagendorfer Bauer, Jekel, soll vor 80—90 Jahren aus einer Schlucht im Felkathale einen Klumpen Golderz, so groß wie eine Wasserkanne gefunden und dem Goldschmied in Igló verkauft haben. Im nächsten Jahre und späterhin fand der Bauer den geheim gehaltenen Ort mit Schnee bedeckt, später mit Geröll verlegt, das er allein nicht zu bewältigen

Erzählungen spielen namentlich die Italiener eine große Rolle, welche besonders aus der „Alabasterhöhle“ in wenigen Tagen außerordentliche Schätze trugen. Mancher harmlose Wurzelgräber galt für einen verkappten Ruthengänger aus weiter Ferne. Die Gesteine der Tátra gehören aber nicht zu den erzführenden. Die Eisenwerke bei Zakopane auf der Nordseite liegen im Kalke; von Edelsteinen kommen außer schönen Bergkrystallen nur Granaten, Rubine und Chalcedone vor.

Wir wandelten nicht ungestraft unter Tátraklippen, denn wir sahen sämmtlich bald sehr verwahrlost aus, und nur der grobe Regen machte uns wieder zu Leuten, welche sich gewaschen hatten. Einer meiner Gefährten erlitt beim Rutschen über eine Zacke, welche auch noch nicht gerade stehen konnte, so alt sie schon war, einen so eigenthümlichen Unfall an seinen Unaussprechlichen, daß wir, so oft er vor uns ging — er liebte es, den Rock durch den Führer tragen zu lassen — sehr lebhaft an die überall landesübliche Tracht der Bergknappen erinnert wurden. Gleiches Unheil traf einen zweiten Genossen; überdies gerieth er mit seinen durch den Regen zerweichten, krummwangig gewordenen und von dem scharfen Gestein zerschnittenen Stiefeln in völliges Zerwürfniß, welches so weit ausartete, daß er zuletzt nicht mehr wie andere Menschenkinder auf den Sohlen ging, sondern

---

vermochte. Nach 15 Jahren grub er mit anderen Bauern beim „Jekelsloch“ nach, ohne daß man über die Masse des Schuttes Herr werden konnte. — So die Ueberlieferung.

das etwas schwierige Kunststück ausführte, in den oberen Regionen der Stiefel, den Röhren, herum zu wandeln, was sich freilich zu einem verwickelten System von Rutschen, Stolpern und Gleiten gestalten mußte, woraus sich — wie es schien wider Willen — Gelegenheit zu zahlreichen Proben von Naturselbstdruck auf Stein, Rasen, Krummholz und feuchter Erde ergab. Jene unerhörte Gangart, diese unter solchen Umständen minder passende sitzende Lebensweise und deren jedesmal sichtbare Folgen, sowie der Umstand, daß der Hartgeprüfte eine Musterkarte von Farben an einem sonst dazu weniger gebräuchlichen Stück seiner Garderobe zusammen brachte, endlich seine unverblümt ausgesprochenen spitzfindigen Bemerkungen über Schicksalstücke riefen auch über den schuldlosen Zuschauer die Nemesis herab. Ja, das Unglück schreitet schnell, schneller als Einer, welcher auf Stiefelröhren einher schreitet. Bald traf seine ganze Nachkommenschaft, d. h. Alle, welche hinter ihm gingen, gleiches Loos, denn bei jedem Umfallen mit pflichtschuldigem Fluche von seiner Seite bekamen Alle „das Hinfallende", aber, so weit ich mich noch erinnere, vor Lachen.

Als wir in Schmecks ankamen, waren an sechzig deutsche Bauern unten, in blauer Weste und Jacke, blauem Beinkleid, Bundschuhen, großem Hut, und mit Hacken bewaffnet. Sie redeten den häßlichen „Garstvogeldialekt", welcher am Fuße des Gebirges gesprochen wird. Sie kamen eben von einer verunglückten Bärenjagd. Bär, Wolf und Luchs sind allerdings nur Gäste der unwirthlichen Felsgebirge. Den Steinbock, von welchem Alle noch fabeln, hat vorlängst Nie-

mand mehr gesehen. Die Zipser haben aber ein Stück Nimrodsnatur in sich und zeigen bei der Bärenjagd solche Kühnheit, daß Manche sogar den Bären mit Stangen aus der Höhle jagten. Manche „Wildner“ verpassen, in tiefen Schnee gebettet, die Winternacht auf Wölfe und die zahlreichen Füchse. Wenn der Gemsjäger Tage lang Nichts vor die Büchse bekommt, so ißt er aus Hunger bittere Kresse und Löffelkraut, besonders aber Gemswurzel, welche den Jäger kühn macht. Aber manche Schützen der Südseite liefern längstens am dritten Tage für 5 Gulden den gewünschten Gemsbock. Nicht zu häufig ist das „polnische“ Murmelthier. Falken und Steinadler machen Jagd auf Schnee-, Birk- und die in der Zips häufigen Haselhühner. Doch auch der Auerhahn balzt in den Wäldern der Tátra. —

Sehr interessant ist, was der „Ungarische Simplicissimus“, eine Nachbildung unseres deutschen Volksbuches aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, über ein dreitägiges „Durchkrebseln“ der Tátra erzählt. Als er — ein Schlesier — aus Galizien an dem Gebirge vorüber mit zwanzig Gefährten nach der Zips reiste, mußte er sich an eine große Gesellschaft, welche noch auf Verstärkung gewartet hatte, anschließen, so daß über hundert Personen zusammen kamen. Die Grenzbewohner waren mit den damals an dem Grenzpasse zahlreichen Räubern einverstanden. Jene ließen sich die Reit- und Vorspannpferde, diese das Geleite bezahlen, obwohl sie billige Preise machten. — Ein Schulmeister führte für Geld und das Gelöbniß, ihm Wurzeln zu graben,

ins Gebirge. Schäfer, mit Feuerrohr und Balte (Hacke) bewaffnet, nahmen die Wanderer zwar mit dem Humor von Menschenfressern, aber gastlich auf. Dennoch durften Simplex und die Studentlein — um Niemanden in Versuchung zu führen — vor ihnen kein Geld sehen lassen. Steigeisen für Knie und Ellenbogen, Stricke zum Hinaufziehen und Herablassen erwiesen sich als nöthig. Von einem Berge in der Nähe des „Großvaters" — so nannte man das höchste Gebirge — erblickten sie Krakau mit dem Fernrohr, in der Tiefe aber Weiher, deren sich einer beim Hinabsteigen „kriebeldick" von mageren Fischen zeigte. Ihre Namen schrieben sie, wie alle Vorgänger, auf Pergament und verwahrten sie in Blechbüchsen. Simplex erzählt wiederholt von den Bären und den wilden Pferden des Steingebirges und berichtet eine wunderliche Art, die damals häufigen Gemsen zu erbeuten. Sie schoßen und „schrien tapfer auf jägerisch." Wirklich stürzte ein Gemsbock auf übereilter Flucht herab und fanden sich in dessen Magen zwei einst so hoch geschätzte Gemskugeln. — —

Die Seen sind eine besondere Eigenthümlichkeit der Tátra, nicht durch ihren Umfang, da der größte nur sechsundfünfzig Joch bedeckt, sondern durch ihre hohe Lage, 5—6000 Fuß über dem Meere, und durch ihre Umgebung. Ansehnlich ist dabei ihre Tiefe (die 190 Fuß des Fischsees sind schwerlich die größte Tiefe, welche also im Verhältniß zur Fläche auffallen muß), erstaunlich ihre Menge; in dem nicht vier Meilen langen Gebirge kennt man über fünfzig Seen! Sie liegen in den Rinnen der Hochthäler theils

in tiefen trichterartigen Abgründen zwischen steilen Felswänden, theils durch colossale Schutthalden aufgestaut, deshalb erstrecken sie sich vom Kamme gegen die Thäler hin. „Meeraugen“ nennt sie das Volk sehr poetisch, weil es vermeint, sie stehen mit dem Meere in Verbindung, und sogar Schiffstrümmer in einigen erblicken zu müssen glaubt. Sie erhalten beim ersten Schmelzen des Schnees, dann im Hochsommer, wenn die obersten Schneelager aufgehen, weiter durch die häufigen Gewitterregen im Hochgebirge und durch den reichen Thau ergiebige Nahrung. Ueberdies müssen die vorüberziehenden Wolken und die mit Feuchtigkeit getränkten Winde den kalten Wänden einen Theil ihres Wassergehaltes abgeben, ehe sie weiter dürfen. Sie speisen dafür die Bäche im Hochsommer und verhüten im Frühjahre und bei Wolkenbrüchen Ueberschwemmungen in den Thalebenen. Nur der Steinbachsee zeigt in dieser Beziehung eine sehr verworfene Gemüthsart. Ihr Wasser ist, wie das aller Tátragewässer, eiskalt, bei einigen den größten Theil des Jahres gefroren, bei allen krystallhell. Ihre Farbe, nach der sie häufig genannt werden (weiß, roth, grün, schwarz), verdanken sie theils den Gegenständen auf dem Grunde, theils, wegen ihrer geringen Größe, der wilden Umgebung; meist ist sie dunkelgrün, fast schwarz von dem grünen Granit und dunkelgrauen Kalk, die den Boden decken; aus manchen fließen die Bäche theils in stattlichen Fällen, theils als Staubregen nieder. Aehnlich wie in den Alpen verschwinden manche mit der Zeit durch allmälige Anfüllung mit Geröll und die unablässige Erosionsthätigkeit des Wassers.

Und doch ist neben so reicher Bewässerung so wenig organisches Leben!

Diese Seen gehören mit ihren Abflüssen 1) theils zu dem Dunajec im Norden, 2) theils und meist zum Poprad, und 3) einige zur Waag im Süden.

Ich will nur die interessantesten der Seen herausheben. 1) Sehr malerisch sind die Ufer der Seen und die wilden Engthäler der Flüsse auf der polnischen Seite, also im Gebiete des Dunajec. Oestlich von dem Thale der sieben hinter einander liegenden Seen liegt das schauerliche Thal der polnischen fünf Seen, die mit schneedurchfurchten Mauern umstellt sind, deren Abhänge fürchterlich über einander gerollte Felsblöcke bedecken; die Seen hangen durch Wasserfälle zusammen und endigen mit einem großen Falle. Der größte Tátrasee ist der Fischsee, das polnische „Meerauge", ganz der Alpen würdig. Fast wie ein Krater ist die schöne, stille Spiegelfläche eingeschlossen; 2—3000 Fuß hohe malerische Felsen mit Sägespitzen stehen im Süden, die grünen Granitwände des Westens mit bizarren Zacken, die Kalkfelsen im Osten flimmern mit eingesprengtem Quarz; im Norden durchbricht der See eine 80 Fuß hoch aufsteigende Wand, die voll grüner Sträuche hängt. In furchtbarer Oede liegen einige nahe kleine Seen (z. B. der gefrorene). — Unter den Seen des fächerförmigen großen Thalkessels der Jaworina ist der schwarze See, von den gefeierten „hinteren Eisthälern" gespeist, aber meist gefroren, der lohnendste. An seiner linken Wand braust in dem „Wasserloch" der Wasserfall eines unterirdischen Sees.

2) Doch auch die Seen des Popradgebietes weisen große Schönheiten auf. Bei den eigentlichen Quellen der Popper liegt der Hinzkasee, dessen Rückseite die entsetzlichen eisgefüllten Schluchten der Bastaspitze bilden; mitten unter diesen gähnt die enge Drachenkluft, deren Schnee nach der Sage mächtige Goldgänge deckt, von einem Drachen gehütet, welcher nach den Schatzgräbern Felsen schleudert. Der meisten, zum Theil noch nicht gehobenen Sagen kann sich der Krötensee rühmen. Unter dem Felsen, nahe bei den sieben Thürmen, der nach seiner Gestalt der Mönch heißt, liegen die köstlichsten Schätze, welche dieser Unhold bewacht. In manchen Nächten ist die wahre Gestalt des Mönchs sichtbar, das Haupt taucht sie in den Vollmond, ihr Schritt reicht über die Länge ganzer Thäler, in der Hand trägt sie die Schlüssel zu dem Schatze und bietet sie manchem Begegnenden freundlich an, Andern dagegen begegnet der Mönch zornig und muß durch Zauberkraft zur Herausgabe der Schlüssel gezwungen werden, Frevler tödtet er aber augenblicklich. In alten Zipser Familienmanuscripten werden die Orte angegeben, welche man betreten, die Abenteuer, welche man bestehen muß, um zu dem Felsen zu gelangen. In der Nähe soll einst ein Kloster und ein Kirchlein gestanden haben; als die Mönche nach der Sage vertrieben wurden, beschloßen sie ihre in der Höhle wohlverwahrten Schätze, weil sie solche nicht mit sich führen konnten, den Händen der Menschen zu entziehen, und vermauerten den Eingang der Kluft, zu welcher ein langer gekrümmter Gang führt. Die Stufen, welche einst zu den Schätzen

führten, sind eingestürzt und heute müsste ein gefährlicher Wasserfall übersprungen werden, um die goldene Schatzkammer zu erreichen, welche von zwölf Aposteln als Säulen getragen wird. In der Höhle breitet sich ein Meerauge aus, dessen Wasser mit mächtigem Rauschen von einem Geiste aufgerührt wird, welcher die Fackeln der Besucher auszublasen versucht. An dem Felsen vor dem Meerauge ist ein Gebet zu lesen, welches der sprechen muß, dem der Muth, vorwärts zu dringen, noch nicht gesunken ist; dann belehrt eine Inschrift, wie man über das tobende und brüllende Wasser gelangen kann. Hat man diese Schrecknisse überwunden und erreicht man das jenseitige Ufer, dann steht man vor der „Goldenen Grotte" wieder auf festem Boden. Ein Gebet, das man von dem Felsen abliest, schützt gegen den Zauber der bösen Geister. Nun schimmern die Wände von Gold, Silber, Diamanten und Edelsteinen. Alles, was im weiten Ungarlande vorkommt: Bäume, Früchte, alle Arten von Thieren, findet sich hier aus gediegenem Gold; hier hangen goldene Trauben, daneben glänzt trinkbares flüssiges Gold, goldene Hennen sitzen im Goldsande auf goldenen Eiern u. s. w. Wer zu den Schätzen gelangt, mag davon nehmen, wie viel ihn gelüstet, nur muß er hinterher den Zehent davon der Kirche und den Armen geben, sonst trifft ihn jäher Tod und sein Geist wird in die Höhle gebannt, wo er verweilen muß, bis ein anderer Besucher erscheint und den Zehent entrichtet. — Welche Art Pflanze oder Thier aus Gold geformt Jemand herausträgt, diese Art Pflanze oder Thier in der organischen Welt wird ihm

sein ganzes Leben lang Glück bringen. — Sollte Jemand länger als eine Stunde vor Mitternacht in der Höhle verweilen, so fällt mit Donnergekrach das Thor der sieben Thürme ins Schloß, und der Habsüchtige bleibt gefangen, bis nach Jahren oder Jahrhunderten ein Wagehals erscheint, der ihn erlöset. — Das Kleinod der Höhle bilden jedoch ein Krucifix, die heilige Jungfrau und die zwölf Apostel aus gediegenem Gold. Wer diese in der Absicht berührt, etwas davon zu entwenden, dem droht jäher Tod; sollte aber doch etwas von diesem Palladium entfernt werden, dann droht dem Reiche das größte Unglück und das Ungarland wird sogleich arm und eine Wüste. — — — Weiter östlich erstrecken sich im Felkathal drei Terrassen über einander; die obere beherbergt den Langensee, in dessen Umgebung kaum Flechten vorkommen, während die mittlere, noch im vorigen Jahrhundert ein Seebecken, heute ein üppiger blumendurchwirkter Rasenteppich ist, rings von reichem Pflanzenleben umgeben. Der Bach stürzt über die mit Granaten besäete Granatenwand mit einem 300 Fuß hohen Falle in den Felkasee, dessen Umgebung, ein schluchtenartiger Felskessel, vielleicht die wildeste der Tátra ist. Trümmerschutt bildet auf zwei Seiten fast wie ein Gebilde aus Menschenhand die Ränder. Stein und Wasser kämpfen hier noch um die Herrschaft und lassen fast kein Grün aufkommen, wiewohl ein naher See mit überreicher Alpenflora prangt. — Fast ihm an Scenerie ebenbürtig ist der grüne See. Von dem Lomnitzer Kamme springen an den Südrand des Sees fünf senkrechte Thürme im Halbkreise vor, die durch kleine

Felsen zusammenhangen; zwischen ihnen spalten sich Schluchten mit eingelagertem Schnee, durch deren Engen das Weißwasser abstürzt. Die Kupferbank im Norden zog einst manchen Schatzgräber und Schwarzkünstler an. Im Jahre 1662 strömte bei dem Erdbeben, welches die Schlagendorfer Spitze abtrug, dieses „Meerauge" so über, daß das sieben Stunden entfernte Kesmark und die umliegenden Dörfer furchtbar verheert wurden, wie denn bei dieser Gelegenheit ein See in der Tátra entstanden sein soll (ich vermuthe, der „neue See" oberhalb des weißen und grünen)*).

Ueberraschend durch die Schwärze seines Spiegels und die Finsterniß seiner Abgründe ist der schwarze See. Beide Seen sind durch eine sinnige Sage verbunden. In dem grünen See thronte einst ein Feenkönig, sein Liebchen aber bewohnte dort, wo heute der schwarze See steht, einen Palast von Gold und Diamanten, aber in nächtlichen Tiefen voll undurchdringlicher Finsterniß. Auf die Bitten seines

---

*) Es wäre somit dieses Erdbeben dem im Waagthale aus dem durch Ueberschwemmungen berüchtigten Jahre 1813 bekannten zu vergleichen. Bei einem sechsundfünfzig Stunden im Hochgebirge anhaltenden Gewitter ergoß sich die Waag in unerhörter Weise; ein gleichzeitiges Erdbeben in den Karpaten öffnete verborgene Wasseradern und Becken; Berge spalteten sich und strömten Wasser aus; Erdfälle und Bergstürze erschreckten das ganze Waagthal; — wie 1662 in der Tátra ein See, so blieb hier eine Versumpfung als Wahrzeichen zurück. Eine unklare Sage erzählt ferner von einer Ueberschwemmung in alter Zeit, welche viele Ortschaften am Fuße der Tátra zerstörte und Tausende von Menschen tödtete.

Liebchens verscheuchte der mächtige Feenkönig diese Finsterniß, indem er einen Karfunkel an die Spitze eines Felsthurmes befestigte, der wie die Sonne leuchtete, diese Eigenschaft aber nur so lange behalten sollte, als die Fee dem König, der sie als seine Gemahlin heim führte, treu bliebe. Einst aber erblickte ein benachbarter sterblicher Königssohn die Feenkönigin auf der Jagd im Gebirge, und Beide entbrannten in heftiger Liebe zu einander, ach — und bald verkündigte dem König das Verbleichen des Karfunkels, daß sein Lieb ihm die Treue gebrochen. Ergrimmt stieg der Feenkönig in die Tiefe des schwarzen Sees und nahm alle köstlichen Schätze, mit denen er die Treulose überhäuft, hinweg, ihr aber nahm er die Unsterblichkeit. Wohl ward sie die Gemahlin des Königssohnes; der racheglühende Feenkönig aber erfüllte den Busen Desselben mit Liebe zu einer Andern, so daß er bald seine Gemahlin verstieß. Reuig kehrte sie zu dem schwarzen See zurück; hier aber fand sie nur undurchdringliche Finsterniß; von Beiden verlassen, irrte sie nun wie wahnsinnig umher, rastlos, und konnte nicht leben und nicht sterben. Und heute noch, wenn tiefe Stille sich brütend über den Fichtenwald ergossen hat, hört man das Wehklagen und Schluchzen des schönen unseligen Weibes.

3) Unter den Thälern der Waagzuflüsse ist das Bélathal, ein ehemaliger Seeboden, das tiefste in der Tátra, aber noch immer 4540 Fuß hoch. Hier ist das herrliche Tychythal durch die Fülle organischen Lebens der „Garten der Tátra“, von dem man nur einen leichten Vorgeschmack in dem niedlichen „Blumengarten“, einer bunten

Pflanzenoase in einer humusgefüllten feuchten, gegen Stürme geschützten Mulde, westlich von Schmecks erhält. Mächtige Nadel- und Laubbäume, grüne Matten und reichfarbige Alpenpflanzen, üppige Giftkräuter und Moose von erstaunlicher Größe wetteifern, das Auge für das lange vermißte Grün reichlich zu entschädigen.

Ich kann von diesen Seen nicht Abschied nehmen, ohne eine Sage beizufügen, welche beweist, daß das Volk, dessen Phantasie durch die Wunder dieser Bergwelt entzündet ist und meist von Schätzen und Diamantnestern träumt, dabei doch die Zartheit des Gefühles sich bewahrt hat. Sie knüpft sich an einen der kleinsten Seen. Die schönste und sanfteste Schäferin und der stattlichste verwegenste Jäger dieser Berge liebten einander mit aller Kraft der unentweihten ersten Liebe. Eines Tages ward dem Mädchen der Abschied unsäglich schwer; von bangen Ahnungen ergriffen, beschwor sie ihren Liebling, abzustehen von der Gemsjagd, die er für den morgigen Tag vor hatte. Lächelnd beruhigte er sie, aber blieb unbewegt; er kannte sein sicheres Auge, den sicheren Fuß. Mit Angst erwartete ihn das Mädchen am nächsten, mit steigender Angst an dem zweitnächsten Tage; am dritten aber machte es sich von Verzweiflung getrieben auf, um ihn zu suchen, und fand ihn zerschmettert in einem Abgrunde. Sie konnte nicht schreien, nicht jammern, aber ein Thränenstrom rann über ihr bleiches Antlitz, unbeweglich stand sie da, lange Zeit, und unabläßig floßen ihre Thränen und sammelten sich zu einem krystallenen See. Sie aber ward vor Schmerz zu Stein und steht noch heute am Gestade

des Sees, der keinen anderen sichtbaren Zufluß hat, als die von dem Steine herabsickernden Wassertropfen. — In grauen Tagen hauste ein Ungeheuer in der Tátra, welches bald gleich einem Schatten erschien, bald gleich einem riesigen Menschengebilde mit zwei Köpfen; in dem einen Kopfe wohnte eine süße, unwiderstehlich einschmeichelnde und anziehende Stimme, in dem andern eine, die an Wucht und Wirkung mit dem Donner wetteiferte. Bei Tag blieb es unsichtbar, mit der Dämmerung begann sein gespenstiger Spuk. Mit der unwiderstehlich bethörenden Stimme lockte es Wanderer an sich und jagte sie dann mit der Donnerstimme über Schluchten und Abgründe, Felsen und Klippen so lange, bis sie erschöpft niedersanken und elend starben; gelegentlich fraß es auch wohl einen zu Tod Gehetzten. — Einst führte zwei Reisende der Weg von Polen nach Ungarn über die Tátra und zu einer Quelle. Da Beide von dem Ungeheuer Kunde hatten, wollte Jeder von ihnen hart neben dem Felsen, der an die Quelle grenzte, schlafen, damit das Unthier ihn nicht zuerst ergreife. Endlich kamen sie unter einander überein, daß sich Jeder zu den Füßen des Andern legen solle und sich Beide in denselben Mantel hüllen. Kaum waren sie eingeschlafen, so kam das Scheusal und sagte ganz betroffen, als es an jedem Ende einen Kopf und ein Paar Füße erblickte: „Ich habe siebensiebzig Berge ein Paar hundert Mal überschritten, aber ein solches Unthier habe ich noch nicht gesehen, ich bin groß und mächtig, aber dieses hier ist noch mächtiger.“ Es brüllte laut auf, spie Feuer und starb unter wilden Zuckungen vor Schreck und Wuth. Die beiden

Reisenden blieben mäuschenstill, als sie über dem Toben erwachten. Am nächsten Morgen lag dort, wo das Ungethüm verendet war, ein Klumpen Pech. — —

Kehren wir aus der Märchenwelt in die Wirklichkeit zurück und lassen wir flüchtig an unserem Auge vorübergehen, was die Tátra auf einem Raume von 20 Quadratmeilen Großartiges, Mannigfaltiges und Eigenthümliches in so reicher Fülle bietet: Felsenwüsten von keinem menschlichen Wesen bleibend bewohnt, und darin colossale, senkrechte Granitwände und phantastisch gruppirte Thürme, trümmererfüllte Hochthäler von eigenthümlicher Bildung, ohne jegliche Flora, oder erfüllt mit Scenerie des Nordens, auf vier Längenmeilen fünfzig „Meeraugen" in der überraschenden Höhe von 5—6000 Fuß in solcher Umgebung und dennoch fast kein organisches Leben! ein Reich, in welchem dämonische Stille waltet, und das ringsum Bilder voll wilder Schönheit und düsterer Erhabenheit, voll urgewaltiger Kraft und reckenhaften Trotzes aufweist, und mitten darin das gastliche Schmecks als reizendes Asyl; — so müssen wir gestehen, daß sich die Tátra den interessantesten Gebirgen Europa's würdig an die Seite stellt, und im hohen Grade verdient auch aus der Ferne besucht zu werden, zumal in wenig Jahren den Naturfreund und den Forscher das Dampfroß bis unmittelbar an den Fuß dieser Gebirgsoase tragen wird.

Die Höhlen bei Aggtelek.

In dem südöstlichen Theile des an Naturschönheiten reichen Comitates Gömör erhebt sich eine mächtige Kalkinsel, welche sich, alles andere Gestein auf den Höhen und in den Tiefen überdeckend, fünf Meilen breit von Norden nach Süden und in der Richtung von Westen nach Osten — nur von dem Thale des Sajó unterbrochen — ausdehnt, so daß sie das 10 Quadratmeilen große Comitat Torna ganz überlagert. Diese Kalkinsel enthält Landschaften, welche durch Bodenplastik und physikalische Beschaffenheit eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Karst besitzen; besonders aber gilt dies von der Umgebung des Dorfes Aggtelek an der südwestlichen Grenze der kleinsten Gespanschaft Ungarns, Torna. Der bald licht-, bald blaugraue, hin und wieder schwarze, rothgeaderte Fels, der nirgends Versteinerungen einschließt, ist, obschon sehr hart, eben so porös und zerklüftet als das Gestein des Karstes; nicht selten enthalten sogar die Lücken der meist runden und niederen Berggipfel tiefe schachtartige Einsenkungen. Ueberdies ist die Landschaft nördlich von Aggtelek

auffallend arm an Bäumen, an vielen Stellen fast vegetationsleer, und über den Mutterfelsen liegt zerbröckeltes Gestein reich hingestreut. Charakteristisch ist ferner der Mangel an fließendem Wasser ringsum; einzig auf der Nordseite strömt der Niederschlag in einem Bache, dem Ketsö, ab. Alle anderen Tagwasser sickern in nackte Felsspalten, oder verschwinden rasch in bebuschten Trichtern verschiedenen Umfanges, welche sich manchmal zu Thälern erweitern und, weil mit schwarzer Erde angeschwemmt, den Fleiß des Anbauers lohnen. Bei Platzregen bilden sich durch die Ueberfülle des Niederschlages Wirbel über jedem solchen „falschen Loche" (ravasz lyuk von den Eingebornen genannt); die Wassermassen treten reissend und dem Wanderer gefährlich aus ihrem Bette, und bisweilen entstehen durch das Einstürzen des Abflusses große Tümpel, „Seen" genannt, welche in nassen Jahren übermäßig anschwellen, allmälig aber, mitunter erst nach Jahrzehenten, verschwinden, worauf sich dann neue Ansammlungen in der Umgebung zu bilden pflegen. Beispiele für diese Erscheinung sind der schwarze, der rothe See, der Seeplatz in der Nähe von Aggtelek und in größerer Entfernung. Wie im Karst communiciren die meisten dieser stehenden Gewässer mit einander und nähren die unterirdischen Wasserläufe in ihrer Nachbarschaft; wie in den krainer und den mährischen Höhlen treten diese unterirdischen Wasser wieder plötzlich und mächtig, mühlentreibend zu Tage. Wegen jener Sauglöcher leidet die Umgebung von Aggtelek, ganz entsprechend den Landschaften des Karstes, in trockenen Jahren Mangel an Wasser für Men-

schen und Vieh, so daß mitunter nur durch Verstopfung der Abzugslöcher einiger Vorrath in den Brunnen erhalten werden kann. Solches Wasser fand ich im Jahre 1855 bei Hosszuszó, eine Stunde von Aggtelek, vielleicht zu einem Drittheil mit Erde gemengt, dennoch tranken es die Bewohner des einsamen Gehöftes für gewöhnlich und ohne Ekel. Dagegen sprudeln manche Quellen — darunter nicht eine Mineralquelle, was in Oberungarn sehr auffallend genannt werden muß — ähnlich wie im Karst (Abflüsse unterirdischer Bäche?) aus tiefen und umfangreichen Becken so stark hervor, daß sie sogleich ansehnliche Bäche bilden; eine solche interessante Quelle entspringt nordöstlich von dem Markte Torna. Zwischen diesem Orte und dem anmuthig gelegenen Prämonstratenserstift Joosz liegt ein Dorf Döbröd, welches weder einen Brunnen noch einen Bach hat; ein mächtiger Quell versieht das Dorf reichlich mit Wasser. Vor einigen Jahren blieb nach einem Wolkenbruch die Quelle plötzlich aus; die Bewohner geriethen darüber in den größten Schreck, denn in dem Kalkfelsen war das Graben nach Quellen vergebens, schwierig, an manchen Orten unmöglich; schon stand die Gemeinde auf dem Punkte, für immer auszuwandern, als die Quelle mit einmal brausend wiederkehrte. Manche dieser interessanten Quellen und Ausflüsse frieren nie zu.

Die Physiognomie der Landschaft hängt auf der ganzen Kalkinsel, wie im Karst, von der Menge des Niederschlages ab; bei drei verschiedenen Besuchen von Aggtelek (1855, 1857, 1860) fand ich den Stand der Gewässer und das Gedeihen der Flora wesentlich geändert.

Doch weitaus das Interessanteste birgt diese Kalkinsel in ihrem Innern. Zerstreut, aber meilenweit in der Runde deuten große Klüfte und kleine Spalten auf das Vorhandensein mächtiger Höhlen, dort wo die Wasser sich unterirdische Kanäle ausgenagt und ausgesprengt haben.

Dieser Proceß ging am großartigsten bei Aggtelek vor sich, und dessen Hügel schließen eine der größten Merkwürdigkeiten unseres Erdtheiles ein, ein colossales Höhlensystem, die Baradla. (Dieses Wort ist wahrscheinlich von Parad — im Ungarischen und Slavischen Dampf bedeutend — abzuleiten, da aus beiden Höhlen, welche ursprünglich den Namen Baradla führten, bei kühler Witterung Dünste aufsteigen.) Sie nimmt unter den Höhlen Europa's den ersten, unter den bekannten Höhlen der Erde — wenn sie von der Mammuthhöhle in Kentucky an Ausdehnung übertroffen wird — den zweiten Rang ein. Der Hauptgang allein ist über drei Viertel Meilen lang, die Gesammtlänge der bisher gemessenen Gänge beträgt über 4200 Klafter; aber noch manchen ansehnlichen Gang hat keines Menschen Fuß betreten, und wer Geld und Lust hat, kann hier noch zum Entdecker werden*). Dabei ist die Baradla

*) 1400 Klafter nordwärts sinken beim Büdöstó mehrere Schachte herab, welche beim Eingange fast verschüttet, innen abschüssig und schwer gangbar zu weit verzweigten Höhlen sich gestalten, und trotz ihrer geringen Breite außergewöhnlich hohe Dome bilden, Tropfstein und zahlreiche Menschenknochen enthalten und mit der Baradla zusammenzuhängen scheinen.

durch die Raumverhältnisse mancher Theile, durch die Massenhaftigkeit, Eigenthümlichkeit und Schönheit der Tropfsteingebilde im hohen Grade sehenswerth. Möge der geneigte Leser mir zu einem Besuche der unterirdischen Räume in geflügelter Eile folgen, auf welchem ich ihm nur die merkwürdigsten Gebilde nennen und skizziren will, ohne die allen Höhlen gemeinsamen Stämme, Riesenspargel, unförmlichen Statuen u. s. w. zu berühren. —

Nordwestlich von Aggtelek erhebt sich in einem Halbbogen eine graue, mit überhangendem Buschwerk gekrönte, sonst fast kahle, 150 Fuß hohe und senkrechte Felswand, die Stirn des Hügels Baradla; Rüttelfalken schweben bei Tage fast unbeweglich mit eintönigem Geschrei über seiner Spitze, des Nachts ziehen großöhrige Eulen leisen Fluges an den Ritzen der Wand hin, gierig nach den Bewohnern derselben, den Fledermäusen, spähend. Diese Wand enthält an ihrem Fuße den Eingang zur Höhle. Einige Klafter vor derselben erblickt man das größte der „falschen Löcher", durch welche die Höhlenbäche in trockenen Jahren hinabsickern, in nassen aber mit lautem Gurgeln hinabstürzen: der Acheron, ursprünglich Baradla genannt, der Styx, und der dritte namenlose, von Schmidl 1856 entdeckte. Umsonst sucht man verwundert nach dem Eingange, und doch schreitet man bereits auf dem Sattel des dem Felsen vorgelagerten, einige Klafter hohen und breiten Schuttwalles, der mit Gras und Felsstücken bedeckt, rasch gegen die Wand absinkt; ein rechts vorspringendes Felsstück hindert den Anblick der schmalen, einst oben spitzwinkligen und mit eingemauertem Gitter und Schloß

verwahrten Oeffnung, die man erst gewahr wird, wenn man unmittelbar vor ihr steht; aber schon vor diesem Thore hört jegliche Vegetation auf*). Noch immer zieht sich der Schuttwall abwärts, durch eingerieseltes Wasser schlüpfrig, durch plumpe Steine zu einer Titulartreppe gemacht. Wo der Wall aufhört, liegt der ebene Boden, wenig unter dem Niveau des Tagwassers. In demselben Grade, in welchem anfangs der Boden absinkt, steigt die Decke sogleich an und in der „Vorhalle" geht in einer Spalte der „Rauchfang" aufwärts.

Der Weg führt durch einen breiten verrauchten Schlott zu der zweiten Vorhalle, an welche sich rechts ein kurzer Seitenast, „die Beinkammer", anschließt. Vor 50 Jahren noch war sie stark mit Menschenknochen gefüllt; diese dürften wahrscheinlich die Reste der bei Pestkrankheiten, die Ungarn oft und stark heimsuchten, hier beerdigten Dorfbewohner sein, während die Sage erzählt, daß hierher vor den

---

*) Schmidl, der unermüdliche Höhlenerforscher, erklärt das Entstehen dieser Schuttwälle so: die ursprüngliche Spalte des Höhlenberges war in vorhistorischen Zeiten nicht ausreichend, die Hochwasser der vorliegenden Mulden aufzunehmen, die Stauungen an der Außenwand mußten durch Abspülung und Unterwaschung das Herabstürzen mächtiger Felsmassen bewirken. Diese Erscheinung wiederholte sich so lange, bis zuletzt das Wasser genug Abfluß durch die neugebildeten Sauglöcher und Spalten fand, und die allmälig angewachsenen, mit Vegetation überzogenen Trümmerberge nur als Wahrzeichen jener Gewalt uralter Fluthen zurückblieben.

Tataren, 1241, und in späteren Jahrhunderten mehrmals vor den Türken die Umwohner geflüchtet, und von den Feinden durch Rauch erstickt worden seien. Hier bricht der erste Höhlenbach, der Acheron, hervor. Gleich Eingangs liegt, an die Wand gelehnt, die „Landestafel", ein mächtiger, mit unlesbar gewordenen Inschriften bedeckter und verrauchter Block. Der Mosesaltar, obwohl ihm die meisten Zacken abgeschlagen sind, gleicht einem Stuccowerke, mehrfach auf einander gethürmte und verzierte Baldachine darstellend.

Ihm gegenüber liegt das „Fuchsloch", nach einem dort aufgefundenen Fuchsgerippe genannt. Man gelangt in diese weitverzweigte Seitenhöhle über Felsblöcke und durch zwei Schluchten, und befindet sich in einem domartigen Gewölbe, das links ein Bergsturz in zwei Grotten theilt; die „rothe Wand", 60 Fuß breit, 50 Fuß hoch, eine braunrothe Tropfsteinmasse, mit gelben und hellrothen Streifen durchwirkt, bietet hier einen seltsamen Anblick dar. Auf dem Hange des Sturzes liegen furchtbare Blöcke umher, in der Tiefe schauen schlanke, weiße Stalagmiten aus dem unheimlichen Dunkel des riesigen Raumes befremdend einer nach dem andern wie verwundert auf; wimmernd tönt in der Ferne von einem Führer angeschlagen ein Stalagmit wie ein gespenstiges Sterbeglöcklein. Zwar fehlen auch dieser Grotte die Abgründe der krainer und selbst die der mährischen Höhlen, aber vielleicht in keinem Theile der Höhle wirkt die tiefe Finsterniß so mächtig auf die Phantasie als in diesem. Klettert man in die Tiefe hinab, so steht man inmitten einer reich gezierten Halle, neben welcher die „Festung"

emporstrebt, ein Hügel voll weißer schöner Säulen. Auf dem Rückwege in den Hauptgang hat man wieder Sammlung genug erhalten, einzelne hohe Säulen dieses bizarren Seitenganges zu würdigen und mehrere Verzweigungen der Höhle zu bemerken, die noch, weil nie betreten, unergründete, aber wahrscheinlich interessante Geheimnisse bergen.

Der Weg übersetzt im weitern Verlaufe mehrmal den Bach, an dessen Ufern er abwechselnd hinläuft; hinter dem sehr verrußten Vorhange verschwindet der Fluß unter einer Felsdecke. Dieser Theil der Höhle ist, wie ich aus Andeutungen einiger Werke des vorigen Jahrhunderts entnehme, mancher Reize beraubt durch Zerstörung vieler Stalagmiten und durch Verschwinden des einst gerühmten Krystallbodens in Folge der unpassenden Beleuchtung: ehedem Kienspäne, heute Pechfackeln. Um den massiven großen Altar „der Domkirche", hinter welchem zwei gothische kleine Portale zur Kanzel führen, reihen sich nebst vielen anderen Gebilden die „päpstliche Tiare", der nur das mächtige Haupt zu fehlen scheint, der riesige „Blasebalg." Aus dem Hintergrunde des phantastischen Raumes rauscht der nahe Fall des Styx geheimnißvoll herauf.

Neben der „Dreifaltigkeitssäule" öffnet sich als zweite Seitenhöhle die „Fledermaushöhle", und zwar parallel mit dem Hauptgange. Sie beherbergte noch kürzlich fabelhaft große Mengen von Fledermäusen, deren Pfeifen ich im Jahre 1855 hörte, sobald wir den Eingang der Grotte betraten. Die Thierchen mögen diesen trockenen Raum zum Aufenthalte gewählt haben, da sich hier zahlreiche

Ausgänge vorfinden (ich glaube, einmal daselbst deutlich von oben einfallendes Tageslicht gesehen zu haben); die Grotte soll einst von außen zugänglich gewesen sein, was ein noch theilweise betretbarer Schuttgang, nach oben gerichtet, zu bestätigen scheint. Bei unserem Eintreten schwirrten die Chiropteren zahlreich um die Fackeln, wenige Steinwürfe genügten, eine große Anzahl von der Decke zu verscheuchen, wo sie, in Spalten eingenistet, drei und zwar einige Schuh im Umkreis haltende Flecke dicht gedrängt und mehrere Zoll hoch aneinander geklammert (noch vor 20 Jahren fast klafterhoch) einnahmen. Die starke Vermehrung der Chiropteren in diesen Räumen bezeugt der an einigen Stellen des Bodens klafterhoch aufgehäufte Guano. Da sie indeß bei jedem Besuch gestört werden, oft sogar unter sie geschossen wird (ein einziger Schuß soll einst 300 getroffen haben), so haben sie bereits andere Schlupfwinkel aufgesucht; zwei Jahre später fand ich nur wenige, im Jahre 1860 wurden nur zwei nach langem Stöbern aufgespürt, freilich kamen wir diesmal bei Nacht, wo sie vielleicht nur ausgeflogen waren. Dabei fiel mir auf, daß ich eine Fliege (Heteromyza atricornis), die ich fünf Jahre vorher in hellen Haufen an den Wänden der schönen hohen Säulen krabbeln sah, so wenig erblickte, als eine der angeblich hier zahlreichen Zecken. Ich weiß nicht, ob dieser Umstand blos der Armuth dieses Jahres an Insekten zuzuschreiben ist. Im Jahre 1750 soll diese Grotte mit Steinen vermauert gewesen sein, und hinter diesen Mauern soll man statt der geträumten Schätze vermoderte Kisten mit erkennbaren Resten von Kleidungsstücken — für die armen

Bauern einst also Werthgegenstände — dann Stiefel und neben einigen Feuerstellen Thierknochen und Topfscherben gefunden haben. Daß die Aggteleker ganz besonders in diese hohen trockenen Grotten geflohen seien, glaube ich nicht, da die Luft hier wegen des Unrathes der Fledermäuse sehr unangenehm ist.

Hinter dem „Stephansthurm“, einer Capelle mit gothischem Thurme aus gelbem Sinter, gelangt man zu gewundenen Stufen und erblickt unter sich am Fuße des Felsens, der aus dem Hauptgange abstürzt, eine Halle, 100 Fuß lang, 90 Fuß hoch, mit dem ebensten Lehmboden. Man steigt in diese freundliche Halle herab und befindet sich in dem „kleinen Tempel“, der seltsamer Weise den „großen Tempel“ (die Domkirche) an Umfang weit übertrifft. Die Führer bringen durch Anschlagen derber Stöcke an mächtige Stalagmiten von verschiedener Länge und Dicke, worunter einige hohl sind, ein überraschendes Glockengeläute hervor, bald majestätisch ernst, bald leise erzitternd, bald hell und heiter anschwellend. Fackeln an günstigen Punkten jetzt festgehalten, jetzt rasch in senkrechten Kreisen geschwungen, zaubern die wechselndsten, aber abenteuerlichsten Bilder hervor. Chorgesang in dieser Halle angestimmt, übt, aus einer Seitengrotte gehört, eine unbeschreibliche feierliche Wirkung, namentlich wenn die Fackeln ausgelöscht werden. Links eilt hell und munter der Styx hervor, der zweite Höhlenbach; er versiegt nie, während der Acheron oft stagnirt und dann auf der Oberfläche einen leichten Rußüberzug trägt. In ein

schönes Becken eingezwängt, fällt er in rauschenden Cascaden herab.

Folgt man dem Laufe des Styx aufwärts, bald am rechten, bald am linken Ufer, tief gebückt in einer nahezu unmöglichen Stellung und durch grundlosen Koth (euphemistisch Bergmilch genannt), so verbirgt ein massiver Tropfsteinmantel das „Fegefeuer", den Zugang in den ersten und zweiten Theil des Paradieses, einer schrägen Felsschlucht, trotz der Erweiterung in den letzten Jahren kaum 2 Fuß hoch und breit, so daß man an manchen Stellen „auf allen Vieren" sich durchzwängt, wobei man den Kopf vor den Kanten der Decke, die Extremitäten gegen das etwaige Wasser am Boden schützen muß. Dennoch muß im malerischen, aber unangenehmen Halbdunkel das Fegefeuer unter Aechzen und Stöhnen, aber auch unter dem Lachen der zuerst durch ein kleines Loch aufwärts einschlüpfend ins Paradies Gelangenden, rasch überstanden werden, da sonst der Rauch der Fackeln das Athmen erschwert. Schon die Vorhalle des Paradieses, welches von Vielen für die Krone der Baradla erklärt wird, ist schön; großartig aber das eigentliche Paradies, oder die „Ruinen von Palmyra." Ein seitlich geneigter Riesentempel, durchschnittlich 4—5 Klafter hoch, ruht auf 14 mächtigen, palmenartigen, gelben Tropfsteinsäulen voll phantastischen Schmuckes von Ranken und Lianen; mitten darin erheben sich weiße und schlanke Säulen nach oben zugespitzt, deren höchste die Keule Kains genannt ist. Im Vordergrunde steigen mit dem Boden auch die Stalagmiten ansehnlich in die Höhe, gleichsam zu einem zweiten

Stockwerke. Unbeschreiblich groß ist dieser eigenthümliche Anblick. Zwar durchdringen selbst mehrere Fackeln nicht das Dunkel; dagegen läßt bengalisches Feuer die herrlichen Gruppen mit wunderbarer Klarheit hervortreten und durchbricht sogar den weiter entfernten säulenerfüllten Raum zur Linken, in welchem unter den vielen Stalagmiten des nächsten Hügels Adam, Eva und der Apfelbaum sich vortheilhaft abheben und zwei ausmündende Gänge sichtbar werden, jeder an 300 Fuß gangbar, dann aber ganz verschüttet. Der Boden des Hauptgewölbes, bedeckt mit Säulentrümmern (worunter der schöne Sarg Abel's), ist eine eingestürzte, 2 Fuß dicke Tropfsteindecke mit oft noch scharfen Kanten, unter der Schmidl fossile Reste des Höhlenbären auffand.

Voll von dem Eindrucke des Geschauten erreicht man wieder den Hauptgang. Dieser erstreckt sich nun auf 400 Klafter Länge in der durchschnittlichen Breite von 10 Klafter, davon 140 Klafter fast schnurgerade. Der Tanzsaal mit hölzernen Bänken an den Seiten trägt seinen Namen im Sommer nicht zum Spott. Bei der Johannissäule entflieht der Acheron seinem Felsengrabe, und vereinigt sich leise — gleichsam um seine Flucht nicht zu verrathen — durch einen Felsentunnel mit den Fluthen des Styx. Diese Stelle ist durch Tropfenfall ausgezeichnet, sowie durch klafterlange Eindrücke im Boden, die Wagengeleisen sehr ähnlich sind, und von den Führern unwiderleglich als solche betrachtet werden, wiewohl sich ihre Entstehung an diesem Orte schwer erklären ließe. Daß diese Eindrücke — die mir trotz

ihrer parallelen Richtung nichts besonders Auffallendes haben, da ich im Kalk schon Wunderlicheres gesehen habe — so nahe dem freilich tiefer gelegenen Bache nicht mit Schlamm ausgefüllt werden, erklärte mir der Führer dadurch, daß Ueberschwemmungen in diesem Theile der Höhle sehr selten seien. Wohl aber fand ich im Jahre 1860, unmittelbar nach fast vierzigtägigem Regen (der mir die Höhle trotz des gräßlichen Kothes dadurch interessant machte, daß ich die Wirkungen eines kaum abgelaufenen Hochwassers daselbst beobachten konnte) die Geleise meist mit Schlamm angefüllt. Der Boden wird nun uneben und schlüpfrig, entschädigt aber durch den reizenden Blumengarten, 1 bis 2 Zoll hohe, muschelförmig aufsteigende, wellenförmig gewundene und geschuppte Steingebilde, einst blendend weiß, nun schwärzlich, die ich für inkrustirte Adern festern, den Kalk durchziehenden Gesteines halten möchte. Pistolenschüsse hart am Boden abgefeuert, krachten in diesem schönen Gewölbe mit einem spät eintretenden, lange nachhaltenden, donnerähnlichen Echo, wie auch an andern von den Führern bezeichneten Stellen.

Ein fast 100 Fuß hoher Bergsturz verengt bald den Weg; doch schon bei dem Throne, der mit seinem reichbefranzten Baldachin und sonstigen Schmuck gleichsam in die Wand gemeißelt ist, wird die Palatingasse, benannt nach dem Besuche des Palatins Joseph 1806, weiter, dort, wo eine Säule 18 Fuß im Umfange aufsteigt, die sich seltsamerweise oben bis auf 2 Fuß zuspitzt, so daß sie von manchen die Pyramide genannt wird. Immer stattlicher wird

die Höhle und erweitert sich zuletzt zum großen Saal (120 Fuß lang und halb so breit), mit Felssitzen für die Musiker.

Dann aber wechseln Berg und Bergsturz ab, und der Weg wird fast auf hundert Klafter einer der beschwerlichsten in allen europäischen Höhlen. Hohe Stufen führen auf den Berg Moriah, der von oben beleuchtet einen schönen Anblick gewährt, über diesen höher hinauf in die alte Grotte (das ehemalige Flußbett?) mit deren Seitenkammern. Auf dem Parnaß, dem hintern Fuße des Moriah, fand man einst das Gerippe eines Verunglückten*) zwischen den vielen bald aufrecht stehenden und die Decke tragenden, bald umgestürzten Säulen des Judentempels. Der Weg führt durch eine Schlucht neben einer massiven Säule, die bei einem Erdbeben durchgerissen ward und deren oberer Theil mit glatter Bruchfläche jetzt über den unteren einen Schuh vorspringt. Die Wachsstraße, zur alten Grotte gehörig, hat viel von ihrer herrlichen Umkleidung, auch durch Menschenhände eingebüßt, nur der Chor und die Diamantsäule blieben sehenswerth. Kehrt man von oben in den Hauptgang zurück, so führt der Weg hinab zu dem Bach, der hier mit massigem Tropfstein das ungangbare Türkenbad bildet, in dessen Nachbarschaft ein Seitengang, die Wachshöhle mit noch ganz reinem Tropfstein sich befindet, wo-

*) Die Aggteleker wissen viel von Einzelnen, die sich allein hineingewagt haben und dort zu Grunde gegangen seien, zu erzählen.

gegen der Schneeberg das glänzende Weiß des wellenförmigen Sinters bereits verliert. Bei dem zweiten steilen Trümmerberge Horeb reicht die Decke an 180 Fuß in die Höhe; in der Tiefe strömt lärmend aus verborgenem Schacht ein bisher nicht erforschtes Wasser in den Hauptbach.

Immer wilder wird die unterirdische Landschaft; Felsen dämmen den Fluß, ihn nach rechts drängend, Felsentrümmer setzen mitten durch, unverkennbar sind ringsum die Spuren unterirdischer, heute noch fortwirkender Fluthen, welche bei hohem Wasser im scharfen Winkel aufeinander prallen; alle Hänge des Fogarasser-Berges sind mit umgestürzten Stalagmiten wie überkleidet (das Hanffeld), zwischen denen Blöcke und Felstrümmer umherliegen. Sobald man die Burg Murány (genannt nach der malerischen Ruine im Gömörer Comitat) im Rücken und die Schlucht in der Tiefe mühsam erreicht hat, so stürzt sich der Bach in einem kleinen Falle unter einen herabhängenden Felsen, das eiserne Thor.

Bis hierher (750 Klafter) war die Höhle im Jahre 1825 bekannt; von da an ward der ungarische Ingenieur Emerich Vaß der Entdecker der zweimal so langen neuen Höhle, die sehr eng beginnt, 6 Fuß, so daß man bei Hochwassern (wie ich 1855 und 1860) umkehren muß; denn dann wäre auch das Befahren mit einem Kahne, der freilich nicht zur Stelle ist, bei dem nunmehr überaus starken Gefälle sehr gefährlich. Die Schlucht duldet zuerst nur einen schmalen, schlüpfrigen Pfad; ein plötzlich aufsteigender Felspfeiler theilt die Höhle in zwei Gänge, in deren rechtem der

Bach fortfließt, während man im linken, wo nur Lachen stehen, gebückt weiter schreitet, bald aber den senkrecht abstürzenden Fels umklammernd über einem 6 Fuß tiefen Wassertümpel einige Schritte schwebt, um zu einer schmalen, schlechten Brücke ohne Geländer (die überhaupt nur im Eingange der Höhle vorkommen) zu gelangen, auf der man den Bach vollends übersetzt. Jetzt beginnen die Gewässer sich allmälig zu verlieren (die Tümpel enthalten keine interessanten Thiere, nur Tritonen und zahlreiche Blutegel); die Hochwasser aber brausen hinter dem See aus den verschiedenen Wasserhöhlen, die unbekannte Wässer (entweder Abzweigungen der drei großen Bäche oder Abflüsse des Regenwassers) einlassen und, reissend anschwellend — der große Strudel — mächtige Schlammablagerungen verursachen.

Die Höhle, durchschnittlich hier nur 3 bis 5 Klafter breit, ist fast 400 Fuß ein leeres Gewölbe mit Schlamm- und Schotterboden; schon hält man die Wanderung für zwecklos; da mit einem Male taucht blendend die Gruppe der heiligen Dreifaltigkeit aus dem nächtlichen Dunkel: drei hohe Stalagmiten, und links und rechts springt Säule an Säule auf, weiß und gelb und fleischfarben; Stalagmiten streben empor, Stalaktiten greifen von der Decke herab ihnen entgegen; dahinter entfalten sich prachtvolle Draperien an den Wänden und wellenförmige Sintermassen ziehen sich gegen den Boden. Fortan behalten die Tropfsteine ihre jungfräuliche Farbe, da die Höhle seltener betreten wird, somit weniger verraucht ist. Nicht blos der Besucher der Baradla aus der Nähe, sondern auch der

Kenner der Adelsberger Höhle staunt über die Schönheit und den Reichthum, welchen fortan die neue Höhle entfaltet. An 120 Fuß erhebt sich der Olymp, über und über bedeckt mit Säulen, gegen das 150 Fuß hohe Gewölbe; jenseits aber blinken von einem Hügel blendend weiße, 12 Fuß hohe, aber nur an 2 Zoll dicke Säulen — die mehrmal einen der Baradla ganz eigenthümlichen Schmuck bilden — herüber, und manches „Ah" entflieht unwillkürlich dem entzückten Besucher. Ueber Säulentrümmer gelangt man neben der Türkensäule und dem Mausoleum durch die Eisenburg voll Zinnen und Zacken in das Feenschloß, welches mit Tropfstein in allen Formen und in den reinsten Farben, weiß, roth und gelb verschwenderisch ausgestattet, ja völlig übersäet ist. Die Höhle erweitert sich bis zu 150 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite. Ueber dem Schlamme des Grundes erhebt sich gleichsam schwebend eine mächtige Säule (die Gärten der Semiramis), nach oben massig erweitert und seltsam verziert, einst als ein mit der Decke allmälig verwachsener Stalaktit am Boden festgewurzelt, von dem sie später durch Unterwaschung und Fortspülung ihrer Basis getrennt wurde.

Sogleich wird die Höhle wieder zum bloßen Gewölbe, grau und schwarz, gähnend, tonlos, erdrückend, fast 100 Klafter ohne Gebilde; erst dann durch die sehr ansehnliche Pagode (30 Fuß hoch) in ihrer starren Einförmigkeit unterbrochen, welche aber auf dem Trümmergange (dem öden Felde) in gespenstischer Wildheit und schauerlicher Größe wiederkehrt, mit gewaltigen Zeugen rastloser Zer-

störung durch die ergrimmten Hochfluthen: schwarze zersprengte Wände, zertrümmerte Felsblöcke, zerschmetterte Säulen, aufgähnende Schlünde; Säulen und Säulenstücke stehen und liegen in allen möglichen Richtungen aufeinander, auf zermalmten wuchsen neue in die Höhe, um selbst wieder gebrochen zu werden: ein Bild ewigen Schaffens und Zerstörens. Ganz unbeschreiblich klingt in dieser grausen Werkstätte der Natur durch die Todtenstille, die sich unwillkürlich auch dem Besucher mittheilt, wenn seine Tritte in den langen Grotten eintönig wiederhallen, und rechts und links ihn die glanzlosen Oeffnungen dunkler Klüfte anstieren, der wehmüthig zitternde Klang voll auffallender, über den Stalagmiten zerschellender großer Wassertropfen, die zuerst an der schwarzen Decke wie ein schwerer Brillantschmuck zittern, dann von der Fackel erhellt, wie Sternschnuppen im schönsten Farbenspiel leuchtend, in abgemessenen Zwischenräumen herabschießen, so daß Aug' und Ohr jedem einzelnen folgen können. Mächtig wird die Phantasie aufgeregt; Märchen, längst verklungen, werden in der Brust wach und zittern freudigen Schreck und alle Kinderträume erweckend durch die ahnungsvolle Seele.

Wie zur Versöhnung hat die Natur neben die Schrecken des Trümmerganges die Rettighöhle, die liebliche Schatzkammer der Baradla, geschaffen. Sie trägt ihren Namen von den diesem Raume eigenthümlichen rettigartigen Gebilden, mit welchen manche dünne Tropfsteinröhren an der Decke beginnen, die aber, durch unzeitige Neugier der Besucher meist abgeschlagen, bereits Seltenheiten geworden sind.

Schmidl hat zu den von Baß entdeckten 300 Klaftern noch andere 300 Klafter entdeckt; meist ist nur der vordere Theil, und dieser mit feuchtem Sand erfüllt gangbar, da Regenwasser am ersten hier eindringt und keinen rechten Abfluß hat. Für mich und wohl für jeden Besucher hat diese Höhle die meisten Reize. Hier, wo das Schöne so sehr durch die Nachbarschaft des Furchtbaren gehoben wird, sieht man klar, daß es kein Eden giebt ohne dessen Gegensatz. Man mag sich kaum etwas Lieblicheres und Anmuthigeres denken; dabei ist sie im Gegensatz zu den andern Theilen der Höhle, die meist Stalagmiten enthalten, so reich an Stalaktiten und zwar der niedlichsten Art, wie kaum eine andere Höhle auf Erden, indem fast nirgends mehr Raum für diese allerliebsten Nippsachen der Natur ist; das Interesse wird nicht wenig erhöht dadurch, daß diese Gebilde neu, ja ganz im Werden sind. Cupido's Schlößchen bildet den Eingang; überall wetteifern unzählige Röhren und Röhrchen, Draperien, kleine Baldachine, Kronleuchter, Wasserfälle, Sarkophage, Halskrägen, Säulchen, Franzen, Taufbecken, Meereswogen, Netze und andere Miniaturgebilde, das Auge und die Phantasie auf das angenehmste zu unterhalten; und überall die saftigsten Farben, und Alles überhaucht von feuchtem Glanz! In dieser märchenhaften Pracht erglänzt die ganze lange Kluft, nirgends Einerlei, bei jedem Schritt Neues! Oft hangen mitten unter rothen Zapfen dicht gedrängt 2 bis 3 Fuß lange Röhrchen herab, blendendweiß, dünn wie Federkiele und am Ende einen gleissenden Wassertropfen tragend. Zahlreich brechen, mit metallischem Klange zerschellend, diese

zarten Gebilde in dem niedern Gange ab, wenngleich der Besucher sich noch so vorsichtig bückt. Schließt man rasch die Augen, so meint man eben geträumt zu haben, und keine Kunst kann das Geschaute nachahmen. Schritt für Schritt wird diese Höhle schöner, man achtet keine Felsblöcke am Boden, bis Wassertümpel das Vordringen schwierig, und zuletzt fließendes Wasser dasselbe unmöglich machen. Mit schwerem Herzen nimmt man Abschied von dieser reizenden Schatzkammer, deren entfernteste Wunder noch kein Menschenauge schaute; mir bleibt sie unvergeßlich. Obwohl das Gehen beschwerlich fällt, so ist die Luft so rein wie in allen, besonders den trockenen Theilen der Höhle, dabei herrscht fast überall gleichmäßige (8—10 Grad) Wärme, auch ist nirgends Zug zu empfinden; die etwas angestrengte Bewegung hält so warm, daß nach der Rückkehr in den Hauptgang ein Trunk aus den vielen köstlichen Brunnen, die etwas kühler sind als das fließende Wasser (von 8 Grad Wärme), gern versucht wird.

Der weiße Riese mitten in einem schwarzen Gewölbe bildet den Wächter mehrerer Gruppen mit mythologischen Namen, hinter welchen die beiden Kirchhöfe, Wiederholungen des Olymp im Kleinen, liegen. Nicht wenig überrascht eine Oeffnung in der Wand, aus welcher eine rostbraune Tropfsteinmasse wie ein Bach hervorgeflossen und erstarrt zu sein scheint. Bald ist die Decke voll kleiner Ornamente, maurischem Schmucke ähnlich, bald wird sie von mächtigen Decksteinen gebildet; da wird eine riesige Platte nur durch den Druck der Seitenwände an der Decke er=

halten; dort leuchten zahllose Sterne in einem dunkeln Gewölbe.

Ihre schönsten Werke hat die Natur hier in die tiefsten Theile der Höhle versteckt. Von dem prächtigen Eichstamme an folgen sich das reizende Tempe, die anmuthige Säule der Minerva, das schwarze Schloß, die Kapelle, die durchscheinenden gelbbraunen Speckseiten und der Alabasterthurm, das köstlichste Weiß, das man im Tropfstein sehen kann. Einige hundert Fuß lange Seitengänge thun sich hier auf, zum Theil unnahbar wegen des dünnen, leicht durchgetretenen Tropfsteinbodens, unter welchem Wasser fließt; über die Decke, die hier am schwächsten ist (180 Fuß), zieht die Heerstraße. Scharf biegt die Höhle nach Nordosten und bildet die Grotte in der Höhle, die neben einem ungemein hohe Säulen tragenden Berge wieder in den Hauptgang mündet, wo der Blick durch die Säule der Medea gefesselt wird; aus dem Rachen des von der Spitze herabhängenden Drachenkopfes ringeln sich kleine Schlangen. Diese Partie, sowie der kleine schmale Seitengang, die Goldgasse, gleichsam mit Spitzen und Teppichen verziert, sind sehr reich an Stalagmiten, unter denen der reizende Bienenkorb, der Thurm von Pisa und Vulcan's Schmiede (ein rother Block mit weißer Decke) besondere Erwähnung verdienen.

Imposant sind hier sowohl die Raumverhältnisse (420 Fuß Länge, 240 Fuß Breite) als auch die Mächtigkeit der Sintergebilde. Auf dem Blocksberge zur Rechten thront die imposanteste Säule der Höhle, vielleicht auch Europa's,

die Sternwarte, 24 Fuß im Durchmesser, dabei 60 Fuß hoch, vorn einer seltsamen Riesenpalme ähnlich, rückwärts mit kostbaren stockwerkartigen Baldachinen überreich geschmückt; ein staunenswerther, großartiger Anblick! Hier ist eine glänzende Beleuchtung nöthig (etwa mit bengalischem Feuer), da selbst mehrere Fackeln den Gipfel der Säule nicht erhellen, die Decke aber, 240 Fuß hoch, auch durch einen von dem Führer sehr geschickt emporgeschleuderten brennenden Fackelrest kaum momentan sichtbar gemacht wird. Freundlich umschließen der Sternwarte gegenüber weiße Säulen ein wassergefülltes Becken, Pluto's Wohnung, und um das Bizarre zu vollenden, senkt sich die Decke hier in der Mitte bis auf 30 Fuß gegen den Bach herab. Eine Schlucht leitet zu dem felsigen Flußbett hinab, worauf der beschwerliche Weg sich mehrmals verengt; der Kerker von Munkacs, das Armesünderhaus, der Cerberus entsprechen auch durch ihre Namen der melancholisch furchtbaren Scenerie, welche auf einen Einzelnen beängstigend wirken muß. Ein finsterer Trichter ist sichtbar, in welchem das Hochwasser 24 Fuß mit schauerlichem Tosen in mehreren Fällen herabschäumt. Gefährlich ist der Pfad neben dem Leuchtthurme über wirre Trümmerhaufen, wuchtige Felsblöcke und über den spiegelglatten Riesenberg voll Tropfsteinhalden, aber zugleich ungewöhnlich reich verziert mit Riesensäulen. Die großmächtige Säule z. B. erreicht zwar nicht den Durchmesser, wohl aber die Höhe der Sternwarte. Kleine Becken und wannenartige Vertiefungen, alle mit Säulen eingerahmt, werden häufig. Der schöne Brunnen des

Ganymed auf der Spitze eines Berges mit schroff abstürzenden Seiten, an dessen Fuß einzelne Säulen aufstarren, ist nur 100 Fuß von dem Ende entfernt. Bei greller Beleuchtung sieht man unten die Hölle gähnen, eine enge senkrechte Kluft, auf deren Grund ein Wassertümpel das Ende der neuen Höhle bezeichnet. Alle Bemühungen, diese zu erweitern, waren bisher vergebens. 174 Klafter von diesem Punkte (d. h. eine halbe Meile nordöstlich von Aggtelek), aus einem Felsen bei Jósafö bricht das in der Höhle gesammelte Wasser (man hat dies durch hineingesetzte Enten festgestellt) als starker, aber lauer Bach hervor, ähnlich dem, der aus den großen mährischen Höhlen unterhalb des großen Erdfalles Macocha eiskalt und forellenreich hervorströmt. An diesem Punkte ließe sich der bereits einmal versuchte Durchbruch in die neue Höhle nicht zu schwer bewerkstelligen.

Der Rückweg wird angetreten, nachdem man 5 bis 15 Stunden in der Höhle verweilt hat.

Die Führer erzählten folgende Sage über die Entstehung der Baradla. Auf einem benachbarten Felsen stand in uralten Zeiten die Burg eines mährischen Ritters, Tvartko (allerdings lebten hier vor der Eroberung durch die Magyaren nur Slaven, die heute erst einige Meilen nördlicher beginnen), von der jetzt freilich kein Stein mehr übrig ist. Tvartko war ein berüchtigter Wegelagerer, seine Burg ein weithin gefürchtetes Raubnest, seine Knechte, der Abschaum aller rohen, wüsten Gesellen, behandelten Burgherren und Landsassen ringsum mit gleicher Frechheit. In dem Dorfe Aggtelek lebte zu jener Zeit eine arme Witwe mit ihrer

ungemein schönen Tochter, der schwarzäugigen Christine. Der Räuber entbrannte in wilder Leidenschaft für das reizende Mädchen und befahl der armen Witwe, ihr schönes Kind auf sein Schloß zu schaffen. Wortlos vor Schreck kehrte die Mutter heim, rathlos theilte sie der schon für verloren Gehaltenen den entsetzlichen Befehl des übermächtigen und zügellosen Zwingherrn mit. Weinend erzählt die Unglückliche ungesäumt ihrem Geliebten, einem Schäfer, der seine Heerde auf dem Berge weidete, was sie unabwendbar bedrohe. Die Liebe macht erfinderisch. Der Schäfer rieth ihr, sie möge sich sogleich mit ihrer Mutter ohne Licht in eine kleine, aber dunkle Höhle am Fuße des Berges verstecken, er selbst wolle um Mitternacht nachkommen, vielleicht gelänge es ihnen des Nachts gemeinsam zu entfliehen.

Alles geschah wie verabredet. Tvartko aber, empört über das Ausbleiben Christinens, ließ Abends das Haus der Witwe und, als er dies leer fand, das ganze Dorf durchsuchen. Umsonst! Nach allen Seiten zerstreuten sich die Knechte mit Fackeln, doch vergebens. Da raunte eine alte Hexe dem Räuber ins Ohr, er möge die Flüchtlinge in der Baradla suchen. Mit wilder Freude warf er der Alten einen Beutel mit Gold zu, und auf und davon ging die wilde Jagd gegen die Berghöhle. Ergrimmt schwur er Mutter und Tochter Folterqualen, dem frechen Schäfer den Tod am Galgen zu.

Schon sahen die Flüchtlinge mit pochendem Herzen den Wald von Fackeln durchleuchtet, und hörten das rohe Jauchzen der Knechte. Mit heißer Inbrunst flehten sie Gott um

ein Wunder zu ihrer Rettung. Schon hörten sie das tückische Lachen des Zwingherrn an dem Eingange der Grotte, da stürzte mit Donnergeprassel eine Felswand hinter ihnen ein, ein endloser Gang wurde sichtbar, und Tausende von Johanniswürmchen leuchteten ihnen entgegen. Geflügelte Dankgebete auf den Lippen eilten die drei mit leichten Füßen den dienstfertig voranfliegenden Leuchtkäferchen nach, doch mit dem Wuthgeschrei getäuschter Erwartung stürmten Tvartko und dessen Knechte ihnen nach. Von Fels zu Fels ging der Wagesprung der Verfolger, die mit lauter Stimme bald den Namen der Flüchtlinge, bald Flüche und Drohungen ausstießen. So ungestüm hatte die Verfolger blinde Leidenschaft vorwärts getrieben, daß sie zu spät bemerkten, wie die Fackeln herabgebrannt seien und Keiner von ihnen den Ausgang aus der tiefen, vielgewundenen Höhle finden könne.

Schaudernd gab Tvartko den Befehl zur Rückkehr; zu spät! eine Fackel verlosch nach der andern, bald waren alle lebend begraben! Furchtbar erscholl nun das Angstgeschrei der Verzweifelten; Gebete wechselten mit Verwünschungen gegen Gott und die Welt; wahnsinnig geworden, zerfleischten die Einen mit fürchterlichem Gebrüll die eigenen Arme, Andere krochen mit leisem Weinen auf den Felsen umher, bis sie zerschellt in Abgründe stürzten. Noch Andere warfen sich auf Tvartko und zerbrachen und zerschlugen seine Glieder mit Fäusten und Steinen; sie selbst aber verendeten in dumpfem Hinbrüten über der Leiche ihres Herrn. So fand man sie, als die Dorfbewohner den entsetzlichen Lärm und das Wehgeschrei nicht mehr hörten und sich mit vielen

Fackeln in die Höhle wagten, im dichten Knäuel todt übereinander.

Christine war mit ihrer Mutter und dem Schäfer durch die Höhle in ein anderes Comitat gelangt, wo sie bald des Hirten geliebtes Weib ward. — Sehr alte Leute hörten in ihrer Jugend von den Aeltesten im Dorfe jenen Weg schildern, heute kennt ihn Niemand mehr. — Die zurückgebliebenen Diener theilten sich in die Habe ihres Herrn und zerstreuten sich; die verödete Burg aber zerfiel allmälig in Trümmer.

Als ich Anfangs August 1860 die Höhle in tiefer Nacht verließ, bot sich mir ein überraschender Anblick dar. Eine wunderbar helle Mondnacht begrüßte uns mit ihrer träumerischen Weichheit und Ruhe. Durch den Gegensatz der stundenlangen, das Auge für jede, auch die leiseste Lichterscheinung empfindlich machenden Dunkelheit der Höhle gehoben, glänzte das sanfte Blau des Himmels in einem unbeschreiblich zarten Lichtschimmer über uns. Der Vollmond stand hinter der Felswand und übergoß den nächtlichen Himmel mit magischem Lichte so hell, daß mit Ausnahme des Jupiter, der wie ein Rubin strahlte, kein Stern sichtbar ward. Wir lagerten uns an der Grenze von Licht und Schatten, auf dem Sattel des Trümmerwalles vor der Höhle. Seltsam genug war die Scene. Das kahle Gebirge zur Rechten trat mit allen Einzelnheiten hervor, klar wie am Tage; zur Linken zuckten an der Felswand, die im Schatten lag, die rasch aufflackernden Lichter der über einander gehäuften Fackeln ersterbend hin, einzelne Punkte hoben sich hell be-

leuchtet von den benachbarten dunkeln ab; am Fuße der Wand gähnte tiefschwarz der Eingang der Höhle, und um die brennenden Fackeln lag unsere Gesellschaft (10 Personen) gluthroth und abenteuerlich von den unstäten Lichtern beleuchtet. Pfeifend und wirbelnd durchschnitten emporgeschleuderte Fackelreste raketenartig die Luft, die Wand und das überhangende Grün momentan grell aufhellend, bis eines dieser Stücke auf einem Felsenvorsprunge hangen blieb, langsam das saftige dort aufgesproßte Grün mit Flammenzungen verzehrte, und noch als wir häufig umblickend uns entfernten — ohne selbst sichtbar zu sein — aufflackernd und ersterbend das nahe Gestein mit räthselhaftem Dämmerlicht überhauchte.

Ich nehme von dieser Höhle, für die der Leser gewiß einiges Interesse gewonnen hat, Abschied, und erwähne nur noch den Reichthum an Höhlen der Eingangs berührten Kalkoase, namentlich in deren nördlichem und östlichem Gebiete, unter denen ich hervorhebe die berühmte Eishöhle Lednicze bei Szilicze (zwei Stunden entfernt), auf deren schluchtenartige Verlängerung und mehrfach in großen Entfernungen von einander zu Tage gehende Luftlöcher ich aufmerksam mache; die Höhlen bei der deutschen Colonie Dobschau; die noch nicht erforschten Höhlen bei Jászo (sechs Stunden entfernt), und die bei Torna (in welchen sich Bela IV. eine Zeit lang vor den Mongolen verborgen hielt) mit den reizenden Thalbildungen Szadellö und Aï, welche letztere wie das Punkwathal der mährischen Höhlen an der Stelle der vorlängst durch Wasser gesprengten

Höhlen sich hinziehen und an den Seiten kleinere Höhlen enthalten. Ob diese alle, wie man trotz der bedeutenden Entfernung derselben vermuthet, zusammenhangen, wage ich nicht zu behaupten.

In England kennt man die Höhle bereits seit dem vorigen Jahrhundert (lebhaft waren überhaupt die Beziehungen zwischen England und Ungarn seit dem 17. Jahrhundert); schon 1787 wurden zwei Naturforscher von der englischen königlichen gelehrten Gesellschaft abgesandt, um auch diese Höhlen zu durchforschen. Townson, welcher sich mit seinem Gefährten drei Tage in der Baradla aufgehalten hatte, „ohne deren Ende erreicht zu haben", entwarf nach seiner Rückkehr begeisterte Schilderungen von derselben. Dennoch ist sie bis zum heutigen Tage nicht nur dem größeren Publikum Deutschlands, sondern auch vielen Fachgelehrten unbekannt*). Die Erklärung dafür ist nicht schwer. Ungarn ist, obwohl der Herr Graf Emil Dessewffi das Gegentheil versichert, dem andern Europa eine terra incognita. Die Höhle liegt entfernt von größeren Orten und stark besuchten Straßen; an Unterkunft, namentlich in größerer Gesellschaft, ist in dem armen, von 600 Edelleuten (d. h.

*) Für die Erforschung der Baradla, deren vordere Theile seit Jahrhunderten von den Umwohnern gekannt, diesen in Kriegsläufen des Mittelalters und der Neuzeit (1849 hielten sich hier an 40 Personen vor den Russen verborgen) als Asyl dienten, haben sich der Geometer Christian Raisz (1807), vor Allen aber Emerich Vaß (1825), nach diesem Dr. Adolph Schmidl (1856) verdient gemacht.

die Bauern sind, wie dies in Ungarn nicht unerhört, Edelleute) bewohnten Dorfe blos im Nothfalle zu denken, da das Wirthshaus nur ein kleines Wohn- und ein eben solches mit undefinirbarer Atmosphäre erfülltes Schankzimmer hat, so daß die Besucher bisher vorzogen, in größerer Zahl Abends anzulangen, die Nacht zur Besichtigung der Höhle zu verwenden und den mitgeführten Mundvorrath, zu dem in Ungarn selbstverständlich viel Wein gerechnet wird, daselbst, mitunter auch bei den Klängen einer mitgeführten Zigeunermusik, zu verzehren. Ueberdies war bis vor wenig Jahren für den bequemeren Besuch der Höhle von Seiten der Pächter fast Nichts geschehen; von dem Staate, der die Höhle ablösen wollte, verlangten die compossessores (in Ungarn, wie weiland im deutschen Reiche, hat manche liegende Habe viele Miteigenthümer) lächerlich hohe Summen; sehr zahlreiche Besucher stellten sich fast nur an dem Grottenfeste zu Pfingsten ein, wo Einiges für die Beleuchtung geschieht und in dem Tanzsaale endloser Csárdás getanzt wird. Alle diese ungünstigen Verhältnisse bessern sich auffallend: die Eisenbahn führt bereits bis Miskolcz und Kaschau (10 und 8 Stunden von Aggtelek); die Straße wird verbessert, ein größeres Wirthshaus aufgeführt, auch für leichteren Zugang zu der Höhle Einiges gethan. In der von der Natur merkwürdig gangbar geschaffenen Höhle bildet nur der tiefe und zähe Koth eine lästige Zugabe.

Die Theiß und das Theißland.

Die wenigen Kenner des südlichen Karpatenlandes vergleichen die Theiß, das eigenthümlichste Kind Ungarns, im Allgemeinen mit dem Mississippi, wobei ihnen zunächst die der Theiß und den amerikanischen Flüssen gemeinsame einförmige Entwickelung des Stromsystems vorschwebt. In der That tritt — um den Vergleich andeutend auszuführen — die „Tissa" wegen Ermangelung der Mittelgebirgslandschaften bald nach dem Ursprunge aus dem Hochgebirge fast unmittelbar in die Ebene über, nimmt bei dem äußerst geringen Gefälle sogleich einen trägen Lauf an, und bildet bei der vorherrschenden Uferlosigkeit eine große Anzahl „todter Arme" und mächtiger Versumpfungen, welche einen beträchtlichen Theil des Wasserschatzes verschlucken und nur theilweise durch Verdunstung wieder entlassen. Auch im Theißgebiete bilden — ähnlich wie in dem Wasserlabyrinthe des Donaugebietes südlich von der Insel Schütt — fast unbemerkbare Bodenanschwellungen die Wasserscheide, und verschwimmen bei höherem Stande manche größere Flüsse förmlich in einander.

(Bei den Frühjahrsüberschwemmungen strömen die Fluthen der Kraßna, eines Nebenflusses der Szamos, nordwärts in die Theiß und südwestwärts in den zur Körös gehörigen Berettyo.) Beide mit einander verglichene Ströme werden erst durch die Aufnahme eines Zuflusses (Missuri, Szamos), der größer und wasserreicher ist als der Hauptfluß, bedeutend; beide gefährden die Schiffahrt durch aus dem Hochgebirge herabgewälzte mächtige Baumstämme, und ergießen sich in fruchtbare, schwüle, aber schwer cultivirbare Niederungen.

So weit ungefähr geht die Aehnlichkeit der physikalischen Verhältnisse des sehr bekannten Riesenstromes in der neuen, und seines sehr unbekannten Miniaturbildes in der alten Welt. Anders freilich wird sich das Bild gestalten, wenn wir nach den Einwirkungen der Menschenhand auf diese fessellosen Naturgewalten fragen, denn da wird sich freilich herausstellen, daß die Versuche dazu in Ungarn erst von heute und gestern datiren.

Rechnen wir den Poprad in der Zips ab, so gestehen wir, daß Ungarn so eigenthümliche hydrographische Verhältnisse besitzt, wie kein anderes europäisches Land. Alle Gewässer, welche westlich von dem Hochwalde (einer Gebirgsgräte, welche von der Tátra südwärts bis zur Matra streicht und deren angedeutete Fortsetzung als leise Bodenanschwellung die nach Art von Zwillingsströmen parallel laufenden Hauptströme Ungarns auseinanderhält) entspringen, gehören mit den Alpenwässern der Donau, alle östlichen Quellflüsse mit deren der siebenbürgischen Bergfeste in westlicher Richtung enteilenden Gewässern der Theiß zu.

Um den Charakter der Theiß auffassen zu können, müssen wir vorerst einen Blick auf die Bodengestaltung des Landes und zwar auf die Tiefebene — denn diese ist hier entscheidend — werfen. Die „große und die kleine ungarische Ebene“, zusammen an 1650 Quadratmeilen umfassend, von denen auf das Banat und das eigentliche Ungarn nahezu 1000 Quadratmeilen entfallen, waren einst ungemein tiefe Süßwasserseen, deren Becken allmälig durch die Ablagerungen der Alpen- und Karpatenwässer ausgefüllt, heute theils wellenförmig gebildete Sandebenen, theils schön geebnete Flächen, mit Thon und Schlamm überdeckt, darstellen. Von diesen Flächen entbehren die durch die älteren Anschlemmungen entstandenen jeglicher Vegetation, während die jüngeren, mit üppigen schwärzlichen Gemengen von Letten und Humus überlagert, in reicher Vegetation prangen; dazwischen erscheinen ausgedehnte Sandinseln, deren westliche — bis in das Theißgebiet sich erstreckend — von Waizen nördlich bis Hatvan, von hier zur Theiß und bis Szegedin hinab sich ausdehnt, und eben so weit südwärts bis Baja die Donau hinab reicht. (Südlich schließt sich in der Woiwodina eine Art Hochfläche, Teleiska an, welche aber auch Sümpfe, Sandebenen und dünenartige Sandhügel enthält.) Eine zweite östliche Sandinsel verläuft von Tokay nordöstlich bis Nameny (wo die Szamos in die Theiß strömt), schließt im Norden die ganze Bodrog-Theiß-Insel („Bodrogköz“) in sich und erreicht im Süden Debreczin. Eine dritte südliche erfüllt große Strecken des Banates. Diese Sandmassen sind keineswegs Reste aufgelöster Sandberge inner-

halb der heutigen Ebene, sondern stammen, wie ich glaube, ganz oder überwiegend aus den Karpaten. Vécsey meint, sie seien durch die Fluthen des einstigen Sees ausgewaschen und abgelagert worden, und sucht deren Anhäufung in ganzen Inseln so zu erklären: die westliche und östliche Sandinsel waren einst Buchten jenes Sees, die westliche war im Norden und Westen durch Gebirge gegen Winde geschützt, dagegen den noch heute dort vorherrschenden Ostwinden preisgegeben, umgekehrt war die östliche im Norden, Süden und Osten gegen Stürme durch Höhenzüge gedeckt und nur den dort angeblich noch heute wehenden Westwinden offen, somit mußten die erregten Fluthen an beiden Stellen den Sand anhäufen.

Einfacher scheint mir die Annahme, die Sandmassen seien von den Bergwässern herabgetragen worden und haben sich wegen ihrer größeren Schwere nahe dem Oberlaufe niedergeschlagen, während die lösbaren erdigen Theile tiefer hinabgetragen wurden. So ließe sich auch die Entstehung der dritten Insel durch die Flüsse des Banats leicht erklären.

War einmal der See abgelaufen oder ausgefüllt, so mußte das Alluvium des ehemaligen Seebodens zum Tummelplatze der allseitig von den Bergen einströmenden Flüsse werden, deren Kampf und unablässig andauernde Wirksamkeit noch unter unsern Augen vor sich geht und erst durch ungeheuren Aufwand von Geldmitteln und Menschenkraft wird bewältigt und paralysirt werden können. Wesentlich sind sogar die den Wasserfluthen so mächtigen Widerstand leistenden Sandinseln geändert worden; theils wurde der

Flugsand hinweggespült, theils (und besonders auf den Inseln z. B. der ganzen Bodrogköz) mit Schlamm und Humus überlagert, und nur isolirte Sandhügel blieben als Wahrzeichen zurück.

Wenn ein so beschaffener Boden von einem streckenweise uferlosen Flusse durchströmt wird, so muß er großartigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sein. Das ist bekanntlich an der Theiß mehr als bei jedem andern europäischen Strome der Fall, und die Gefährlichkeit wird um so größer, als die meisten Zuflüsse der Theiß den Charakter von Wildwassern an sich tragen.

Zwei Umstände von hoher Wichtigkeit vermindern indeß die — in späten Frühjahren oder bei Landregen, die sich auf beiden Ufern der Theiß entladen, allerdings Verderben drohende — Wassermenge im eigentlichen Theißbette: 1) breiten alle Zuflüsse der Theiß, sobald sie nur die Ebene erreichen, sich sogleich aus und bilden zahllose Teiche, deren Wasser meist nie die Theiß erreicht, sondern versickert und verdünstet, so daß die Teiche, dann die Wälder und Sumpfwiesen, welche im Frühjahr überschwemmt werden, aber kein Wasser in die Theiß senden, auf 400 Quadratmeilen angeschlagen werden können. 2) Bewirken die klimatischen Verhältnisse des Theißgebietes, daß sehr selten sämmtliche Zuflüsse gleichzeitig angeschwellt in die Theiß einströmen, da die siebenbürgischen Flüsse, aus wärmeren Gegenden kommend, die geschmolzenen Schneemassen merklich zeitiger wegführen als die ungarischen. Erfahrungsgemäß regnet es ferner in Jahren mit mäßigen Niederschlägen — also in

Normaljahren — fast nie gleichzeitig an beiden Ufern des Stromes. Dennoch kehren Ueberschwemmungen von größter Ausdehnung durchschnittlich alle 15 bis 30 Jahre wieder, und die Hochwasser laufen nicht immer in wenigen Tagen ab (so trieben die des Jahres 1830 ihr Wesen vier volle Wochen!). Als Erklärungsgrund genüge die leidige Thatsache: das Bett der Theiß, unabläßig durch Gerölle, Sand und Schlamm gehoben, ist bereits so hoch, daß alle Wasser des Stromgebietes erst dann in den Hauptfluß eintreten können, wenn dieser gefallen ist.

Die ungeheuren Inundationsflächen ziehen sich bald verengt, bald erweitert längs des ganzen Flußthales hin, und höhlen durch ihre tiefen Buchten wahre Bassins in das anliegende Küstenland. „Gießt die Theiß aus," so ragen aus diesen meerartigen Wasserflächen die bewohnten Orte als förmliche Inseln auf, gleichwie z. B. der von den wilden Fluthen umtoste Tokayerberg ganz wie ein Vorgebirge erscheint. Sind die Wasser abgelaufen, so bilden in dem weichen Alluvium die Launen selbst des unbedeutendsten Riesels Gabeltheilungen, Verzweigungen, hydrographische Wirrsale, die vielleicht von dem nächsten Hochwasser ganz oder theilweise zerstört werden, während neue wunderliche Gebilde ähnlicher Art in ihrer Nähe entstehen. Alle physikalischen Verhältnisse dieser Landschaften sind bedingt durch die Abgrenzung des periodischen Insellandes und die Linie der bleibenden Ufergestade. Weit, weit ins Land hinein macht sich die Einwirkung dieser hydrographischen Verhältnisse auf das Culturleben des Binnenlandes bemerkbar. Viehzucht

und Ackerbau sind hier nur an die Erdformen gebunden, die gesellschaftlichen und taktischen Verhältnisse werden durch die Bodenphysik auf das stärkste beeinflußt. (Vieler Orten ließe sich wegen scheinbar unbedeutender Hindernisse kein Geschütz transportiren; der Bewohner dieser üppigen Niederungen ist durch einen Sumpf gegenüber seinen Nachbarn mehr isolirt als der Hirt des unwirthbaren Hochgebirges.) Nach dem Ablaufen der Hochwasser bleiben die mannigfaltigsten stehenden und fließenden Wasser zurück und versiegen selbst im Hochsommer nur zum Theil. 1) Manche der Eingußrinnen reichen als offene, ziemlich gerade Binnenlandkanäle tief in den Continent hinab und ordnen sich manchmal fast parallel, wie z. B. die Wasseradern, welche in die Debrecziner Sandinsel einschneiden (mitunter bilden sie bleibende fiordartige Buchten, wie im Nord-Westen des Comitates Szabolcs). 2) Die meisten Fluthen aber lassen zahllose isolirte Teiche, Lachen, Tümpel und Kessel zurück, welche oft weit ins Land sich ziehen und, obwohl ohne jeglichen Zusammenhang unter einander, ja mitunter von hohen Sanddünen umgrenzt — durch allmälige Infiltration mittelst des wasserleitenden Sandes auf das innigste von dem Wassergehalte und Wasserstande der Theiß abhangen und, zwar langsam, aber stetig und unwandelbar, mit dem Niveau derselben steigen und fallen. Zählt man die schilfigen Wiesen, die sumpfigen Hutweiden und Teiche rechts und links vom Flusse den Sümpfen zu, dann haben die Sümpfe im ganzen Theißthale eine durchschnittliche Breite von zwei Meilen. Die einfache Ursache derselben ist die allmälig gewordene hohe

Lage des Strombettes; das in den etwas niedriger liegenden Boden ausgegossene Wasser kann eben nicht mehr zurück. Genau so entstanden die Sümpfe an den Nebenflüssen.

Ueberschaut man die mächtigsten Sümpfe im Theißgebiete, so stellen sich als die ansehnlichsten heraus: a) der von Szernye, am rechten Ufer zwischen Theiß und Latorcza; b) der Blata (slavisch: Koth) zwischen Laborcza und Ungh. Noch umfangreicher aber sind die eigentlichen Theißsümpfe: 1) der Ecseder Láp*) (Sumpf), ein mit Schilf und Wurzelgeflechten bedecktes Sumpfland, das einst blühende Landschaften enthielt, 5 bis 10 Dörfer umschloß, und erst allmälig durch die Kraszna entstand, welche mit Schilf und Rohr dicht verwachsen und ohne Flußbett diese Oede durchzieht. (Das in diesen ehedem unzugänglichen Niederungen 1442 von Báthory erbaute Schloß galt für eine starke Veste und wurde 1701 geschleift.) Die Messungen des Jahres 1730 ergaben für den Sumpf eine Länge von 7, eine Breite von 4 Meilen. Schon im vorigen Jahrhundert wurde ein Kanal angelegt, der sich wirksam erwies. Noch vor 90 Jahren umfaßte der Láp 10 Quadratmeilen, enthielt auch offene Teiche und Spiegel; heute dürfte er nur noch 4 Quadrat-

---

*) Láp heißt in jenen Gegenden eine schwimmende Torfdecke, die mit dem Unterwasser steigt und fällt, in manchen Orten indeß so fest ist, daß Menschen und Vieh darüber gehen können Durch Kohl kennt man solche Erscheinungen aus dem nordwestlichen Deutschland.

meilen betragen, und auch die Tümpel verschwanden. Es ist aber noch nicht lange her, daß hier neben dem Wagen des Reisenden Bauern mit langen Stangen gehen mußten, um jenen vor dem Einsinken und Umstürzen zu bewahren, denn es ist hier einer jener Theile Ungarns, wo man nach dem Volkssprüchworte „einen Stein nicht einmal für Geld als Medicin bekommen könnte.“ 2) Der Rétköz zwischen der Debrecziner Sandinsel und der Bodrogköz. 3) Der Veres-nád zwischen der Theiß und dem Westen der Debrecziner Halbinsel. 4) Der Sárrét (die Kothwiese) am Unterlaufe der Köros, eine eben so gewaltige Sumpffläche als 5) der östliche Sárrét im Wasserlabyrinthe des Mittellaufes von Berettyó-Körös; 6) die Sümpfe von Torontal, zwischen Maros und Bega im Banat. Ueberdies ziehen sich unabsehbare Flächen versumpften Landes längs des eigentlichen Strombettes vom Ende des Veres-nád angefangen bis zur Mündung der Theiß bei Titel.

Außer diesen Sümpfen und den offenen Binnenland-Kanälen bringen die Ueberschwemmungen noch eine dritte Erscheinung hervor, nämlich vielfach gewundene Wasseradern, durch den Druck der Wasser erzeugt, in Folge lokaler Abdachungsverhältnisse gekrümmt und mitunter flußartig in langen zahllosen Serpentinen entwickelt, mitunter aber ohne bleibende, markirte Entstehungs- und Endpunkte. Solche Steppenbäche — wenn ich sie so nennen darf — bilden im Frühjahr Eingußrinnen, Binnenkanäle, Bifurcationen u. s. w., und führen dann Wasser- und Theißschiffe bis in die Nähe von Debreczin. Hierher gehören die Hortobágy, Kadarcs,

Kössü, Arkus. Die merkwürdigste Erscheinung dieser Art ist jedoch das Érthal*) (auf einigen neuern Karten als „Stagnum“ verzeichnet). Dieses im Sommer trockene Rinnsal ist von dem Számosbecken, an dessen Süd=Ost=Rande es anhebt, nur durch eine schmale Terrainwelle getrennt, beginnt westlich von der Kraßna, südlich von dem Ecseder=Sumpf, streicht südwestlich zwischen Ér=Kavas, Ér=Semjen und Ér=Selind hindurch, und verliert sich unterhalb Dioszeg in das Sumpfnetz des Berettyó=Körös, nachdem es ein scharf ausgeprägtes Thalgelände durchzogen, und sich durch mächtige Sandbänke und unterwühlte Hügel als das alte Bett eines beträchtlichen Flusses manifestirt hat. Diese Ér nimmt heute nur noch die Hochwasser der Kraßna auf, war aber höchst wahrscheinlich vordem das Flußbett der Kraßna, noch früher wohl das der Számos, und in noch älterer Zeit vielleicht ein natürlicher Abfluß für die Hochfluthen der Theiß, also ein Theißarm, der aber durch Gerölle und Sand zugeschlemmt wurde. Diese Érthalbildung wollte zuerst Lamm zur Abzapfung der Theiß benützen, nach ihm schlug B. Vecsey diesen Entsumpfungskanal als unumgänglich nothwendiges Ergänzungsmittel der Eindeichungsarbeiten vor.

Eine vierte Erscheinung endlich, welche mit den Hochwassern zusammenhängt, ist das Auftreten der Grundwasser, „Föld Arja“, welche in gewissen Jahren — indeß merkwürdig genug nicht immer nach Regenzeiten — quellenartig aus dem Boden steigen, sich weithin ausbreiten, und dann mit

*) Ér bezeichnet im Magyarischen einen Ausrißgraben.

einem Schlage große Strecken durch Ertränken unfruchtbar machen. Sie kommen und gehen manchmal plötzlich, aber nachhaltig und regelmäßig, selbst in entfernten Theilen des trocknen Landes. Man darf sich überhaupt die große ungarische Ebene nicht als eigentlich wasserarm vorstellen; es fehlt eben nur Trinkwasser; denn bei den eigenthümlichen physikalischen Verhältnissen dieser Tiefebene giebt es fast keinen Ort, in dessen Nähe nicht ein durch natürliche Ansammlung des infiltrirten Theißwassers entstandener Teich — und für das Auge des Fremden oft erstaunlich groß — oder wenigstens ein Sumpf sich befände; Ziehbrunnen geben nur brackiges Wasser, aber sie geben es überall.

Man darf sich ferner diese Sümpfe nicht als trübe, schmutzige Pfützen, noch durchwegs als gifthauchende Fieberherde, noch als unbedingt unnütz oder gar unbedingt schädlich im Haushalte der Natur vorstellen. Manche Sümpfe sind krystallhell, durchsichtig bis zum Grunde, und lassen nicht ahnen, daß dieser aus dem feinsten, mehrere Fuß hohen Schlamm besteht, in welchem, wer sich hinein wagte, unfehlbar ersticken müßte; an andern kann man ohne Nachtheil für die Gesundheit übernachten (namentlich wenn sie ganz schilf- und pflanzenleer sind, also keine verwesenden Vegetabilien enthalten), und die Sümpfe leisten hier im Haushalte der Natur den Dienst, welchen anderswo die — hier mangelnden — Waldungen leisten, indem sie einerseits Wasserdämpfe aushauchen, andrerseits die von den Winden herangewehten Dunstmassen — welche unmittelbar neben den Sümpfen durch die aus der erhitzten Pußta aufsteigenden

trockenen Luftströme spurlos zerstreut werden — so verstärken und verdichten, daß diese über den Lagunen rasch Wolken bilden, welche entweder sogleich ihren Inhalt herabsenden, oder von den Winden in entfernte wasserlose Gegenden getragen werden. Allerdings erhält der Boden der Haide nicht von ihnen allein seine Nahrung; denn allmälig, so weit nur immer die Theiß durch Infiltration unter der Erdoberfläche wirken kann, schlägt sich ein ungemein reichlicher Thau nieder und fristet bis zum Juli das Leben der Gräser in der ausgedorrten Erdkrume.

Wenden wir uns nunmehr zur Theiß selbst, so werden wir ein ganz anderes Bild von dem Flußtheile oberhalb Tokay als unterhalb dieses Punktes wahrnehmen. Die Theiß strömt aus mehreren Quellen (unter welchen wir auch der in Ungarn unvermeidlichen „schwarzen" und „weißen" begegnen), übermüthigen Wildbächen des öden Hochgebirges zusammen, nimmt in ihrer Geburtsstätte, der Marmarosch, mehrere Wildwasser auf (am linken Ufer sind die Viso und Iza, am rechten die Taracz, der Talabor und große Ag die bedeutendsten), und ist hier ein heller, schöner, obwohl tiefer und reissender Gebirgsfluß, der häufig Ueberschwemmungen verursacht. Kaum hat die „Tißa" die Marmarosch verlassen, so nimmt sie, weil die ungarisch-galizischen Grenzgebirge bei ihrem gleichförmigen Bau verhältnißmäßig rasch gegen die Tiefebene abfallen, augenblicklich ihren berüchtigten Charakter an — den Flüsse ohne Gefälle sonst nur am Unterlaufe gewinnen — und spottet bis Tißa-Ujlak jeder Regulirung, da deren Kosten wohl in keinem Verhältnisse zu dem Ge-

winne stünden. Sie tritt in eine sumpfige Waldebene, breitet sich aus und bleibt nunmehr bis Titel „schlangenwandelnd."

Betrachten wir die Bodenphysik dieses oberen Theißthales, d. h. der Niederung zwischen der Debrecziner Sandinsel und den Bergen (etwa 200 Quadratmeilen). Wir gewahren Folgendes: Die Gebirge (600 bis 1800 Fuß hoch) erheben sich ohne Vorberge aus der Ebene, an ihrem Fuße breiten sich Teiche aus, deren Sohle etwas gegen die Theißebene ansteigt, so daß die aus den Bergen kommenden Flüsse, allerdings bei Normalstand in die Theiß münden, bei Hochwassern aber in diese Sümpfe strömen, also gegen die Berge fließen (wie denn die südlichen Zuflüsse jenes Thales bei Hochfluthen einen Theil ihres Wassers aufwärts in den Sumpf Blata am Fuße der nördlichen hohen Berge tragen), und viele dieser Berge, heute vom Wasser nicht mehr erreicht, zeigen auf den ersten Blick Spuren des Nagens, Spülens und Wühlens alter Fluthen. Weiter: mitten aus der Ebene erheben sich Berge und Berggruppen mit felsigem Kern — manchmal von ziemlich gleicher Höhe — isolirt, aber allseitig von Sümpfen umgeben. Ueberall endlich und nach den verschiedensten Richtungen stoßen wir auf verlassene, mitunter meilenlange Flußbette; die Sümpfe und Teiche sind, im Gegensatze zu manchen Teichen am Unterlaufe der Theiß, dicht mit Rohr und Schilf bewachsen, geben nur schlechtes Viehfutter, und sind der Pfuhl ekelhafter Miasmen und hartnäckiger, gefährlicher Fieber, da nur ein kleiner Theil des Rohrs und der Binsen verbraucht werden kann,

die meisten Pflanzen aber im Wasser verfaulen. Hier mußte der Mensch allmälig vor dem übermächtigen Elemente zurückweichen. Uralte (ungarische) Könige residirten einst in diesem obern Theißthale; Szobráncz und Bereg Száhz (sächsisch Beregh, Villa Lamberti) waren einst blühende Städte und wurden zuletzt unbedeutende Marktflecken, die reiche Abtei Lelesz stand vor wenig Jahren (bis zur Regulirung) mitten im ungesunden Sumpfe, Kirchen und Burgen konnten sich kaum gegen die immer drohenderen Gewässer schützen; manche Ortschaften vermochten sich nur durch Umwallungen gegen die Fluthen zu retten. Folgte einem schneereichen Winter ein regnerischer Frühling, so glich das ganze ungeheure Inundationsgebiet einem Meere, aus welchem nur die Hügel emporragten; wie in Aegypten war dann der Verkehr von Ort zu Ort nur mittelst der Kähne möglich. Aber auch noch die Bodrogköz, ein tief liegendes Eiland, ward durch das Wirrsal zahlloser Einrisse und Rinnsale zu einem Archipel selbst bei niederem Wasserstande; bei Hochwassern aber nicht selten ganz überfluthet, litt sie unsäglich und mußte zusehen, wie ihre Felder und Wiesen ersäuft und versandet wurden*).

So ist das obere Flußthal beschaffen. Setzen wir uns nun auf einen Kahn und fahren wir von der Grenze der Marmarosch hinab bis Tokay, um die Ufer zu betrachten. Von Szölös bis Tisza-Ujlak ist das Gefälle noch stark, das

*) Durch die Regulirung wurde diese Flußinsel zu einem Continent.

Gelände am linken Ufer sogar malerisch, das rechte Ufer ist hoch und gegen Ueberschwemmungen ziemlich sicher. Dennoch ist auch hier schon das Flußbett unbeständig. Am linken Ufer gewahren wir verlassene Flußbette von gewaltiger Breite, mit hohen Ufern, Sandbänken, Lagern von Geröll und Geschiebe, Inseln, Spuren von Wasserfällen; nach allen Richtungen gähnen diese mächtigen Furchen, ja zwei derselben durchkreuzen sich geradezu, und selbst die entfernteren Berge weisen Unterwaschungen (durch ehemalige Theißbette?) auf. Ungemein große Veränderungen hat hier die Theiß bewirkt, die Mündung ihres Nebenflusses Tur verschlemmt und diesen der Számos zugedrängt, sich mehrere Arme ausgegraben u. s. w.

Bei Tißa-Ujlak nimmt das Gefälle plötzlich und bedeutend ab und das Flußthal wird fast zur horizontalen Ebene. Hier beginnt die Theißregulirung bis zur Mündung bei Titel; die Länge des Thales von Ujlak bis Titel beträgt 80 Meilen, die Stromentwicklung jedoch wegen der vielen und scharfen Krümmungen genau das Doppelte (!). Nun wird das linke Ufer, obwohl es nur aus Sand besteht, höher, das rechte dagegen, obwohl es aus Schlamm und Letten gebildet ist, so flach, daß sich allenthalben alte Flußbette und binsenbewachsene Sümpfe in den seichten Niederungen hinziehen, so daß die häufigen Ueberschwemmungen des — hier im Sommer so trägen — Stromes den Ackerbau des südlichen Comitats Beregh allmälig zu Grunde richteten.

In dieser traurigen Landschaft ergießt sich die (37 Meilen lange) Számos, deren Flußgebiet das des Hauptstromes

fast um das Vierfache übertrifft, in die (22 Meilen lange) Theiß, und drängt mit seinem starken Gefälle die träge Tißa von Naménÿ bis Csap längs der Debrecziner Sandinsel nordwärts, nachdem er sich noch durch die Aufnahme der Kraßna verstärkt hat. Auch die Számos, diese wilde Tochter des Gebirges, hat ihr Bett oft gewechselt und kommt manchmal mit unglaublich großen Hochwassern, indeß läßt sie gewöhnlich viel fetteren, üppig befruchtenden Schlamm zurück.

Die Theiß, die bis zur Aufnahme der Számos 30 bis 40 Klafter Breite hatte, schwillt nun an und fließt von Csap, wo sie den nördlichsten Punkt erreichte, südwestlich. Längs der ganzen Bodrogköz fließt sie über ein Sandlager und wird also seicht, was die Schiffahrt erschwert und an der Versumpfung der Insel und des Anlandes schuld ist. Einst hatte der Fluß hier am linken Ufer zahlreiche Ausrißgräben, ja sogar einen Kanal, welche die Hochwasser unschädlich vertheilten. Seit der Verschlammung dieser Ableiter drängten sich die Inundationen stetig gegen Norden, zum großen Schaden des cultivirten Landes.

Am Südwestende der Bodrogköz nimmt der Strom die 70 Klafter breite Bodrog auf. In den Imregerbergen vereinigen sich nämlich die Flüsse Ung, Laborcza, Ondava, Topla mit der Latorcza (welche sich weiter oben stark der Theiß nähert und durch einen Seitenarm mit dieser zusammenhängt), und erhalten den Namen Bodrog. Von diesen Flüssen ist nur die Latorcza, obwohl wasserreich, sehr rein, weil sie aus dichtbewaldeten Bergen strömt; ihr Bett, zwar

höher als das der Theiß, scheint indeß einst von einem sehr großen Flusse so beträchtlich ausgeweitet zu sein. Die andern Zuflüsse graben ihr Bett am Oberlauf ungemein tief aus, schleppen kolossale Massen von Schlamm mit sich und lagern, während sie das Bett am Unterlauf jährlich erhöhen, Sand und Erde bei der Mündung ab. Am wildesten haust die Laborcza, welche manchmal 2 bis 3 Fuß hohe Geschiebe zurückläßt, die Berge wiederholt durchwusch, das Bett bedeutend wechselte und den Sumpf Blata (1 Meile breit, $1^1/_2$ Meile lang) aushöhlte. Die Bodrog selbst fällt träg, seicht und ohne hohe Ufer in die „blonde Theiß.“

Tokay ist ein für das gesammte Theißland hochwichtiger Punkt. Hier wird nämlich das Bett und das Thal der Theiß durch den vorspringenden Tokayerberg und den der mehrfach genannten Sandinsel angehörigen Sandhügel bei Rakamácz so eingeschnürt, daß er bei Hochwassern die gefährlichen Stauungen im obern Theißthale verursacht. Wenn die Annahme richtig ist, daß das Erthal einst ein Arm der Theiß war, dann freilich hatte der Strom einen um 30 Meilen (gegenüber dem Hauptarme) kürzeren Recipienten für die Wasser des obern Theißthales, dann war das obere Land frei von Ueberschwemmungen, und die Tißa hätte also nur darum ihren Lauf bleibend über Tokay genommen, weil eben jener natürliche Ableitungskanal verstopft wurde, und zwar durch die Theiß selbst.

Unterhalb Tokay besteht die Sohle des Flusses nur noch aus fein geschlemmtem Sande, die steilen Ufer, meist 1 bis 2 Schuh, selten eine Klafter hoch, sind fast nur ange=

schwemmtes Erdreich, der Fluß zieht träg und nicht in Arme getheilt dahin, das linke Ufer enthält keine Zuflüsse und ist von den Inundationswassern vollkommen planirt, die Ausgießungen aber erlangen von 1000 Klaftern bis zu 2 bis 3 Meilen Breite; die Krümmungen betragen bis Szolnok 50 Meilen, obschon der direkte Abstand nur 19 Meilen mißt. Am rechten Ufer drängte der mächtige und reißende Hernad-Sajá durch die Wucht seiner Gewässer, welche viel Material mit sich schleppen, so nachdrücklich gegen das entgegengesetzte Ufer, daß die Theiß hier den Veres-nád und das tiefe Bassin des Sarrét auswühlen mußte, aus dem die Fluthen indeß, wenn der Strom sich wieder gesenkt hat, allmälig wieder ablaufen. In den Sárrét laufen die Wasser von allen Seiten, weil er der tiefgelegenste Sumpf ist, er speist seinerseits den Kadarcs, den Hortobágy und andere Steppenflüsse. In ähnlicher Weise wie der Sajá drängen die am linken Ufer bei Szolnok einmündende Zagyva und einige kleinere Wildwasser den Strom nach Osten und bewirken Versumpfungen.

Bei Csongrád nimmt die Theiß die dreifache Körös mit dem Berettyo auf, welche selbst eines der verwickeltsten Wassersysteme Ungarns darstellen. Die schnelle Körös namentlich zerstörte viele Dörfer und Felder und bildete weitgedehnte Sümpfe über ehemaligem Culturlande. Der wasserreiche, verschlammte Berettyó veränderte sein Bett höchst mannigfaltig und sendete einst einen Arm nordwärts an den Veres-nád.

Als letzten Zufluß endlich empfängt Ungarns interessan-

tester Strom gegenüber der ungemein rasch aufblühenden Handelsstadt Szegedin die stattliche Maros, unterhalb deren Mündung die Theiß ihr Bett auf 100 Klafter erweitert und sehr große Fahrzeuge trägt.

Fassen wir das bisher Dargestellte zusammen, so sehen wir also einmal Sümpfe von enormem Umfange, die vor Menschengedenken da waren, dann solche, welche unablässig weiter greifen und die schaffende Menschenhand immer weiter zurückdrängen, endlich sehen wir andere dort entstehen, wo einst trockenes, gesundes, cultivirtes Land sich des ungetrübten Friedens erfreute. Weiter sehen wir, wie im Anlande der Theiß Inundationsfluthen den Verkehr wochenlang stören und unterbrechen, den Werth und Ertrag des Bodens wesentlich vermindern oder gar vernichten, und einen Zustand völliger Indolenz, allmäligen Ersterbens bewirken. Und wenn die Wasser abgelaufen sind, dann steigen (gewöhnlich im Hochsommer) giftige Miasmen aus dem Boden, deren Gefährlichkeit durch die wachsende Zahl der Sümpfe, und den Umstand, daß die dichten Erlen- und Weidenbestände, welche die Sümpfe einst deckten, längst abgeholzt sind, so gesteigert wird, daß sie mitunter epidemisch auftreten, und mit raschem, tödtlichem Ausgange verlaufen. Mehr „deutsche“ Truppen fanden hier im 17. Jahrhundert ihren Tod durch die verrufenen Fieber als durch das Schwert der Osmanen. (Uebrigens hausen gerade die ärgsten Fieber im oberen Theißthale.)

Der von der Natur gesegnetste Theil Ungarns war der am wenigsten bevölkerte, cultivirte und zugängliche Theil des

Landes, aber auch der ungesundeste, und all diese Verhältnisse — das war unverkennbar — mußten mit der Zeit nur noch schlimmer werden.

Wie suchte man nun in Ungarn diesen schweren Uebelständen und noch drohenderen Gefahren zu begegnen? Vor 1846 waren die Theiß und die Mündungen der Nebenflüsse schwach eingedämmt. Aber Eindämmung allein ist keine Regulirung solcher Gewässer im Alluvialboden, sondern nur ein theures, aber halb unnützes Palliativ; jene Dämme waren überdies noch höchst ungenügend. 2,620,000 ungarische Joche (200 Quadratmeilen) Landes wurden bei Hochwassern überschwemmt, davon gehörten 1,670,000 Joche der Theiß allein an. In den vierziger Jahren entstanden in den Comitaten Zemplin und Bereg Vereine zur Regulirung der Ondava, Topla, und theilweise auch der Theiß. Der Palatin, Erzherzog Joseph, gab den Anstoß zur Regulirung der ganzen Theiß und ihrer Nebenflüsse, welche zunächst von den Ansassen des Theißlandes bestritten werden sollte. Stephan Széchenyi nahm die Sache in die Hand. Der Plan des Paul Vásárhelyi, auf Grundlage sorgfältiger Vorarbeiten entworfen, wurde fallen gelassen, und der des durch die Regulirungen des Po rühmlichst bekannten Paleocapa angenommen. Im Jahre 1846 ging man an's Werk, die Krone leistete einen Vorschuß von jährlichen 100,000 fl. Die zahlreichen Vereine sorgten jeder für den Schutz seiner Gemarkung; die darüber ausbrechenden privatrechtlichen Streitigkeiten hemmten, die Erhebung von 1848 unterbrach

das ziemlich rüstig begonnene Werk. Im Jahre 1849 wurde es suspendirt.

Die Krone nahm nun die gewaltige Arbeit auf (im Jahre 1850), fand aber, obschon sie das Unternehmen mit den entsprechenden Mitteln anfing, nicht genug Arbeitskräfte und wurde durch zwei böse Hochwasser sehr gehemmt. Man hasste in Ungarn überdies das neue absolute Regiment, aber man goß das Kind mit dem Bade aus, mißtraute Allem und leistete „passiven Widerstand“ Allem, was „von oben“ kam. Als nun das ungemein lang anhaltende Hochwasser des Jahres 1855 sich ergoß, schrie man im Lande über unzweckmäßige, verfehlte Regulirung, ja Einwohner des Comitats Borsod zerstörten einige Dämme, so daß in Szabolcs 300,000 Joch Landes Monate lang unter Wasser gesetzt wurden. Neue Prüfungen ließen die Art der Regulirung als richtig annehmen; nun wurde das Unternehmen noch energischer angegriffen.

Der Staat verstärkte seinen Beitrag, bewilligte ein Anlehen von 10 Millionen bei der Nationalbank unter Garantie der Krone und sprach 15jährige Grundsteuerfreiheit für die neu gewonnenen Ländereien aus. Theiß und Marosch wurden als Reichsflüsse, die andern Flüsse als Landesobjecte erklärt; der Staat übernahm die Kosten für die hochwichtigen Durchstiche. Nunmehr nahm die Regulirung einen erstaunlichen Aufschwung, zumal für das Jahr 1860 noch größere Geldmittel beigeschafft wurden.

Seit 1846 bis Ende 1860 waren Dämme in der Länge von nahezu 400,000 Klaftern angelegt, 1,250,000 Joch

Land dem Wasser abgerungen, von den projectirten 76 Durchstichen 65 in einer Länge von 47,000 Klafter ausgeführt, das Theißbett um 16 Meilen verkürzt und das Gefälle von 3 Linien auf $4^1/_2$ Linien per 100 Klaftern erhöht. Die Gesammtkosten dieses Riesenwerkes betrugen aber in diesem Zeitraume die Summe von 8,402,080 fl. Werden die Durchstiche sämmtlich ganz ausgebildet sein, dann ist aber der Lauf der Theiß von Tißa-Ujlak bis zur Mündung um nicht weniger als 53 Meilen abgekürzt.

Wer die Theiß nun befährt, gewahrt längs des eigentlichen Flußbettes ein großartiges Dammsystem, welches streckenweise beträchtliche Durchschnitte einschließt. Neben und längs den Dämmen laufen Kanäle und Gräben theils zur Ableitung der Binnengewässer, theils zur künstlichen Irrigation. Das Ableiten geschieht durch einen Hauptkanal, der den Dämmen stetig folgt, die Abzugskanäle des Anlandes aufnimmt und durch Regulirungsschleußen dem Strome zuführt. Das System dieser Kanäle zweiten Ranges geht in Verästelungen von Gemarkung zu Gemarkung; wo aber die rechte Verbindung mit diesem Kanalsystem nicht ausführbar ist, opfert man einen tiefen (meist werthlosen) Theil des Hotters (der Gemarkung) und umdeicht ihn oder man legt Versenkungsgräben an. Man zahlte bei der Regulirung begreiflich auch Lehrgeld: Grundwasser traten in entfernten und zwar cultivirten Strecken auf; Grundwasser füllten nach der Regulirung (1853) alle Keller in Debreczin u. s. w. Es scheint aber doch, als ob die Besitzer im Theißlande aus demselben Grunde gegen die Art der Regulirung

protestirten und processirten, aus welchem sie anderswo gegen die so wohlthätige Commassirung oder Segregation der entfernten und zerstreuten Grundstücke gelärmt hatten — aus Befangenheit und Aengstlichkeit. Zwar hat man nicht überall Grundflächen von „ägyptischer Fruchtbarkeit“ trocken gelegt, sondern beispielsweise begreiflich auch Strecken mit fest zusammengebackenem Sand, in welchem gegenwärtig kaum die Akazie kümmerlich sich fristen kann; aber ganze Landschaften (die Bodrogköz, das ehemalige Sumpfland zwischen Sajó, Tokay und Theiß u. s. w.) fühlen bereits die Segnungen, deren Vollgewicht freilich erst kommende Geschlechter werden würdigen können.

Und wie einst durch Joseph's II. viel angegriffenes Walten die Sümpfe und Einöden des Banates in Gefilde voll Fruchtbarkeit sich umwandelten, bewohnt von zahlreichen und wohlhabenden Menschen: so wird auch hier Pflanzen- und Thierleben in dem neugewonnenen Lande erwachen, Menschen werden in diese bisher uncultivirten und unbewohnbaren Flächen strömen, Viehzucht und Ackerbau werden aufblühen, die Theiß wird mit Recht die Pulsader des östlichen Ungarns heißen, und auch hier Széchenyi's Wort in Erfüllung gehen: „Ungarn wird sein.“

Eine Fahrt auf der Theiß.

Unsere leichten Wagen, jeder von einem flüchtigen Dreigespann gezogen, rollten aus dem reizenden und rebenschweren Hegyallyagebirge*) hinab zu dem Thale der Theiß und gingen an den Schauplatz von Lenau's „Mischka", dorthin, „wo auf sonnenfrohen Hängen die Tokayertraube lacht." Es war der 1. August 1854. Wir waren ein Fähnlein „Culturträger" — wie man uns nachmals benamsete — fast alle erst ein Jahr in Ungarn und begreiflich alle voll Freude, unsere westliche Muttererde für die Zeit der Ferien wenigstens wieder begrüßen zu können. Die Sonne ging in den Bergen prachtvoll unter. Der Dampfer kam, da der

---

*) Im Lande gebraucht man die im Auslande üblichen Namen Tokayergebirge nicht für dieses 14 Quadratmeilen umfassende Gebirge; auch Mád und Tállya geben herrlichen „Tokayer", nicht blos der vielgerühmte Berg, an dessen Fuße wir vorüberkamen.

Strom im Augenblick nicht gerade wasserarm war, aus dem obern Theißthale, vermuthlich also von Naményı, — wo die Számos einströmt — während er bei niederem Stande erst von Tokay aus sich hinabbewegt. Mancherlei Wasservögel umschwärmten den Dampfer, während dieser majestätisch über die stille Fläche glitt. Wir hatten eben noch Zeit, in der Dämmerung den Unterlauf der trägen Bodrog, welche als stattlicher Fluß in auffallend breitem Bette oberhalb Tokay in die Theiß fällt, anzusehen und die Reihen von Flößen und Schiffen, die an dem Ufer des Stromes befestigt waren, zu mustern. Das Gewühl des Tages verstummte, die Flöße aus dem obern Theißlande hatten beigelegt, weil die mondlose Nacht die Thalfahrt gefährdet hätte; die Lastschiffe (welche von Tokay aus die Rohprodukte der Ebene hinab gegen Szegedin der Eisenbahn zuführen, oder gegen den Franzenskanal, der sie in die Donau trägt, worauf sie dann gegen Pesth oder weiter westwärts gelangen) hatten ihre Ladung bereits eingenommen, darunter manches eine Last von 3 bis 4000 Centnern Getreide, und erwarteten nun den Sonnenaufgang; der Dampfer lag vor Anker, und als die letzten verspäteten Kähne angebunden waren, erstarb allmälig alles Leben am Strande. Nur um den Dampfer entstand eine Zeit lang ein Drängen und Stoßen, als sein Kielraum Waaren und Gepäck nach dem Süden einlud. Auch auf dem Strome wurde es still; nur auf den Salzflößen brannten hier und da kleine Feuer, um welche Ungarns rohe Hinterwäldler, ruthenische, darunter auch romanische Schiffer aus der Marmarosch bei dem einfachen Abend-

brote saßen und lagen; mächtige Bursche, sonnenverbrannt, nur in Bundschuhe, Gatjen und in das kurze Hemd, das kaum die Brust deckt, gekleidet, das langhaarige Haupt von einem breitkrämpigen Hute beschattet. Diese Männer sind gegen jegliches Wetter so gleichgiltig wie der magyarische Roßhirt; sie rudern mit beneidenswerthem Gleichmuth den ganzen Tag ihr schwerfälliges Fahrzeug, übernachten, wo sie eben die Dunkelheit überrascht, führen ihren Mundvorrath — Schwarzbrot und Speck — auf mehrere Tage mit sich, trinken das Wasser ihres Stromes und kommen daher auf der Reise nur selten in Ortschaften, um Lebensmittel anzukaufen, oder an Sonn- und Feiertagen Vormittags die Messe, Nachmittags vielleicht eine Kneipe zu besuchen; das Anhören der Messe aber hört für diese griechischen Katholiken auf, sobald sie die Tiefebene, das calvinische Paradies erreichen. Neben den Salzflößen liegen die Holz- und Kohlenflöße, und Tokay besitzt eben so bedeutende Salz- als Holzniederlagen. Die Flößer alle scheinen stumpfe oder wenigstens phlegmatische Naturen, denn kein Lied und keine Musik tönt von den Wassern, und bald liegt Alles auf den Schiffen und Flößen in tiefem Schlafe. Ringsum wird es so ruhig, daß man mit Staunen gewahrt, wie die Theiß ganz lautlos ihre lauen Fluthen hinabträgt.

Wir schlendern noch eine Zeit lang in dem deutsch-magyarischen „Judenneste“ Tokay umher, in dessen Weichbild und Umgebung die Israeliten ein volles Sechstheil der Bewohner ausmachen. Tokay — bei dessen Namen man sonst unwillkürlich an den König der Weine denkt — mit

seinen engen, winkeligen, schmutzigen Straßen ist nichts als ein Aufenthaltsort von Geschäftsleuten, unter welchen die Juden als Holz- und Weinhändler und Speculanten in Allem, was nicht niet- und nagelfest ist, das Heft in den Händen haben. Die Gasthäuser zeigten sich so wenig einladend, daß die Meisten von uns, welche keine Bekannten in der Stadt hatten und den Abend nicht in deren Kreise verplaudern konnten, aus Langeweile wieder auf das Schiff getrieben wurden.

Wir suchten die Kajüten auf, aber wir konnten in dem Dunste und der Hitze des gesperrten Raumes nicht ausdauern; wir gingen auf das Verdeck. Hier konnten wir wohl die milde, weiche Luft, eine Zeit lang aufathmend, trinken, aber bald fielen fabelhafte Schwärme von Gelsen über uns her, hielten an uns ihr gräusames Mahl (wobei sie sich gegen die Fremden förmlich verschworen zu haben schienen) und ließen sich in ihren blutigen Orgien weder durch unsere Kleidung beirren, durch die sie sich fanatisch einbohrten, noch durch die Wolken ungarischen und türkischen Tabaks, mit denen wir sie bekämpften, verscheuchen. Als alle Bemühungen und alle selbstbeigebrachten Backenstreiche sich zwecklos erwiesen hatten, ergaben wir uns endlich und dachten zuletzt sogar an das Nachtlager. Wir eroberten in der Kajüte eine Anzahl Matratzen und Lederpolster, um den Boden des Verdecks zuerst mit ihnen und dann mit unsern natürlich vollständig bekleideten Gestalten zu veredeln. Als wir im „willigen Schlummer so lagen", bewegte es sich neben uns, und wir gewahrten zu unserem lebhaften Staunen, daß junge

wohlgekleidete und, wie es schien, hübsche Mädchen, auf dem Verdeck sitzend, sehr ernsthaft damit beschäftigt waren, sich aus einigen Gewändern zu schälen und ihre Toilette auf ein möglichst bequemes Negligé zu reduciren. Einer von uns zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß die muthigen, auf ihre Tugend oder der jungen Passagiere Ritterlichkeit so vertrauenden Kätzchen die Zofen einiger mit uns reisenden Gräfinen waren. Wir überließen ihnen unsere durch historisches Recht erseßenen Lagerstellen und saßen und campirten einzeln und zu zweien auf dem Verdeck herum, bis, da wir durch Lärm die Mitreisenden nicht stören durften, wir allgemach einschliefen.

Um mich für die Nacht so bequem als möglich zu betten, hatte ich mich auf die um das Verdeck laufende, mit einem senkrechten Netzwerke von Seilen umgebene Bank gestreckt und war unwillkürlich eingeschlafen. Bei meinem Erwachen war es stockfinster; ich erinnerte mich sogleich, wo ich lag, konnte aber weder das Netzwerk noch den Boden des Schiffs entdecken. Durch vorsichtiges Tasten mit den Füßen brachte ich endlich heraus, daß ich gerade an jene Stelle mich gelegt, wo das Netzwerk in der Länge von einer Klafter oder darüber unterbrochen war, weil hier beim Landen die Taue zum Befestigen des Schiffs durchgezogen werden. Die geringste Bewegung im Schlafe — ich unruhiger Geist bin aber nicht einmal im Schlafe ruhig — und die Theißfische hätten sich darüber orientirt, ob ich genießbar oder nicht. Daß ich diese Nacht nicht mehr schlief, werden mir meine Freunde, die

wissen, daß ich sonst nicht leicht erschrecke, wohl verziehen haben.

Die Nacht machte der Dämmerung Platz. So todt und verlassen der Strand am Abende dalag, eben so rege war das Treiben auf demselben am Morgen. Die Schiffsglocke ertönte, und der Dampfer begann schnaubend nach Süd-West den zahllosen Krümmungen des Stroms zu folgen, der bei Tokay bereits alle Anschlemmungen des Oberlaufs fallen gelassen hat und bis zur Sajómündung fast ohne erdige Beimischungen fließt. Als wir im Jahre 1854 thalab fuhren, war das linke Ufer bis zur Sajómündung*) ein Sumpf- und Moorland, in welchem die Orte Eszlar, Lök und Dob gar übel gebettet waren, welches Ufer aber seither in Folge der Theißregulirung trocken gelegt ist und sich trefflicher Wiesen erfreut, die durch das neue Kanalsystem künstlich und ganz nach Bedarf bewässert werden. Mit solchem Ungestüm werfen sich Hernad und Sajó, durch zahlreiche Nebenflüsse reissend gemacht, in den Strom, daß sie diesen, sobald sie angeschwollen sind, bis gegen Tokay, also mehrere Meilen weit, zurück- und über das linke Ufer hinaus in das Becken des großen Sumpfes Veres-nád drängen; Kähne und Flöße der Theiß haben dann genug zu kämpfen, wenn sie nicht wider Willen stromaufwärts getragen werden wollen.

Sobald das Schiff Tokay im Rücken hatte, entfalteten

*) Das untere Sajóthal ist den Ungarn eine eben so traurige Erinnerung als das Blachfeld von Varna oder Mohács durch die Mongolenschlacht 1241.

sich vor uns die der Theiß so eigenthümlichen Scenerien und fesselten uns stundenlang an das Verdeck. Bald rechts, bald links, bald auf beiden Ufern dehnten sich Sumpfwiesen und Sümpfe Hunderte und Tausende von Klaftern aus; meist waren die Ufer niedrig und manchmal so flach, daß der Kiel des Schiffes, sobald er dem Strande nahe kam, Fischbrut und pfundschwere Fische mit dem Wasser an's Festland spülte, wobei wohl die größern Thiere durch langes Zappeln und Springen endlich wieder in ihr Element kamen, die kleinern aber elend in der Sonne verschmachteten. Nur zwölf, und zwar unbedeutende, Ortschaften zählten wir auf unserer Fahrt, welche thalab ging und — auf dem Dampfer! einen vollen Tag in Anspruch nahm. Selten war ein einzelnes Haus sichtbar, eben so selten ein Szálás (Complex von Wirthschaftsgebäuden); nicht zu oft tauchte der bekannte langarmige Ziehbrunnen auf; selten nur war das Anland so trocken, daß einzelne große Felder nahe am Ufer sichtbar wurden, auf denen flinke Rosse das Geschäft des Getreideaustretens besorgen mußten; ja nicht einmal zur Weide waren die größten Strecken verwendbar, denn nur wenige Rinderheerden kamen uns wiederkäuend und neben dem Wasser gelagert in Sicht. Fläche und immer wieder nur Fläche, Wasser und Sumpfland — bilden die einförmige Staffage einer Theißlandschaft. Bis gegen Mittag erblickten wir auf beiden Seiten des Flusses, obwohl genug entfernt, einzelne Hügel, etwa 30 Fuß hoch und 100 Fuß im Umfange, welche manchmal in zwei Reihen zu ziehen scheinen und sich zuletzt gegen Siebenbürgen wenden. Ob sie uralte

Grabstätten, „Hünengräber“ sind, kann ich nicht entscheiden; sie werden von gebildeten Einwohnern dafür gehalten, andere wollen ehemalige Warten gegen die Osmanen in ihnen erblicken. Beide Annahmen sind übrigens ganz gut mit einander vereinbar.

Die offene Fläche des Hauptstroms selbst bietet wenig Bemerkenswerthes. Möven aller Art, keck und zudringlich, tummeln sich mit widerlichem heisern Geschrei, ewig lärmend, eine Zeit lang um den Dampfer; dann entfernen sie sich, heben sich, silberglänzend, senken sich herab, schweben leichthin über den Fluß, so daß sie mit den Flügeln die Wellen streifen, setzen sich auf den Wasserspiegel nieder, lassen sich eine Weile von der Strömung tragen, hüpfen dann plötzlich, wie übermüthige badende Jungen zu thun pflegen, kreischend in die Höhe, bald einzeln, bald in Gruppen; dann rasten sie wieder — scheinbar unbeweglich — auf der nassen Fläche. Immer aber, mögen sie im fröhlichen Uebermuthe spielen oder sich einen Bissen streitig machen, immer vollführen sie einen gellenden, närrischen Lärm. Viel liebenswürdiger sind die Geschlechter der seltenern, schöngezeichneten, zierlichen Seeschwalben. Mit klagendem Rufe fliegt ein Volk Kibitze, von einem großen Falken aufgeschreckt, empor, zieht mit nickenden Helmbüschen über den Fluß in das sichere Ried des andern Ufers und stört dort durch sein Erscheinen den schnarrenden, einsamen Wachtelkönig.

Im Ganzen bleibt das Theißufer öde und leer, an Menschen wie an Thieren. Zuweilen bemerkt man einzelne stelzbeinige Störche, die, Steinbildern gleich, am Strande

stehen, das eine Bein hoch aufgezogen, den Kopf auf die Brust gesenkt, und auf ein vorwitziges Fischlein oder einen naseweisen Frosch warten. Sind Waldungen nicht allzu fern, dann erscheint statt des gewöhnlichen Storches der seltenere kleinere schwarze, tiefer unten dagegen in Ungarn der Pelikan und der Ibis. Nicht zu häufig zeigt sich auf dem Fluß ein fischender Reiher. Die Vögel lieben den offenen Fluß nicht, namentlich wenn nicht wenigstens seine Ufer mit Rohr und Sumpfpflanzen eingeschlossen sind; sie werden hier durch die Schiffe gestört und finden nebenan in den todten Armen ungleich leichter und reichlicher ihre Nahrung.

Viel mannigfaltiger und großartiger ist das Thierleben auf den Sümpfen, und das Auge wird lange nicht müde, unterstützt durch ein gutes Fernrohr, die Millionen von Enten und Rohrhühnern in ihrem völlig vom Menschen ungestörten Treiben zu beobachten. Natürlich kann man nur einigermaßen, nur im Fluge beobachten und auch dann nur auf den ganz offenen Teichen oder stillen Blänken, in denen Farren und Sumpfwurm, Schilf und Kalmus sich nicht zusammenhängend, sondern nur partienweise angesiedelt haben. Jammernd schwimmen Rohrhühner, aller Berechnung ihrer Anzahl spottend, über die Spiegel; am prachtvoll, metallisch rothglänzenden langen „Mietzel“ um Kopf und Hals sind die Jungen kenntlich; diese etwas langweiligen, wenn man ihnen aber die Haut abzieht, nicht übel schmeckenden Vögel haben bereits zeitig geäst und ziehen sich bald in das Schilf zurück. Am Morgen aber sind manche Strecken mit diesem seltsamen Vogel, den man meines Wissens hier nicht gern

ißt, so überdeckt, daß sie von weitem schwarz aussehen. Interessant ist es manchmal, einen Taucher zu beobachten, der plötzlich untertaucht, nach längerer Zeit, bereits weit entfernt den Kopf emporsteckt, und wenn er sich bemerkt sieht, abermals entschwindet, um vielleicht in noch größerer Entfernung dasselbe Manöver zu wiederholen, bis er sich endlich Ruhe gönnt. Am meisten Unterhaltung gewährt unstreitig das Beobachten der klugen und wachsamen, aber doch nicht so lächerlich scheuen Enten. Alle erdenkbaren Gattungen, mit Ausnahme der nordischen, welche bei uns nur selten vorkommen, treten hier gesellig und in Massen auf; die starke und ansehnliche Stock-, die zierliche Kriekente, die schöne, im Schwimmen und Tauchen überaus behende Tafel-, die bewegliche, feinstimmige Pfeifente kommen wohl am häufigsten vor; aber welche Mannigfaltigkeit an Tönen, Gestalt, Größe, Farbe des Kleides, verschieden nach Gattung, Geschlecht und Alter bei diesen schönen, muntern und intelligenten Sumpfbewohnern! Diese Enten alle ziehen bald in Haufen, bald einzeln einher, bald in der Luft, bald auf dem Wasser, tauchen bald mit halbem Leibe, den Bürzel neckisch hebend und bewegend, bald mit dem ganzen Körper, um in ziemlicher Entfernung wieder in die Höhe zu kommen; hier tändeln einige in drolligen Neckereien, dort scheinen andere einen ernstern Strauß mit einander auszukämpfen. Hier stürzt sich eine ganze Kette, welche die Alte in der Mitte nicht aus ihrem gesetzten Wesen zu bringen vermag; dort fährt pfeilschnell ein Trupp ins Rohr und nur das Schwanken der Halme verräth den Weg, welchen die Eilenden genommen.

Näher bei uns haucht eine verliebte Gattin dem vor ihr in stolzer Haltung voll Selbstgefühl rudernden Gatten ein zärtliches „Gatschgatschgatsch" nach; mit einem etwas vornehm-abwehrenden „Praatsch" antwortet der Spröde, ohne auch nur den Kopf nach der schmachtenden Verehrerin zu wenden.

Ein an der Theiß sehr gemeiner Vogel ist der Reiher, als gemeiner, Löffel-, Nacht-, Raben-, Zwerg-, Seiden-, Purpur-, selten indeß als Silberreiher, aber dann mit hochgeschätztem Gefieder. Man kommt fast an keinem Tümpel vorüber, ohne einen dieser schwerfälligen Gesellen aufzujagen, und verschmäht es, ihm einen Schuß nachzusenden. Eben so häufig erschreckt den nächtlichen Wanderer hier das eigenthümliche Trommeln der Rohrdommel, dagegen hält sich der Kranich nur in den unzugänglichsten Sümpfen verborgen. Neben den Sümpfen auf den nassen Wiesen treiben sich Schnepfen, zunächst Heer- und Moorschnepfen, in bedeutender Anzahl umher, Kibitze und Pfeifer erscheinen in Schwärmen; nahe den Hutweiden treiben die lustigen, schwatzhaften Staare ihre unermüdlichen Schalkspossen, in dem Rohre nisten unterschiedliche liebliche Sänger, in den schroffen Ufern aber die Uferschwalben, welche sich zwei bis drei Fuß tiefe, horizontale Löcher zur Wohnung aushöhlen. Zwischendurch begegnen uns wohl auch die bekannten, unvermeidlichen Gestalten der Krähen und Raben, in der Dämmerung auch die bei Tage äußerst drolligen Sumpfeulen. Ein Schreck der kleinern Wasservögel werden manchmal die großen und muthigen Falken, welche von entfernten Gehölzen Beute zu machen heranstürmen. Einen überaus prächtigen

Anblick gewährt der Fischadler, welcher zuerst in blauen Höhen seine stolzen Kreise zieht, diese allmälig verengert und plötzlich lothrecht, schnell wie ein Gedanke sich herabstürzt. Hat er sein Ziel verfehlt, so entfaltet er die mächtigen Schwingen mit einem Ruck horizontal unmittelbar über dem Wasserspiegel, schwebt eine Zeit lang so weiter, hebt sich abermals in die Höhe und stürzt sich bald wieder mit reißender Schnelligkeit herab. Hat er aber seine Beute erfaßt, so schlagen die aufspritzenden Wasser manchmal ellenhoch über dem kühnen Räuber zusammen, der eine Weile in dem glänzenden Gischt unsichtbar wird; im nächsten Augenblicke aber steigt er triumphirend empor, den schweren Fisch in den scharfen Krallen, und schüttelt das Naß mit majestätischen Schlägen von seinen Flügeln, daß die herabfallenden Tropfen in Regenbogenfarben wie tausend Diamanten um ihn sprühen.

Besucht man die Brutplätze, so zeigen sich die sonst so scheuen Vögel ganz zutraulich; sie lassen den Kahn ganz nahe herankommen, lassen sich die Eier, denen man gern nachstellt, leicht wegnehmen und werden auch oft auf den Eiern geschossen. Die Nester sind fast durchweg kunstlos angelegt, theils im Röhricht, theils auf den allerdings spärlichen Sahlweiden. Die Rohrammer kleben ihr Nest zwischen drei bis fünf Rohrstengel, die Reiher bereiten es aus dünnen Halmen, über welchen etwas Sumpfheu liegt. Nur der Silberreiher verwendet auf den Nestbau größere Sorgfalt. Wo das Rohr recht dick steht, knickt er die Halme in einem größern Kreise so ein, daß die Spitzen gegen die Mitte fallen;

er verflicht sie dann zu einem napfförmigen Teller und polstert diesen mit etwas Sumpfheu aus. Die Reiher vertragen sich gut mit einander, denn in demselben Neste finden sich mitunter Eier von zwei Arten, was daher rühren mag, daß die verschiedenen Arten durch einander wohnen und die Alten gern auf nahen Weiden übernachten, also das Nest nicht unausgesetzt behüten. Auffallend ist, daß die Brutplätze nicht immer genau auf derselben Stelle bleiben, obwohl sie natürlich den Anwohnern (z. B. das „Reiherdorf") wohl bekannt sind *).

In den Rohrdickichten hausen die kleinen, aber für die Schafheerden so gefährlichen Rohrwölfe und viele Füchse, welche hier die leckersten Bissen finden. Hat man im Herbst das für den Hausbedarf (zum Decken des Hauses und der Wirthschaftsgebäude, zum Flechten von Matten, als Streu, Brennmaterial u. s. w.) nöthige Schilf eingesammelt, dann wird das Rohr angezündet; dann gilt es Reinekes und Isegrimms Balg; beide werden übrigens gern mit Treibern gejagt, sobald man sie spürt.

Würde ein Fremder wohl glauben, daß in diesem mit eßbarem, zum Theil ungemein schmackhaftem Geflügel so überfüllten Sumpflande die Jagd nur in einem äußerst bescheidenen Maße geübt wird, daß sie hier für Niemand ein Erwerbszweig, sondern nur eine ziemlich laue Passion ein-

*) Groß ist die Anzahl der Flußschildkröten, größer die der Wasserratten, fabelhaft jene der feisten Frösche, mit denen sich die großen und flinken Nattern mästen.

zelner Wohlhabenden ist? Feuert man in diesen Sümpfen einen Schuß ab, so steigen Tausende von Wasserhühnern und Enten, an manchen Orten Hunderte von Gänsen in die Luft, kreisen eine Weile umher und fallen entweder wieder in denselben oder doch in einen benachbarten Teich ein und entfernen sich erst nach wiederholten Schüssen. Man hat hier nicht nöthig, Lockteiche anzulegen oder sich mit einer unbequemen Puntejagd abzugeben; dafür sind die Sümpfe mitunter schwer zugänglich und das Mühsame ist nun einmal nicht nach dem Geschmack des bequemen, gemächlichen Magyaren. Nur an wenigen Orten werden Wasservögel durch ausgestopfte Lockenten getäuscht und in Schlingen gefangen. Thut sich eine größere Gesellschaft zusammen, so jagt sie auf geeigneten Teichen vom Kahne aus; ist aber der Teich klein und verwachsen, so schickt man Hunde hinein und umstellt den Sumpf mit Schützen; von eigentlichem Sport ist meines Wissens nirgends die Rede. Wer ohne Gesellschaft jagen will, legt sich in ein Loch am Ufer oder verbirgt sich in einer Rohrhütte mitten im Schilfe in der Nähe seichter Stellen. Hat Jemand die Geduld, Abends an einem günstigen Orte, d. h. dort, wo mehrere Teiche beisammen liegen, das Geflügel also hin und her streicht, auf dem Anstande zu passen, so kann er, wie ich das von glücklichen Schützen weiß, mitunter seine 20 bis 30 Enten schießen. Aber wie viele Eingeborene geben sich diese kleine Mühe! Ueberhaupt schlagen Leute aus dem Nordwesten der Monarchie die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn sie sehen, welches Vergnügen man sich hier entgehen läßt, während

auf den Teichen Mährens und Böhmens z. B. ganz nennenswerthe Entenjagden abgehalten werden. (Der Naturforscher Dr. T., aus Böhmen stammend, ein eifriger Jäger, verwünschte die Theißregulirung, „weil sie die Sümpfe verderbe.")

Von einigen der Theißbewohner hört man in der Ferne sehr viel reden, ohne daß man in der Nähe viele oder ansehnliche Vertreter derselben zu Gesicht bekäme; ich meine die Fische, von denen nur gelegentlich einer spielend sich emporschnellt. Im Auslande macht man sich die fabelhaftesten Vorstellungen von dem Fischreichthume der Theiß, aber auch ein magyarisches Sprüchwort sagt prahlend: „Annyi hala van a Tiszának mint vize" („die Theiß hat so viel Fische als Wasser"). Ich war acht Jahre in Ungarn und kann versichern, sowohl die Zahl als auch die Größe der Theißfische nimmt zusehends ab; einmal, weil die Fischerei in Ungarn auf einer sehr niedrigen Stufe steht, denn sie ist nur Raubfischerei; zweitens, weil durch die Regulirung viele ansehnliche Teiche und Sümpfe trocken gelegt werden. Die Dampfschiffahrt ist an dieser Abnahme ziemlich unschuldig, denn die meisten Fische leben in den Sümpfen und Teichen, weil diese wärmer sind und mehr Nahrung enthalten; die laichenden Fische, die im Flusse leben, gehen aber fast alle in das warme Teichwasser. Man übersieht aber nach meiner Ansicht, welche Verheerungen die Fischottern anrichten, die sich hier ganz ungestört vermehren können, — denn nur in äußerst trocknen Jahren werden gelegentlich und zwar erst in neuerer Zeit einige mit Windhunden

gehetzt, wenn sie nämlich aus dem vertrocknenden oder ausgefangenen Sumpfe wandern. Welcher Ungar würde Tage lang und regungslos hier einer Otter aufpassen? Der beste Beweis für die Abnahme des Fischreichthums ist der, daß die Fische, einige Stunden vom Ufer entfernt, von Jahr zu Jahr theuerer werden, während man sie noch vor zehn Jahren fast geschenkt bekam und die Dienstleute in der Nähe der Theiß ehedem mit ihren Dienstgebern vertragsmäßig ausmachten, daß man ihnen nur zwei- bis dreimal in der Woche Fische vorsetzen dürfe, da sie sich sonst leicht Ekel an den fetten Fischen gegessen hätten. So wenig industriös ist man in Ungarn, daß z. B. die Stadt Kaschau, nur zehn Stunden von der Theiß entfernt, Wochen lang ohne Fische bleibt, wenn die „Fischjuden" gerade Feiertage haben, — und daß vor einigen Jahren fremde Speculanten aus Böhmen nach Pesth mit Karpfen kamen und sehr gute Geschäfte machten. Die Römer fingen in der untern Donau Welse von sechs bis acht Centnern; die größten Fische dieser Gattung werden heute in der Theiß ein bis zwei Centner schwer. Die Fischerei an der Theiß läßt sich also nicht im entferntesten mit der in den südrussischen Flüssen vergleichen und wirft einen sehr geringen Nutzen ab. Das Recht, zu fischen, gehört den einzelnen Ortschaften und größern Grundbesitzern an der Theiß, so weit eben ihre Gemarkung reicht; diese verpachten es gegen eine Kleinigkeit, z. B. einige Centner Fische an die Fischer. Die aber könnten von solchem magern Gewerbe nicht leben und betreiben darum noch andere Geschäfte. So gehen z. B. in den niederungarischen Städten

und Dörfern die kleinen Handwerker (z. B. Tschismenmacher, Kürschner, Zimmerleute), wo sie nicht in Zünften leben, in einer Fischerbande, bestehend aus dem halászgazda und vier bis sechs Gesellen, auf den Fischfang, welcher am liebsten vor Sonnenaufgang betrieben wird. Auf dem Flusse wird das mächtige Zugnetz angewendet; die Sümpfe, welche mit der Theiß zusammenhangen, werden, sobald das Wasser nach den Ueberschwemmungen abzulaufen beginnt, abgesperrt und ausgefischt. Zu dieser Zeit sind die Fische aber spottwohlfeil, denn die Theißfluthen haben in alle Niederungen so viele Fische getragen, daß diese nunmehr auf dem austrocknenden Boden absterben und durch ihre Fäulniß manchmal die Umgebung verpesten. Dann treiben die Leute zu den austrocknenden Pfützen ihre Schweine, welche durch die reichliche Atzung eine Zeit lang einen ganz unerträglichen Thrangeschmack annehmen.

Noch einmal, in der warmen Jahreszeit ist die Beute des Fischers sehr ergiebig, wenn nämlich Anfang oder Mitte Juni die merkwürdige Theißblüthe (Tisza-virágzása) eintritt. Ein nahezu mikroskopisch kleines Thierchen, Libellula ephemera (Eintagsfliege, Uferaas, Haft), erscheint ungefähr neun Tage lang plötzlich in so großer Masse über und auf dem Wasser, daß, wie man erzählt, manchmal ein Kahn in seinen Bewegungen gehemmt wird. Die Fische sind dann wie besessen hinter dem Fraße her und vor Gier wie blind und taub; aber auch Frösche, Vögel und Schweine holen sich ihren ergiebigen Antheil, ja sogar Hunde und Katzen halten erkleckliche Mahlzeiten an diesem seltsamen

Leckerbissen, mit dem manche Weiber ihre Hausthiere einige Tage hindurch füttern. — In dem Flusse selbst erbeuten die Fischer, die mitunter auch vom Kahne aus oder auf einem hölzernen Gestelle, das einige Klafter weit in das Wasser gebaut ist, mit Glück angeln, zumeist verschiedene Sorten von Stören, dann zarte Barsche und Zander, Hechte „wie die Krokodile", 30 bis 40 Pfund schwer, schwarz, mit ungeheuerem Rachen; in den todten Armen und Teichen wimmelt es manchmal von großen Weißfischen und kleinern Fischen: Flußkarpfen, Schleien, Karauschen, Schlammpeitschern, Kaulköpfen u. s. w. Der Fang wird entweder sogleich verkauft oder in großen Barken aufbewahrt und dann in den nächsten Orten auf den Wochenmärkten von den gleich den „Damen der Halle" durch ihre urwüchsige Beredsamkeit bekannten Fischweibern verkauft oder auch von den „Fischjuden" Abends — nicht etwa in wassergefüllte Fässer gethan, sondern auf einen mit Korbflechten versehenen Leiterwagen lebend und ellenhoch aufeinander geworfen und die Nacht hindurch in entferntere Orte geführt; „sie werden" — wie mir so ein Jude sagte — „schon von selber todt."

Künstliche Fischzucht kennt man an der Theiß fast gar nicht. — Dampfen wir nun wieder stromab!

Die Scenerie auf und an der Theiß wird durch ihre Eintönigkeit endlich so ermüdend, daß sie zuletzt für den, welcher nicht das nöthige geistige Interesse mitbringt, belästigend, ja drückend wirkt. Man sinnt endlich, wenn es nicht etwas Besonderes zu schauen giebt, auf allerhand Zeitvertreib, man spielt Karte; doch es ist in den geschlossenen

Räumen zu heiß; die vielen Wasserspiegel aber, von der Sonne mit Flimmer so übergossen, daß sie das Licht massenhaft zurückwerfen, machen den ununterbrochenen Aufenthalt auf dem Verdeck nachgerade unangenehm. Man bedenke, daß die Hitze gegen Mittag auf 40 Grad Réaumur steigt, und man wird die unvermeidlich eintretende Abspannung und Erschlaffung begreifen, nachdem der Naturfreund stundenlang die neuen Bilder voll Spannung in sich aufgenommen.

Ist der Mittag auf der Theiß nahe, so wird dem Auge gerade kein schönes, immer aber ein eigenthümliches Schauspiel bereitet durch die Kiemung (Fata Morgana), welche zwar selten die prachtvollen Zauber des Orients, auch nicht die mancherlei Schemen der Pußta, aber doch in wechselnder Anzahl große, strömende oder wenigstens wallende Gewässer mitten in dem trockenen Theile des Anlandes vorspiegelt. Einigemal hätten wir Fluthen von der Mächtigkeit derer, die uns als Spukbilder täuschten, gern dem Strome als Verstärkung gewünscht, denn es gab Stellen, wo man das Wasser in der Theiß suchen mußte, während man an denselben Orten im Frühjahre, wenn die Hochfluthen stundenweit „ausgießen", die Theiß im Wasser suchen muß, damit das Schiff nicht auf den überschwemmten Sumpfwiesen auffahre.

Endlich wurde es Mittag, und der Anblick so vieler Menschen auf dem Verdeck, unter einem schattigen und luftigen Dache, um eine sehr wohl- und feinbestellte Tafel, an der man auch vorzügliche ungarische Weine haben konnte, brachte einige Anfrischung. Schon wieder setzte sich zwischen

uns ein dunkelbärtiger Jüngling, der sich uns schon am Abend und in der Nacht wie eine Klette anhing und immer seine magyarische Gesinnung mit den stereotypen, aber nicht ohne orientalischen Accent gesprochenen Worten: „Ich bin ein ächtes Ungarkind!“ betheuerte. Wir ließen ihn in unsere Mitte, aber nicht mehr aus, und gaben nun eine Fülle von Witzen über die Juden zum besten, welche dem Manne, wenn er ein ächtes Ungarkind, also ein geborener Judenfresser von reinstem Wasser war, eine wahre Wollust sein mußten. Die Damen ringsum kicherten, die Herren lachten, denn er hatte sich bereits Allen mit seinem Patriotismus präsentirt, und das „ächte“ Ungarkind verstummte. Wir meinten es aber mit den Juden eigentlich nicht so übel und wir begingen ja nur einen Akt der Nothwehr. Zur Ehre des von allzu großer Liebe nach Vertraulichkeit Geplagten bemerke ich indeß, daß er sich in den Augen der Schiffsgesellschaft auf eine ganz hübsche Art rehabilitirte. Auf dem Schiffe befand sich, ohne daß es Jemand, außer dem Kapitän, wußte, eine junge Frau aus Baiern, deren Mann wenig Tage vorher in der Theiß (als Ingenieur beim Wasserbau?) ertrunken war, die nun mit ihren zwei Kindern in die Heimath zurückkehrte und ohne Reisegeld war. Der Vielgeschäftige erfuhr davon und veranstaltete unter der Gesellschaft eine Sammlung, welche eine annehmbare Summe für die unglückliche Witwe abwarf. Als er uns anging, geschah es nicht ohne eine unverkennbare Bewegung in der Stimme, als er schüchtern bemerkte, wie wir ja auch „Deutsche“ seien (die andere Gesellschaft bestand aus Ungarn, die, wie alle gebildete

Menschen im Donau-Theißlande, natürlich gut deutsch sprachen).

Nachdem sich die ärgste Hitze gelegt hat, sind wir wieder im Stande, den Erscheinungen auf dem Flusse unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Außer den Kähnen und Barken, welche einzelne Personen quer über den Fluß, in der Mitte desselben abwärts, am Rande desselben aufwärts führen, gewahren wir von Zeit zu Zeit stattliche Barken und Flöße, meist mit Balken, Bretern, Latten und unterschiedlichem Bau- und Nutz-, selten mit Brennholz beladen, welche aus der Marmarosch herabschwimmen; denn die wald- und baumlose Ebene deckt ihren ganzen Bedarf aus den Waldkarpaten, und all diese Vorräthe trägt die Theiß herab bis Szolnok, woher das Holz dann zu Lande weiter in die Ebene hineingeschafft wird. Seltener überholen wir ein Fahrzeug mit Kohlen, dessen Fährleute, in Gesicht, an Hand, Hals und Brust ganz schwarz von Ruß, vermuthlich zu philosophisch sind, um ihren von den Kohlenweilern der Urwälder mitgebrachten Schmutzpanzer im Theißwasser abzuschwemmen. Eigenthümlich sind die Salzflöße; 15 bis 20 Kiefernstämme sind fest aneinandergefügt und mit einer Breterschichte bedeckt. Darüber wird das Salz in dreiseitigen Pyramiden aufgeladen und mit einem Breterdach gegen die Witterung geschützt. Mehrere solcher Flöße sind mit einander verbunden; auf jeder Floßreihe erheben sich zwei kleine Hütten: eine für den Aufseher, die andere für die sechs bis acht Fährleute, welche auf dem ersten und dem letzten Floß je zwei lange Ruder handhaben. Einzelne dieser Flöße machen bei

Csege, zwischen Tokay und Szolnok Halt und laden ihren Vorrath in der Salzniederlage ab, die meisten aber gehen weiter stromabwärts zu der großen Legstätte in Szolnok; denn das schöne Salz der Marmarosch versieht den größten Theil des Landes mit diesem Universalspeisepulver. Bei dem Abladen des Salzes in Szolnok und bei dem Aufladen in die Waggons sind eine Menge kräftiger Menschenhände thätig; die Flöße aber werden nun zernommen, die Bestandtheile als Nutzholz verkauft, und die Fährleute wandern zu Fuß in die ferne Heimath oder kehren auf den Dampfern heim.

Vor Anlegung der Eisenbahn war die Theiß in der ganzen östlichen Ebene die wichtigste, ja man kann sagen die einzige Verkehrsader. Sümpfe unterbrachen die Verbindung ganzer Strecken, die Anlegung von Straßen war fast unmöglich, denn mancher Orten hätte man Schutt und Steine zwanzig Stunden weit zuführen müssen (das weiche Alluvium enthält nicht einmal Sand); regnet es hier stark, so gleicht der Boden 1 bis 2 Fuß tief einem sehr dünnflüssigen Brei, die Wagenräder finden keinen Grund und schleifen im Morast gleich den Kufen eines Schlittens; wird nach einigen Tagen der Koth zäher, so setzt er sich wie ein Kitt in den Speichen und an der Achse fest, daß der Wagen jeden Augenblick stehen bleiben und der Kutscher mit einem eigenen Eisen das Ferment herausschneiden muß. Eine Fahrt ist unter solchen Umständen unglaublich langsam und eine Qual für Menschen und Thiere; ganze Karavanen stocken, das Fluchen, Schreien und Schlagen nimmt kein Ende. (Brach ein Pferd den Fuß

oder ging es sonst zu Grunde, so zog man dem Rosse die Haut ab und ließ den geschundenen Leichnam im Kothe der Straße liegen.) Ein beladener Wagen — und hier kennt man überhaupt keine beladenen Wagen in unserem Sinne — muß dann tagelang Halt machen und wird auch dann nur von den langsamen, aber gleichmäßig anziehenden Ochsen weiter geschleppt.

Seit Anlegung der Theißeisenbahn ist die Bahn für den Personenverkehr schneller, wohlfeiler und endlich — weniger langweilig; der Lastentransport ist Manchem auf der Theiß gelegener, denn der Wasserweg ist für Lasten wohlfeiler; ferner klagen manche Parteien, daß die Güter beim Auf- und Abladen auf der Bahn leicht beschädigt werden, namentlich wenn die Produkte nach Raab (Creditanstalt) gehen, also wieder auf einen Donauschlepper überladen werden müssen, während man sich um den nach der Ladung versiegelten Schlepper nicht mehr zu kümmern braucht. Endlich ist, wessen Wohnort der Theiß näher liegt als die nächste Bahnstation, auf den Dampfer angewiesen, um so mehr, als zur größern Bequemlichkeit des Versenders der Güter ein Schlepper landet, wo man es eben haben will. —

Sehen wir uns nun wieder die Ufer an! Von der Mündung des Sajo fahren wir an Szederkeny, Polgár und Csege vorüber. Von hier an beginnen wieder beiderseits beträchtliche Versumpfungen. Auf dem rechten Ufer ergießen sich drei Wildbäche mit fünf Nebenzuflüssen; wir gewahren Nichts von ihnen, denn sie verlieren sich stockend in Schilf, Morast und Binsen. Wir fahren meilenweit und sehen

keine Spur menschlicher Ansiedelungen. Endlich erscheinen am rechten Ufer Poroszlo, dann Tisza-Nána, am linken Födvár und tief unten Abád. Aber wie weit vom Flusse weg mußten wegen der Versumpfungen diese Orte angelegt werden! Von Abád fahren wir noch einige Stunden abwärts bis Szolnok, aber auf dieser langen Strecke erblicken wir nur Eine Ortschaft, Rof. Die ganze Gegend oberhalb Abád ist eine wahre Brutheckе für die Sumpffieber, die in manchen Jahren nach ein bis zwei Paroxysmen tödten oder epidemisch werden und die Menschen so entkräften, daß sie kaum schleichen können, und das Einbringen der Ernte in hohem Grade gefährdet wird. Aber mitunter werden die bedauernswerthen Anwohner mitten im Winter von diesem Dämon ergriffen, dessen Entstehen in dieser Jahreszeit die Heilkunde noch nicht zu erklären vermochte, was wohl auch damit zusammenhängt, daß die Pesther medizinische Fakultät einigermaßen hinter der Pariser und Wiener zurücksteht.

Zwischen Rof und Abád führt ein Durchriß, Mirogátya, in den ungeheuern Sumpf Sárrét. Bei den Frühjahrsüberschwemmungen wälzen sich die Fluthen des Stromes von Nordwest herein, von Norden aber fließen aus dem mächtig angeschwollenen Sumpfe Veres-nád immer neue Wassermassen in diesen tiefgelegenen Sárrét. Man hat es dann mit einem Meere zu thun; große Theißschiffe bewegen sich auf dem Veres-nád und nähern sich auf dem gefüllten Steppenflusse Hortobágy der Stadt Debreczin bis gegen zwei Meilen.

Von Tiszá-Nána bis Szolnok ist am rechten Ufer, also

noch oberhalb der Mündung der Zagyva (sprich Sadj-va), Alles uncultivirt, Alles nur Sumpf, Ried, Pfütze, Morast, Tümpel. Dabei macht die Theiß eine Krümmung um die andere und keineswegs sanfte Bogen, sondern scharfe Krümmungen; dreimal nähert man sich der Stadt Szolnok und dreimal entfernt man sich von ihr wieder auf diesen Schlangenwindungen. Nur 19 Meilen liegen zwischen Tokay und Szolnok, wir aber hatten, den Krümmungen des Stromes folgend, 50 volle Meilen zurückgelegt, einen langen Sommertag vollauf gebraucht und die Dämmerung, ja die einbrechende Nacht fand uns noch auf dem Wasser.

Eine Fülle wechselnder Lichterscheinungen war Tags über — außer der Staffage der Landschaft — an uns vorübergegangen. Am Morgen hatten wir den prachtvollsten Sonnenaufgang an der Grenze des Berglandes gesehen, zu Mittag einen von den endlosen Ausdünstungen der Wassermassen und Sumpfpflanzen ganz bleichen Himmel über uns brüten gefühlt; hinter den Sümpfen und Steppen ging nun die Sonne in den Dunstmassen kolossal und feuerroth unter; ihr Reflex wollte lange noch vom Horizonte nicht weichen. Blutroth, beängstigend unheimlich erglänzte der Himmel und schien sich auf die Erde senken zu wollen — als drohe er der Vorbote irgend einer unerhörten Naturerscheinung zu werden, als sollte die Sonne heute zum letzten Mal geleuchtet haben; dann ging er in gespenstisches Schwefelgelb über; später tauchte er sich in falbe Tinten, um nur allmälig sanfte und milde Töne anzunehmen. Aber erst die Nacht mit ihrem dunkeln Schleier sänftigte allgemach den aufregenden Ein-

druck des befremdenden Bildes der halb auf der Puszta, halb in den Sümpfen untergehenden Sonne.

So sah die Theiß vor zehn Jahren aus. Viel hat seither die Regulirung geändert und wird nach ihrer gänzlichen Durchführung eine andere Welt hier geschaffen haben. Aber immer wird die Theiß einer der merkwürdigsten Züge in der Physiognomie Ungarns bleiben, immer wird sie der Sitz des ursprünglichen Magyarenthums bleiben; denn nur an dem Oberlauf wohnen Nichtmagyaren: Ruthenen und Romanen, — am Unterlauf leben die Serben nur in Gruppen, der lange Mittellauf gehört ausschließlich den Magyaren an. — Die Theiß ist mit der Phantasie des echten Magyaren unzertrennlich verwachsen, er liebt sie mit Schwärmerei, er besingt sie in Volksliedern voll ergreifender Naturlaute, und sein genialster Dichter Petöfi verherrlicht sie in einer seiner schönsten Schöpfungen: „A Tisza.“

Culturbilder.

Leben und Treiben auf einem ungarischen Edelhofe.

Geehrter Landsmann! Versetze dich mit deiner Phantasie in eines der hübschesten, fruchtbarsten und dichtest bevölkerten Comitate Ungarns. Die Ortschaften liegen hier nicht so nahe bei einander wie in Deutschland; dennoch bist du in einem gut bebauten Landestheile, dessen Dörfer zusammengenommen, außer den Bauern, Tausende von Edelleuten aller Abstufungen umschließen, vom reichen Magnaten angefangen, der, in mehreren Comitaten angesessen, ein fürstliches Einkommen (60,000 bis 300,000 Gulden österr. W. jährlich) verzehrt, und dem wohlhabenden Edelmanne, der in Ungarn statt des mangelnden Bürgerthums den Mittelstand bildet, bis zum „Bundschuh-Edelmann" (bocskoros nemes ember) herab, der sich vom Bauer nur durch seine ehemaligen Vorrechte unterscheidet und vor 1848 das Material zu allen möglichen parlamentarischen Intriguen abgab. Häufig gehört ein Dorf vielen solcher Miteigenthümer,

„compossessores“, in den an Ausdehnung verschiedensten Antheilen. Der Adel jenes Comitates, dessen Hauptstadt manche Bildungsmittel enthält und immer ein Schwerpunkt katholischen Lebens war, ist ungleich gebildeter als der durch seine Rohheit verrufene Adel zweier Nachbarcomitate.

In seiner Mitte wohnt eine durch Gastfreundschaft, einfache Herzlichkeit und Religiosität bekannte Familie, deren Haupt dich kennen gelernt hat und dich aufforderte, sein Haus zu besuchen, welche Einladung du indeß nicht recht ernst nahmst. Da hält eines Nachmittags ein Gespann aus jenem Edelhofe vor deiner Thür; man läßt dich kurzweg abholen. Nach wenigen Stunden bist du zur Stelle.

Mitten im Dorfe breitet sich die adelige „Curie“ aus, ein sehr langes ebenerdiges Wohnhaus mit einer breiten offenen Vorhalle und mit verblichenen Schildereien im Giebelfelde. Zu beiden Seiten schließen sich mehrere zerstreute kleine Häuser an, die Wohnungen der mannigfaltigen Dienstleute: Koch, Schaffer, Kutscher, Knechte, Mägde, Hirten, Hauszigeuner, Drescher; vorn dehnt sich ein großer wüster Platz aus, dessen Einförmigkeit einige Pappeln, ein altfränkischer Brunnen und ein offener Wagenschuppen unterbrechen; weiterhin umschließen zwei Gärten, Stallungen, Wirthschaftsgebäude und schadhafte Mauern das unregelmäßige Viereck. Mehrere Damen des Hauses sitzen in der Halle mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und sorgfältiger gekleidet als die Damen in der Stadt, zwischen ihnen einige Herren, die, wie

es scheint, so eben ihre mehr dem Liegen verwandte Stellung auf den hölzernen weißen Bänken aufgegeben haben; einer der Herren hat beide Arme kräftig auf den Tisch gestemmt und das Gesicht auf die Hände gestützt; er verläßt diese Stellung nicht und blickt dich mit scheinbarer Gleichgiltigkeit an, während der Hausherr dir lächelnd entgegentritt und die Damen dich einfach und freundlich begrüßen. Du wirst ins Zimmer geleitet, legst ab, wo deine Sachen eben Platz haben und hörst von den übrigen Gliedern der Familie, die nach und nach herankommen, herzlich versichern, man habe dich schon längst erwartet. Der „Aufgestemmte" ist mit ins Zimmer getreten, flucht wegen irgend einer Kleinigkeit ungarisch herum, und wiewohl Alle in fließendem Deutsch — das jeder gebildete Ungar kann — zu dir reden, macht er wiederholt Miene, dich ungarisch anzureden. Auch die übrigen Herren, die zu Besuch hier sind, sämmtlich Verwandte des Hauses (in Ungarn wird der Begriff der Verwandtschaft weiter ausgedehnt als anderswo, und es wiegt als schwere Beleidigung, wenn Verwandte sich nicht mehrmals im Jahre besuchen) betrachten dich anfangs mit einigem Mißtrauen. Sobald sie aber das freundliche, achtungsvolle Benehmen der Familie sehen, werden sie zahmer und zuletzt recht mittheilsam; vielleicht zum Theil darum, weil der Aufgestemmte, der sehen will, ob du nur „so ein dummer Schwab'" bist, dich in Jägerlatein anredet und dabei erfährt, daß du noch besser „Latein" sprechen kannst als er, wenn es gerade sein muß. Auf deine Bekanntschaft mit der edlen Waidkunst war er noch weniger gefaßt, und wenn er vollends

merkt, daß du etwas ungarisch verstehst, kannst du in seinen Augen kein „schlechter Kerl" sein.

Es wird Abend. In einem Zimmer haben sich einige ältere Glieder des Hauses mit dem Pfarrer zu einer Whistpartie niedergelassen (wenn du dieses Spiel auch kennst, so wächst die Achtung des Aufgestemmten). In einem anderen Zimmer tanzen die jungen Männer mit den jüngeren Damen stundenlang unermüdet den unvermeidlichen Csárdás. Alle tanzen eben so gut als leidenschaftlich. Tanzen ist in Ungarn, sobald junge Leute beisammen sind, die liebste Unterhaltung zu allen Stunden des Tages*); Gesellschaftsspiele kennt oder liebt man nicht. Die nicht tanzenden Damen halten es für ihre Aufgabe, dich zu unterhalten; einige Herren gehen in der langen Zimmerreihe auf und nieder; du siehst, die Bewohner des Hauses sind durch dich in ihrer gewöhnlichen Lebensweise durchaus nicht beirrt und wünschen, daß auch du dir keinen Zwang auflegst. So gehst auch du ab und zu und überschaust neugierig die inneren Räume. Den Speisesaal, der mit dem benachbarten Gemach für die Fremden bestimmt ist, abgerechnet, ist jedes Zimmer die Wohnung eines anderen Theiles der zahlreichen Familie; die Söhne schlafen sogar in einem besonderen Nebengebäude. Sämmtliche Zimmer erfordern im Winter

---

*) Vielleicht ist dieses ewige erhitzende Tanzen und das bei der herrschenden Sorglosigkeit so häufig darauf folgende Erkälten mit schuld, daß aus dem Munde vieler schönen ungarischen Damen so rauhe Stimmen tönen.

täglich zwei Wagen Brechholz zur Beheizung. Die Wände sind bemalt, sonst schmucklos, nur wenige alte Familiengemälde und einige colorirte Bilder, Scenen aus dem ungarischen Volksleben darstellend, dann einige alte Waffenstücke hängen an den Wänden; die Fenster sind mit uralten massiven Gittern verwahrt und erinnern an die Zeiten der Leibeigenschaft. Manches scheint darauf hinzudeuten, daß die Familie glänzende Zeiten erlebt haben müsse, vielleicht als noch alle Besitzungen ungetheilt in Einer Hand waren. Der Abendtisch vereinigt Alle, die eben Lust haben zu essen, zu einem reichlichen, wenigstens aus Suppe und drei Gängen bestehenden Mahle; Niemand wird zum Essen und Trinken genöthigt. Man läßt sich gegenseitig ganz gehen, lacht, plaudert und schreit durch einander, sucht dich auf das Artigste zu unterhalten, und die Hausfrau ist sehr erfreut über dein offenes Geständniß, du fühltest dich hier wie zu Hause. Nach dem Abendessen thut Jeder was ihm eben zusagt; Gruppen bilden sich da und dort, gehend, stehend, sitzend, einige tanzen schon wieder, die Erzieherin oder das Fräulein spielt Clavier, die Frauen stricken, die Knaben necken und balgen sich, bis sie endlich auf den vielen Sophas, die auch zu Schlafstellen der Gäste dienen, gelangweilt und müde einschlafen. Gewöhnlich bildet vor dem Essen das Zimmer der jungen, nach demselben das der alten Frau das Hauptquartier. Man rückt bald dem Einen, bald dem Andern nahe, fühlt sich bald als eines der anregenden Elemente in diesem Kreise, wird um Das und Jenes, Interessantes und Gleichgiltiges gefragt, wobei die Herzensfrage von den Damen ja

nicht vergessen wird, und findet eine solche Kenntniß der kleinen Welt, d. h. der Verhältnisse von Nachbarn und Stadtbewohnern, daß man das Ersatzmittel für die, wie es scheint, hier weniger gepflegte Lectüre zu erkennen glaubt. In diesen Abendstunden geht es meist recht heiter und gemüthlich zu; vor dem Schlafengehen beurlaubt sich Glied um Glied der Familie von dem Gaste wie von allen Anderen. Du begiebst dich mit einem Buche ins Bett; auf dem Nachtkasten steht ein silberner Leuchter, darin eine Unschlittkerze. Du blickst zufällig empor und gewahrst über den gemalten Wänden die einfachen Balken an der Decke.

Am andern Morgen herrscht im Hause die größte Stille; Nichts scheint sich zu regen und du eilst endlich ins Freie. Da steht bereits der Aufgestemmte und quält die Hunde. „Haben Sie schon Frühstück bekommen?“ — „„Nein.““ — „Ja, bei uns müssen Sie sich um Frühstück selber melden; Jeder steht auf, wann er gerade aufwacht, und frühstückt, wann und wo er will.“ — Es ist richtig so, Jeder frühstückt zwischen 6 und 11 Uhr; und wie der Abend Alle traulich vereinte, so trennt der Morgen, an dem man sich doch so gern, wie nach einer Trennung die Hand reicht, selbst die nahen Lieben, die sich vor Mittag nur einzeln, verschlafen und zufällig treffen. — Auf einen Deutschen macht dies einen eigenthümlichen, ernüchternden, peinlichen Eindruck; er fühlt sich in dem Augenblicke fremd und gleichsam verletzt in diesen Räumen. Welche Betrachtungen knüpfen sich nicht an diesen Mangel eines gemeinsamen Frühstückes, einer mit dem Morgen, an dem die Seele so elastisch ist, anhebenden

Tagesordnung! Nur die Erzieherin des Hausfräuleins, die ihre eigene Ausbildung gewissenhaft fortsetzt, ist frühzeitig mit einem Buche im Garten und überträgt ihren Ordnungssinn nach Möglichkeit auf ihren Pflegling. Nach und nach schälen sich auch die anderen Hausbewohner heraus; die Knaben setzen sich auf Pferde und Esel, treiben sich in Haus und Hof, Feld und Garten herum, nehmen nie ein Buch in die Hand und halten nur im Essen merkwürdig Ordnung. Man hat sie erst vor Kurzem noch durch einen „Präfecten" in den Gymnasialgegenständen unterrichten lassen und sich erst später überzeugt, daß das von 1852—1861 geltende deutsche Unterrichtswesen denn doch noch andere Kenntnisse als die eines ungarischen „Präfecten" alten Schlages erfordere, dem es obendrein mit dem fatalen Griechischen ungefähr wie weiland Schlagadodro erging. Jetzt sind die Söhne in einer magyarischen Anstalt, wo sie das Deutsche fast verlernen, unter der Aufsicht von Geistlichen, die man seltsamer Weise allein für fähig hält zum Unterrichte an Gymnasien und „berühmte Gelehrte" nennt, wenn von ihnen die Rede ist. — Einige der Damen gehen in den Garten; du leistest ihnen Gesellschaft und wunderst dich im Stillen über die kunterbunte Gestalt des Gartens; der Koch ist zugleich Gartenkünstler und mißhandelt herzlos das Gewächshaus. Von einer Erhöhung im Garten sieht man einen Theil des Gutes, eine mächtige Fläche, den Boden eines trocken gelegten Sumpfes, der aber, da die Summen zur vollen Aufbesserung zu groß wären, nur theilweise Feld und Wiese geworden ist und meist nur zur Weide dient. Hier wie so häufig in

Ungarn giebt es zu viel Grundbesitz und zu wenig Kapital und Arbeitskraft. Der nahe Eichwald steht sehr schütter, wie ihn Mutter Natur geschaffen, und das Vieh, das einst auch im jungen Walde hier weidete, hat durch Abfressen der Wipfel dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; in seiner jetzigen Gestalt nützt der Wald nur durch die Deckung des häuslichen Bedarfes und seinen Reichthum an Knoppern. Die übrigen Besitzungen liegen weit ab, zum Theil (die Weingärten) in einem andern Comitate und werden meist nur einmal im Jahre besucht. „Kommen Sie mit uns jagen!“ lockt der Aufgestemmte. „„Sie haben ja längst ringsum Alles ausgeschunden mit Ihrer freien Jagd von ehedem und wollen auch heute noch von keiner Schonungszeit Etwas wissen.““ — „Das ist schon wahr, aber versuchen wir's doch!“ Wir jagen eine Zeit, aber 3 bis 4 ekelhafte Köter (Schwalbe, Wolf, Fuchs, Kamerad) ohne Dressur revieren ganz wild, beißen sich mit Bauernhunden auf dem Felde herum, folgen nicht, heulen ohne Grund und ärgern mich so, daß ich endlich umkehre.

Es ist Mittag geworden. Man speist nicht genau zur selben Stunde; vielleicht kommt noch Der aus der Stadt, Jener von der Jagd. Die Hausglocke läutet, aber Niemand kümmert sich um sie, auch wenn sie zum zweiten oder dritten Male gehört wird. Die Dienstleute setzen sich nach allen Richtungen der Windrose in Bewegung und ersuchen: „man beliebe zum Essen zu kommen.“ Die Zahl der Tischgenossen, worunter auch der Wirthschafter, ein altes Inventarstück des Hauses, ist für gewöhnlich groß, wird aber an hohen Fest-

tagen leicht um 20 bis 30 Köpfe, meist Verwandte, vermehrt; jeden Tag wird für 2 bis 3 Personen mehr gekocht als eben nöthig, da häufig zu Mittag oder bald nach Tische Gäste zum Thore hereinrasseln, das bei Nacht nicht geschlossen wird; das Feuer darf, wie in einem Gasthofe, von 6 Uhr früh bis 10 Uhr Abends nicht ausgehen. Der gewöhnliche Mittagstisch ist überreich besetzt; sind aber Gäste da, die man besonders ehren will, so scheinen die Gerichte kein Ende zu nehmen; dann kreisen auch fleißig die Becher und drängen sich die in Ungarn so beliebten wortreichen Toaste, welche übrigens einen glücklichen Wurf, Schwung und Kraft haben. Die Unterhaltung bei Tische wird immer lebhaft, ja leidenschaftlich geführt, wobei die Damen nicht zurückbleiben. Mit welchem Feuer manche ungarische Dame sprechen kann, ist erstaunlich; Alles an ihr spricht; Auge, Mund, Nase, Hände sind in lebhaftester Bewegung; sie springt vom Tische empor, reißt die Thür auf, stürzt ins andere Zimmer, schlägt die Thür zu, kommt wieder heraus, stellt sich gesticulirend vor Jemand hin, setzt sich wieder hastig nieder ....: sie erzählt so dramatisch! Neuigkeiten aller Art, eigene und fremde Angelegenheiten, vor Allem aber die Politik, die man natürlich nur aus ungarischen Zeitschriften kennt, bilden den Stoff der Debatte. Der Ungar abstrahirt nicht gern, sondern hält sich an concrete Erscheinungen, die ihm imponiren oder in seinen Kram passen. Trotz der Gegenwart der Damen wird stark geraucht und nach dem Essen beim schwarzen Kaffee das Tischgespräch in ruhigerer Stimmung fortgesetzt; hier hat man Gelegenheit, in Denken und Fühlen, Begehren und

Hassen des Ungarn tiefe Blicke zu werfen. Nachmittags sehen die Herren zu, wie sie die Zeit hinbringen, die Damen beschäftigen sich mit weiblichen Arbeiten. Es ist Sonntag. „Einige von uns gehen zu den X. X. ins nächste Dorf; wollen Sie uns begleiten? Sie finden dort schöne Mädchen und werden sich unterhalten; sollten Sie aber keine Lust haben, so thun Sie sich keinen Zwang an!" — Die Zurückgebliebenen erhalten einen mehrstündigen Besuch; willst du dich zeigen, wird dies sehr gut aufgenommen; willst du dies nicht, so bleibe wo du steckst, man nimmt es nicht übel und läßt höchstens fragen, ob du zu der „Jausen" kommen willst, welche sonst nur von den Damen des Hauses und den Gästen eingenommen wird. — Ein Gast, der nicht in der Nähe wohnt, dürfte am Abend, ohne schwer zu kränken, nicht weiter fahren.

Es ist aber hohe Zeit, lieber Leser, daß ich dich mit einigen der zahlreichen Persönlichkeiten dieses großen Kreises, theils Hausbewohnern, theils Gästen, theils Besuchern, bekannt mache. Den Hausherrn, einen Aristokraten im edleren Sinne des Wortes, muß man wegen seines anspruchslosen, wohlwollenden, herzlichen Charakters sehr lieb gewinnen, seine hübschen Kenntnisse um so höher schätzen, als er das Ausland, Wien abgerechnet, nicht kennt. Dafür hat er Manches aus der deutschen, französischen und italienischen Literatur im Original kennen gelernt und würdigt den hohen Werth dieser Bildungsmittel. Jeder gebildete und ehrenhafte Mensch ist ihm willkommen; er ist in seiner durch frommen Sinn bekannten Familie der edelste Vertreter echter

Religiosität, während die andern doch mehr an den Formen des Katholicismus haften. Im Gegensatz zu anderen Edelleuten verläßt er nie seine Familie zu seinem Vergnügen. Er soll ein vorzüglicher Geschäftsmann im Comitate gewesen sein; auch heute, wo er kein Amt begleitet, ist ihm geistige Thätigkeit Bedürfniß. Noch mehr fällt an ihm — er ist sehr patriotisch, aber bei seiner Bildung gemäßigt und in seiner Gesinnung unabhängig — eine große Weichheit und Liebesbedürftigkeit, dann eine zarte, hinwieder leicht verletzbare Denkweise auf. — — Sein Bruder, ein ziemlich unterrichteter Mann, hat Etwas von jener Herzensgüte; doch handelt er in vielen Stücken aus Berechnung, tanzt z. B. sogar auf Bauernhochzeiten, um sich populär zu machen. Dabei leitet ihn eine Launenhaftigkeit, in der er jetzt von Freundlichkeit und Artigkeit überfließt, im nächsten Augenblicke aber sich mit vornehmer Kälte aufs hohe Roß setzt. — — Der alte Herr mit dem schlichten Geiste, seiner zu weit getriebenen Gutmüthigkeit*), seiner derben Weise und der kindlichen Anhänglichkeit an das „göttliche" Latein gehört ganz einer vergangenen Zeit an. „Kinder, lernts nicht so viel! Zu was ist das?" ist sein Wahlspruch gegenüber den Enkeln. — — Sein wenig jüngerer Vetter liest sehr viel, namentlich viel Französisches, wobei er freilich an Kleinigkeiten kleben bleibt, ist voll Artigkeit und chevaleresker Ga-

*) Diese ging beispielsweise so weit, daß der alte Herr, wenn er sah, daß ihn Jemand von den Dienstleuten bestahl, sich abwendete, damit „er ihn nicht erblicke."

lanterie, außerdem ein vollendeter Ordnungspedant, wovon seine Söhne leider Nichts für ihr finanzielles Gebahren abbekommen haben. — Dieses bildet ein böses Kapitel in dem Dasein gar vieler Edelleute Ungarns, welche den Grund ihrer zerrütteten Verhältnisse (die bei Manchen allerdings schon von den Eltern übel überkommen wurden) nie in sich, in der übermäßigen Genußsucht, in der eigenthümlichen Weise hauszuhalten, sondern nur in äußeren Dingen, in dem Steuerzahlen und dergleichen suchen. Viele zahlen höchstens die Interessen der aufgenommenen Capitalien, ohne an Befriedigung von Gewerbs- und Kaufleuten und Menschen in Dienstverhältnissen zu denken. — — Hier sitzt, mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf den Lippen, ein Original, ein geistreicher Querkopf, der sich überdies ungemein darin gefällt, den Sonderling zur Schau zu tragen. Er muß immer etwas Apartes und Auffallendes in seiner Kleidung haben, was zehn Meilen in der Runde Niemandem einfällt; in den Firniß französischen Wesens — er war in Paris — getaucht, kennt er von Jedem Etwas, denn er liest auch und weiß angenehm zu schwatzen. Obwohl sein Gut ehrlich verschuldet ist, lebt er doch nicht übel, denn er hat seinen Egoismus in ein ganz nettes System gebracht; er weilt fast nie zu Hause und versteht es, mit liebenswürdiger Unbefangenheit sich wochenlang dem und jenem Bekannten ins Nest zu legen; macht man hier die Nacht zum Tage, so legt er sich um 8 Uhr nieder; geht man daselbst mit den Hühnern zu Bette, so hält er die Schlaftrunkenen durch Plaudereien bis Mitternacht von der Ruhe ab. — — Wie ganz

anders giebt sich sein Nachbar! Er soll durch Verschwendung in Form zu weit getriebener Gastfreundschaft allmälig um seine Habe gekommen sein; man erkennt auch heute unter der rauhen Schale die große Gutmüthigkeit und entdeckt in manchen Punkten ein überraschendes Zartgefühl, das man dem Manne nicht hoch genug anschlagen kann, da es vielen seiner Standesgenossen von höherer Bildung fehlt; aber befremdend ist die Art, wie er sein Unglück trägt. Die trüben Erinnerungen bannt er meist durch ein ihm völlig zu Gebote stehendes Mittel: er kann sich legen, wann und wohin er will, um wie ein Todter zu schlafen; er thut den Hausbewohnern allerlei gutmüthige Possen an, geht tagelang jagen „so weit der Himmel blau ist" und berührt nie ein Buch, so gern er auch einem guten Erzähler stundenlang zuhört. In seinen Augen kann keine Regierung gut sein, welche die Gleichheit vor dem Gesetze durchführt und obendrein einen Edelmann, der seine Schulden nicht zahlt, pfänden läßt. — — Der geistliche Herr macht von dem in Ungarn häufig üblichen Rechte, daß der Pfarrer bei dem Gutsherrn speisen und sogar seine Gäste mitbringen kann, Gebrauch; die Lutheraner nennt er in seinem gebrochenen Deutsch schlechtweg ein „Luderzeug." „Am Freitag muß man fasten, und der Papst ist unfehlbar auch als weltlicher Regent" sind die Fundamentalsätze seiner Religion. Er ist der lebendige Widerspruch, obwohl seine große Leidenschaftlichkeit — er flucht im Nothfalle wie ein Hußar — ihn bis in sein hohes Alter nie über Etwas ruhig denken ließ. Gefragt, was „panem et circenses" bedeute, erklärte

er, das sei gar nicht lateinisch. — — Hier ruht auf das Sopha hingegossen ein Jüngling, der mit Gewalt geistreich sein will und, da er Nichts gelernt hat, nur den Gecken und Blasirten zum Besten giebt. Er studirt stundenlang den Faltenwurf seines etwas auffallenden Mantels und ist ein prächtiger Tänzer und Kutscher; alle Pferde seines Vaters hat er bereits zu Schanden gefahren, denn er fährt am liebsten bei Nacht und nur im schärfsten Trabe. Auffallend genug spricht er sehr gern deutsch, das er vorzüglich zu kennen vermeint. Sein Bruder will, sobald er mit seinem Gelde fertig sein wird, entweder eine steinreiche, sehr gebildete und schöne Frau heirathen, oder sich allen Ernstes erschießen. — — Die meisten andern jungen Leute haben das mit ihm gemein, daß sie fast keine Schule besucht haben; sie liefen 1848 und 1849 als Buben mit den Honveds, lebten seitdem auf dem Lande; nur wenige empfanden das Bedürfniß, in ein Buch zu gucken, dafür ergaben sie sich Ausschweifungen. — Schade um die jungen Männer! Feurige Augen, auffallend schöne Nasen, ein kleiner üppiger Mund, eine nicht hohe, aber gut geformte Stirn, ein zwar mittelgroßer, aber schlanker geschmeidiger Körper nehmen für sie ein; sie besitzen ferner, wie die meisten Ungarn, rasche Auffassung und ein glückliches Gedächtniß. Auch die Gesichter der Männer im kräftigsten Alter, scharf geschnitten, ernst, ausdrucksvoll, nicht selten recht interessant, versprechen häufig mehr als sie halten. Allen gemeinschaftlich ist das mehr als selbstbewußte Auftreten des Ungarn und Edelmannes, welche Unbefangenheit bei Einigen noch durch eine glückliche

Unwissenheit über die Welt außerhalb Ungarns unterstützt wird. Man kann aber auch über die Verhältnisse und Bedürfnisse des engeren Landes von den jungen Leuten Ansichten hören, bei denen man an seinen Ohren oder an seinem Verstande irre werden möchte. — —

Uebersehen wir nicht einige der selteneren Besucher! Jenes ernste, aber milde Gesicht gehört einem tüchtigen Manne von warmem Herzen und kühlem Kopfe, thätig und ausdauernd; um seiner armen Familie die Erziehung der jüngeren Schwestern zu ermöglichen, hat er gründlich gelernt, was Manchen im Lande ein großes Unglück scheint: Arbeiten und Sparen, ja er scheut sich nicht zu dienen. — Jener eingehutzelte, plauschige Alte erfreut sich nur eines kleinen Grundbesitzes, auf dem er aber nicht minder stolz haust als Tulifäntchen's Vater auf seinem Erdäpfelkeller. In ihm finden sich die beiden Geschlechter neckisch vereinigt; er ist ein tüchtiger Jäger und ein lebendes Neuigkeitenblatt, dabei strickt er auch warme Strümpfe. Sein Steckenpferd ist die Mythologie, aus der ihm die Namen Nemesis, Venus und Amor, letztere besonders bei seiner etwas eintönigen und altbackenen Galanterie, unablässig vom Munde fließen. In seiner ältesten Tochter mit dem stolzen unternehmenden Blick und dem gescheidten, äußerst pikanten Gesicht hat sich die Natur vergriffen, als sie einen Advocaten bilden wollte; Die muß Processe führen, wenn sie gesund bleiben will, und soll einst eigenhändig, während große Gesellschaft im Hause war, ein paar Individuen aus dem Garten, in welchem sie Nichts zu suchen hatten, mit lebhafter Ansprache und hoch

geschwungenem Stabe hinaus-veranlaßt haben. Das bescheidene jüngere Töchterchen mit den lebhaft rothen Armen, dem minder ätherischen Wuchse, den angeblich weißen Handschuhen am Sonntag und dem Kleide von überraschendem Geschmack nimmt sich neben ihr noch anspruchsloser aus, und wäre dem Fremden jedenfalls ein unauflösbarer Rebus für den Begriff: ungarisches Edelfräulein. — Dort hustet Jemand, dessen Persönlichkeit sich schon von fern als Feind der holländischen Nationaltugend ankündigt; er war immer Hagestolz, obwohl er dem weiblichen Geschlechte nicht gerade spinnefeind ist, vielmehr, so oft er aus der Stadt aufs Land geht, immer eine andere Gesellschaftsdame um sich hat, die er aber selbstsüchtig genug dem Auge der Welt entzieht. Die übrigen Edelleute des Ortes gelten nicht für hoffähig; der eine hat bereits seine ganze Habe in Alkohol flüssig gemacht, der andere ist allmälig verarmt und lebt nun schlechter als der Bauer, den keine Standesvorurtheile und Erinnerungen an bessere Zeiten drücken, mit dessen hübscheren Söhnen übrigens das Töchterlein den socialen Anknüpfungspunkt abgiebt.

Und nun zu den Damen! Die Hausfrau repräsentirt so ziemlich den Typus einer ungarischen Frau; ihr von Haus aus guter Verstand und einige Erfahrung machen sie auf ihre Weltkenntniß etwas stolz und bei ihrem äußerst lebhaften Wesen auch rechthaberisch, obschon sie sich z. B. sehr in die Gedankenwelt ihres ruhigen, sanften Gatten eingelebt hat. Ihre Liebe zu den Kindern ist zärtlich und bewegt sie auch zu manchen kleinen Opfern; die Vorstellungen über

Standesvorzüge sind in ihr ausgebildet, obwohl sie sich in der Regel nicht verletzend äußern, und ihr Benehmen gegen Fremde ist ein wahres Muster von Gastfreundschaft, das gegen näher Bekannte sogar sehr herzlich und freundschaftlich wird; durch manche Seltsamkeiten bricht doch immer versöhnend große Herzensgüte durch. Zu nicht geringer Ehre gereicht ihr das Verhältniß zu der Erzieherin ihrer Tochter; sie dutzt sich mit ihr und behandelt sie ganz als Freundin, wenngleich Beide in manchen Erziehungsfragen aus einander gehen, da das deutsche Mädchen auf schöne Natürlichkeit, volle Entwickelung des Gemüthes und gründliche Kenntnisse hinwirkt, während die Mutter doch mehr auf das geht, was den Leuten gefallen möchte. — Auch bei den übrigen Hausbewohnern genießt die Erzieherin die größte Achtung, und selbst die Dienstleute wenden sich vertrauensvoll in manchen Angelegenheiten an die Fremde. Sie ist aber auch ein durch Begabung, Kenntnisse, Charakter und ächte Weiblichkeit ausgezeichnetes Wesen; mit ihrem reichen Gemüthe, das sich so schön in ihrem seelenvollen Spiele ausdrückt, mag sie aber doch nur von Einer Persönlichkeit im Hause verstanden werden. Trotz ihrer Milde und obwohl sie rasch Ungarisch gelernt hat, steht sie taktvoll, aber muthig immer für ihr Deutschthum ein, gegenüber mancher Verletzung des nationalen Gefühls, die in aufgeregten Zeiten unvermeidlich ist. Ja, ja, der Deutsche muß sich in Ungarn die Achtung, die er genießen will, erst erobern! Man bildet sich dabei allen Ernstes ein, alle Deutschen leicht magyarisiren zu

können. „Heirathen Sie eine Ungarin, und Sie werden ein leibhaftiger Ungar!“ Das ist die Fassung der bald gutmüthigen, bald plumpen Aufdringlichkeit, mit der man in Ungarn das Verhältniß von Deutsch und Ungarisch lösen möchte. — Der Stolz der Familie und der Gegenstand der Zärtlichkeit selbst für die Brüder ist die aufblühende reizend schöne Tochter. Sie schlägt in Vielem ihrem ernsten Vater und der Erzieherin nach; aber mit Eifer wacht die Mutter darüber, daß sie sich ja nicht zu sehr anstrenge, und zerstört dem holden Kinde manches Stück Jugendpoesie, indem sie ihm ihre Weltkenntniß so frühzeitig beizubringen sucht. Ob der natürliche unverdorbene Sinn nicht zuletzt durch manche falsche Einflüsse und durch allseitige Huldigungen untergraben wird? — Die übrigen Mädchen, meist recht hübsch und lebhaft, dabei sehr unbefangen im Umgange mit Männern, zeigen eine ziemlich oberflächliche Bildung; sie sollen viel Anlage zu überflüssigen Bedürfnissen haben. Man hält es für ein Unglück, wenn eine Dame von siebzehn Jahren noch nicht standesgemäß verheirathet ist. „Ehen werden im Himmel geschlossen!“ Aber in wenigen europäischen Ländern giebt es so viele getrennte Ehen wie in Ungarn, und befremdend ist das häufige rücksichtslose Benehmen gegen Frauen. — Die schöne alte Frau ist ein freundlicher Spiegel längst verrauschter Zeiten, eine zwar etwas heftige, aber gebildete Dame, die etwas recht Feines und Gewinnendes an sich hat. Sie liebt deutsche Bücher seit ihrer Jugend und klagt bitter über das Betyárenthum, das jetzt so stark unter der ungarischen Jugend einreiße. — Ganz das Bild einer sanften und

bescheidenen, einfach-zarten und gemüthvollen Frau, wie man sie in Deutschland häufiger findet, ist ihre ältere Tochter, eine treffliche Dame; sie lebt nur in ihrem Hauswesen und ihren zärtlich geliebten und verständig erzogenen Kindern und ist noch voll Pietät gegen ihre ehemalige deutsche Erzieherin. Wer möchte heute noch glauben, daß sie einst sehr stolz gewesen ist? Ihr geistig verwandt ist die jüngere Schwester; nur lassen körperliche und andere Leiden, dann eine übertriebene Bescheidenheit nicht so klar ihr schönes, gleichfalls durch Lectüre deutscher Dichter veredeltes Gemüth zur Erscheinung kommen. Welches reiche Talent geht in ihrer jungen schönen Nachbarin zu Grunde! Und welches Leben muß die arme Frau daheim in ihrem elenden Dorfe an der Seite jenes steinernen Gastes führen, der nichts kann als spielen! — Die übrigen Frauen fallen durch eine gewisse Launenhaftigkeit auf, die oft die seltsamsten Formen annimmt. Eine nahe Verwandte jener kleinen zarten Frau — die immer in hochpoetischen Regionen schwebt und nur für Poesie schwärmt — beschäftigt sich z. B. angelegentlich mit ihrem weinenden Kinde; die Tischgesellschaft wartet auf sie geraume Zeit; sie erscheint und ist beständig außer sich über ihr „einziges Kind"; sie springt trostlos auf, herzt den kleinen schreienden Engel ab und pufft ihn darauf ganz erstaunlich, immer noch trostlos. Sie ringt die Hände, wenn ihr Gemahl abwesend ist, aber kehrt ihm, wenn er nach Hause kommt, scheinbar gleichgültig den Rücken, denn „nur so kirrt man die Männer an sich"; er geht lachend ab, nun ist sie wieder unglücklich. — Ueberhaupt zieht sich etwas Unklares,

Bizarres, Unstetes und bei allem Mangel an Harmonie Selbstzufrieden-Träumerisches durch das Wesen vieler Herren und Frauen in Ungarn, das sich dem Kenner des Landes verständlich genug in der ungarischen Musik abspiegelt.

Werfen wir noch einen Blick auf die Dienstleute! und wir fühlen, daß wir dem Orient nahe sind. Fast jede Dame hat ihr besonderes Stubenmädchen; immer neue Gesichter tauchen auf, ohne daß man deren Nothwendigkeit begreift; jener herumlungernde Kerl z. B. mit dem Fischmaul scheint nur da zu sein, um die Gäste bei Tische mit Sauce anzuschütten, wenn er mit seinem Ebenbild im Spiegel liebäugelt. Die Dienstleute erhalten wenig Lohn und sind in ihrer Art sehr genügsam. Die Arbeitsleute schlafen im Sommer häufig ohne jegliches Bettzeug auf dem steinernen Boden, auf den Tischen und Bänken im offenen Vorhause; aber sie „verwüsten" Vieles im Hause, tändeln statt zu arbeiten und beklauben ihre Dienstgeber, um ihren Verwandten zuzustecken, zumal wenn Niemand in Scheuer und Feld nachsieht und die Wirthschaft nur dem Schaffner untersteht*). Erlaubt man sich seine unmaßgebliche Ansicht zu äußern, so lautet die Antwort: „Ja, in Ungarn versteht man das Ar-

*) Einer der ehrlichsten ist der Hofzigeuner, ehemals Soldat, ein anstelliger, gutmüthiger lustiger Bursche, der sich mit seinem Weibe musterhaft verträgt. Wichtige Briefe, größere Geldsummen, werthvoller Schmuck werden ihm mit der größten Beruhigung übergeben, so oft man eines verläßlichen Boten in die Stadt oder zu einem Bekannten benöthigt.

beiten leider nicht so wie in Deutschland; wir brächten auch unsere Leute nicht dazu und sind seit Jahrhunderten gewohnt, die Familien unserer Dienstleute zu erhalten. Eine Menge Leute müssen überdies das Jahr hindurch gefüttert werden, damit wir Arbeiter auf dem Felde haben."

Dieser Punkt bedarf einer Erklärung. Seit Abschaffung der Robot ist der mittlere Adel Ungarns mancher Orten in eine üble Lage gerathen. Der Bauer ist in den meisten Landestheilen zu stumpf und zu faul, als daß er daran denken würde, sich durch Arbeiten auf den Feldern des Edelmannes einen Nebenerwerb zu sichern; ist er doch in seiner Gemächlichkeit seit langer Zeit gewohnt, daß Andere (die Dorfjuden) für ihn kaufen und verkaufen. Der Bauer von altem Schlage legt auch auf seinen Feldern nicht Hand an, sondern schaut seinen Knechten behäbig zu, immer die unvermeidliche Pfeife im Munde. (Der ärmere Bauer und der Häusler verrichten begreiflich alle Arbeit selbst.) Seine Bedürfnisse sind sehr gering; einzig auf Tabak, Wein (Branntwein), Musik und neuerer Zeit auf Steuern braucht der Bauer baares Geld; deckt er diese Auslagen aus dem Erlöse der Fechsung — und der Bauer war seit 1850 unverhältnißmäßig besser gestellt als vor 1848 — so braucht er nach seiner Ansicht nichts mehr zu erwerben; daher seine oft fabelhafte Fahrlässigkeit.

War etwa obendrein der Edelmann vor 1848 hart gegen seine Bauern, so bekam er nachmals in den meisten Gegenden um keinen Preis Feldarbeiter. In der Ebene hat das wenig zu bedeuten. Seit Jahrhunderten kommen aus

gewissen armen gebirgigen Comitaten zur Erntezeit slovakische Schnitter, welche alljährlich ihren bestimmten Strich einhalten. Anders steht es in dem nördlichen Ungarn, wohin jene Schnitter nie gehen. Hier sieht man sich wirklich gezwungen, mancher Orten Leute das ganze Jahr über „zu füttern", damit im Frühling und Herbst die Felder bestellt werden können *).

Auch mit Hemmnissen anderer Art hatte der mittlere Adel, dem nicht die Mittel des Magnaten zu Gebote stehen, in der Uebergangsperiode nach 1850 zu kämpfen. Er besaß keinen fundus instructus, kein Ackergeräthe, da seit Anbeginn seine Unterthanen zu den Frohndiensten ihr Gespann und Ackergeräthe mitgebracht hatten; die Anschaffung mußte nun mit einem Male geschehen. Die Grundentlastungsobligationen, die der Edelmann vom Staate als Entschädigung für die Aufhebung der Robot erhalten hatte, standen niedrig und mußten bei dem allgemeinen Geldmangel unter dem Werthe verkauft werden. Die Steuern waren in einzelnen Fällen drückend — der Edelmann wollte sich überhaupt nicht

*) Ich erinnere mich genau, daß im Jahre 1854 im Comitat Sáros ein Edelmann seine ehemaligen Unterthanen zur Robot zwang, weil seine Feldfrüchte sonst nicht einzubringen waren. — Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß einige Jahre später ein Grundbesitzer in der Nähe von Erlau mit seinen Beamten und Dienern so viel Getreide abmähte, als er unumgänglich für sein Haus brauchte, die übrige auf dem Felde stehende Frucht aber anzünden ließ, damit sie nicht in die Hände der Bauern ringsum falle, die ihm faul und hämisch um keinen Preis arbeiten wollten.

daran gewöhnen, Steuern zu zahlen — denn bei dem Abgange genügender Vorarbeiten war die Catastrirung mangelhaft, so daß z. B. in der Ebene „Wälder", welche dort aus unglaublich weit auseinander stehenden Bäumen gebildet werden, deren Holz in den menschenleeren Gegenden und bei dem Mangel an Absatzwegen keinen Preis hat, eben so wie nutzbringende Waldungen besteuert wurden u. dergl. Weiter konnte der Edelmann an die volle Ausnutzung so manchen Grundstückes nicht eher denken, als bis nach langer Mühe und nach Beschwichtigung der hartköpfigen Bauern die Regierung die Commassation und Segregation (Zusammenlegung und Auftheilung) der theils allzu zerstreuten, theils gemeinsamen und daher für Niemand recht nutzbaren Grundstücke durchführte, — eine Arbeit, durch welche sich die „deutsche" Regierung nicht weniger um das Land verdient machte, als durch die Anlegung der Grundbücher. Denn wie in aller Welt hätte der Edelmann ein — überdies entfernt liegendes — Grundstück bebauen sollen, wenn alle seine Nachbarn ihre Antheile brach liegen ließen, und nun rings um das Feld Vieh weidete?

Auf der andern Seite aber läßt sich nicht leugnen, daß der Adel in der großen Mehrzahl der unerbittlichen Logik der Thatsachen nicht Rechnung trug, sein Hauswesen more patrio weiter führte und an Einschränkungen nicht dachte, theils weil er sich keine Entbehrungen des gewohnten — vom deutschen Standpunkte sorglosen Thuns und Lassens auferlegen, theils sich (bei den in Ungarn so verbreiteten einseitigen und falschen, aber darum um so zäheren Vorstellungen

von Ehre) in den Augen der Standesgenossen und der Welt Nichts vergeben wollte, wenn er an „Repräsentation" freiwillig etwas einbüßte; theils endlich weil ohne einen bestimmten Anhaltspunkt im ganzen Lande die Ueberzeugung wurzelte, die Bach'sche Regierung müsse bald zusammenbrechen. —

Kehren wir in den Edelhof zurück!

Nach mehrtägigem Aufenthalte, lieber Leser, während dessen du alle Lichtseiten ungarischer Gastfreundschaft kennen gelernt und viele Glieder der redlichen und herzlichen Familie recht lieb gewonnen hast, nimmst du endlich Abschied, nicht ohne das wiederholt abgeforderte und gegebene Versprechen, bald und oft wieder zu kommen, trotzdem dich Manches ernst und nachdenklich gestimmt hat.

Auf einem ungarischen Pfarrhofe.

„Tous les trois! Quatre honneurs! Pagat ultimo!“ — „„Ah, man sieht, Herr Pfarrer, die Karten kennen Ihre werthe Person und da versammeln sich die Gewaltigen gern in der Hand eines so gewiegten Spielers.““

Man spielt in Ungarn viel und hoch, und wenn die geistlichen Herren in der Stadt oder auf dem Lande zusammenkommen, geht das Geld leicht in hübschen Sümmchen hin und her. Während die Spieler die ungarischen Karten studiren und der König seinen Gedanken über die ihm ungewohnte Umgebung Audienz giebt, brummt der eine von den zwei Besuchern in grauen Staubmänteln, wie diese bei dem ungarischen Klerus auf Reisen beliebt sind, am Fenster des niederen Zimmers über den leidigen Regen, welcher ihre Weiterfahrt verzögert, und geht endlich in Ermangelung eines besseren Zeitvertreibes in die Küche, aus welcher allerhand, ein empfängliches Gemüth einladende Gerüche strömen. Der gutmüthige Phlegmatiker ist der leibhafte Aus-

druck unverwüstlicher Gesundheit und gehört zu den im Eingange der Bergpredigt des Heilandes selig Gepriesenen; nicht so der andere Stiftsherr mit dem feinen kränklichen Gesichte, welcher durch Verstand und Kenntnisse, trotz mancher Schrullen, eine wahre Perle seiner Abtei ist. Der wissenschaftliche Geist, welcher einst in dem reichen Lehrorden wehte, scheint übrigens heute in einem an der Phthisis leidenden Körper zu wohnen, denn er weht schon sehr schwach; gewiß verfiel ich nicht auf jene seit den letzten Jahren sich gegen die deutsche Wissenschaft systematisch abschließenden Herren, als mir einer ihrer Vorstände versicherte, „Ungarn habe Gelehrte genug, um ganz Deutschland damit zu versorgen.“ — Der fremde junge Priester, ein strebsamer Kopf, voll Zartgefühl, Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, scheint trotz seiner sanften Augen an verfehltem Beruf zu leiden; eine eigenthümliche Wehmuth spricht aus diesem Gesicht. — Alle anwesenden Geistlichen sind unfehlbar „national“, d. h. ungarisch gesinnt (der Eine und der Andere mag dies bis zur Ueberspanntheit sein); dasselbe gilt fast von allen *katholischen* Priestern im Lande, auch von den Deutschen und Slaven, vielleicht von letzteren in noch höherem Grade.

Die Spieler räumen das Feld und geben sich bald einer stilleren, harmloseren Beschäftigung hin. Der reich und gut besetzte Tisch giebt einen freundlichen Vermittler leiblichen und geistigen Behagens ab, einige der besten ungarischen Feuerweine werden durchgekostet, darunter der köstliche Wermuth (den man höchst ungern nur tropfenweise in dem

Freudenbecher sähe), und beleben das hin und her wogende Gespräch. „Was für ein seltsamer kahler Hügel ist das, der sich unterhalb des Schlosses erhebt, an dem wir vorüber fuhren?“ — „„Auf diesem wurden nach dem Cholerajahre 1830 viele Bauern gehangen, welche sich zu den bekannten Gräueln gegen ihre Herren, von denen sie sich vergiftet wähnten, hinreißen ließen.““

Begreiflich fällt die Rede auch auf die Religionsverhältnisse und den Bildungszustand des umwohnenden Landvolkes. „Sie werden doch nicht leugnen, daß der Volksunterricht der wundeste Fleck Ungarns ist; je mehr ich im Lande herum komme, desto lebhafter fühle ich das. Der unbefangene Fremde muß staunen, wenn er sieht, wie wenig die Magnaten und der ehedem so reiche Klerus für den Volksunterricht gethan haben. Die „Deresch“ (Prügelbank vor jedem Dorfe) befand sich im untadelhaften Zustande, viele Schulhäuser aber in slavischen Ortschaften sind so zerschlottert, als ob der böse Feind darin gehaust hätte; und doch ist es auffallend, um wie viel weniger Verbrechen bei Euch in Gegenden begangen werden, die halbwegs bessere Schulen haben als bei Euch üblich. Wenn man einige Gegenden gründlich kennt, so weiß man, hier ist Der erschlagen, da Der, dort Jener; wenn nun eine massenhafte Hinrichtung der rohen Bauern, wie jene nach dem Jahre 1830, stattfinden muß, ohne daß hintendrein die Schulen verbessert werden, so möchte man fast in Versuchung kommen, an die bloße Rachenahme nach den Bauernaufständen früherer Jahrhunderte zu denken. Manche Eurer großen Ortschaften hatten noch vor 1850

thatsächlich keine Schule, wenn man nicht Schule halten nennt, daß der Trunkenbold, der sich Lehrer heißen läßt, dann und wann einen Haufen wilder Rangen um sich versammelt, in die tobende Horde mit seinem Stocke hinein schlägt und dann nach Gutdünken wieder Ferien giebt*). — Selbst die meisten Ihres Standes — verzeihen Sie meine Offenheit, sie mag Ihnen als Beweis meiner Achtung gelten — gehen von der vorgefaßten Meinung aus: unser Bauer ist nicht gewohnt, behandelt zu werden wie ein Herr, man muß ihn barsch behandeln, hauen lassen u. s. w. Ich weiß doch aus meiner Heimath, was Priester und Lehrer, wenn sie etwas taugten, in zwanzig bis dreißig Jahren zu Wege brachten. Per aestatem sunt in agris, sagte mir ihr Lehrer, als ich ihn fragte, wann denn die Kinder lernen. Ihre Bauern sind nicht so arm, das wäre also nicht nöthig. Aber selbst im Winter besteht der Schulzwang nur auf dem Papiere. Wie unwissend sind nicht selten die Lehrer, können doch manche nur ihr Lehrbuch geläufig lesen! Es fehlten eben die Lehrerbildungsanstalten; verdorbene oder bettelarme unfähige Bursche verließen die Schule, nachdem sie Bediente gewesen und nebenher einige Jahre das Gymnasium durchgelaufen, und nun schulmeisterten sie auf gut Glück, von dem Pfarrer gering geschätzt, von den Bauern nicht geachtet, mitunter auch Lumpen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Jetzt wurden verlassene Präparandien eingerichtet; wenn

---

*) Ego sum professor loci, antwortete gern ein solcher Dorfschullehrer auf die Frage, wer er sei.

aber diese Anstalten etwas freiere Hand bekommen, dürften sie in nicht-magyarischen Landestheilen kaum etwas Anderes so eifrig betreiben als das Einpauken der magyarischen Sprache. — Freilich sollte man bei Euch die Lehrer besser bezahlen, denn so lange Jemand als Hajduk oder Abschreiber besser gestellt ist denn als Lehrer, wird er schwerlich einen Stand ergreifen, der in vielen Theilen Eures Landes geradezu ein Stück Missionswesen ist. — Eingesehen habt Ihr das in Ungarn kurz vor 1848; gesprochen habt Ihr darüber genug, auch auf den Landtagen; gethan habt Ihr meines Wissens Nichts."

„Mich befremdet, welche geringe Achtung sich hier die Confessionen äußerlich bezeigen, eben so der Mangel an Pietät gegen die Verstorbenen; peinlich war der Eindruck, den die wüsten Kirchhöfe aller Bekenntnisse auf mich machten: die blos einen Fuß hohe Erdumwallung ist eingesunken, wenn überhaupt eine da war, mitunter weidet unbeaufsichtigtes Vieh auf den ganz vernachlässigten Gräbern, die selten ein Kreuz schmückt; die erschrecklich einfachen, nur mit Quereinschnitten an den oberen Theilen versehenen Pflöcke der calvinischen Gräber, ohne jegliche Inschrift, heimeln auch nicht an."

Ganz eigenthümlich klingt es, wenn die Geistlichen im Gespräche äußern, wie sie in der polyglotten Diöcese hier als ungarische, da als deutsche, dort als slavische Prediger gewesen (sie handhaben diese drei Landessprachen und das „ungarische" Latein mit gleicher Gewandtheit). „Gerade so wie ringsum Slovaken, Ruthenen und Ungarn

unter einander wohnen, sind auch die Glaubensbekenntnisse hier bunt durch einander gewürfelt; ich hörte zwar, daß in den einzelnen Dörfern Katholiken und die sogenannten Ruthenen" (so nennt man in Oberungarn auch die unirten Griechen, weil diese allerdings unter den Ruthenen am häufigsten) „ziemlich scharf getrennt sind, und deshalb zu den Pfarren beider Bekenntnisse fast immer mehrere Filiale gehören; aber ich weiß nicht, was aus den Calvinern geworden ist, die einst in der nächsten Nähe zahlreich genug waren." — „„Die sind seit wenigen Jahren stillschweigend Katholiken geworden; seit dem Tode des vorletzten calvinischen Predigers in X., eines eifrigen Zeloten, kümmert sich Niemand um sie. Die Leute erhalten von uns Katholiken manches Gute, obendrein bin ich für die Umgebung oft auch Arzt und heile unentgeltlich, gebe Manchem auf Verlangen einen guten Rath, komme also mit den Bauern in beständige Berührung; da das nächste calvinische Bethaus zu entfernt ist, so bringen denn auch die Calviner ihre Kinder in die katholische Kirche zur Taufe und besuchen zuletzt selbst die Predigt und die Messe. Dergleichen stillschweigender Wechsel des Bekenntnisses mag seit dem Aufhören der gewaltsamen Reformationen und Gegenreformationen und der Aufhebung der Jesuiten oft vorgekommen sein. Die Reste der hiesigen calvinischen Gemeinde kamen hier noch eine Zeit lang in einem Privathause zum Gottesdienste zusammen, ihre Glocken hat der Dorfschuster, ehedem ein fester Calviner, in seinem Hause zum Andenken aufgehoben."" — An jenes stillschweigende Wechseln der Religion ist um so mehr zu glauben, da

ehedem an vielen Orten die Kirchenmatrikeln sehr lau geführt wurden und nicht blos in der Zeit, wo Leonorens Wilhelm beinzichtigt wurde, im Ungarlande zum neuen Ehebunde sich seines Glaubens abgethan zu haben, Glaubenswechsel um äußerer Gründe willen häufig waren, sondern diese auch heute noch nicht gar selten sind (worin freilich der Zigeuner unerreichbar ist); dennoch scheint mir der kluge Pfarrer doch Etwas von einem Seligmacher zu sein.

„Wie stehen Sie mit Ihren ruthenischen Nachbarn?“ — „„Nicht sonderlich. Der russische, d. h. griechisch unirte Pfarrer ist selten zu Hause; seine Bauern sind arge Trinker, unrein und ganz arm; er ißt und trinkt lecker, Frau und Töchter sind sehr schön gekleidet; bei dem jüngsten Feste waren fünfzig bis sechzig Gäste in seinem Hause. Wir kommen nur mit einem der ruthenischen Geistlichen zusammen.““ — „Der ruthenische Pfarrer von K....u,“ fällt ein Anderer ins Wort, „sollte eine gewisse Anzahl von Seelen nachweisen, damit ihm eine selbstständige Pfarre bewilligt werde; nachdem er, angeblich durch allerhand Mittelchen, die vorschriftsmäßige Anzahl Seelen, meist blutarme Teufel, und durch Collecten das zum Bau der Kirche bestimmte Geld beisammen hatte, baute er mit dem Gelde — ein hübsches Wohnhaus für sich, in richtiger Erwägung, daß Gott zwar allgegenwärtig, dem Pfarrer aber eine schöne und wohlfeile Wohnung angenehm ist, und es der Gemeinde gewissermaßen zur Ehre gereiche, wenn wenigstens ihr Repräsentant den ihr unbekannten Wohlstand zur Schau trägt. Die Meisten seiner Heerde waren thatsächlich seit langer Zeit römisch-

katholisch und wollten von dem neuen Hirten Nichts wissen; der gute Hirt ließ zwar unsere Geistlichkeit den Kranken bei Nacht die Sacramente spenden, ließ sie auch wohl die Todten beerdigen, forderte aber für Letzteres nachträglich gewissenhaft seine Gebühren ein; die Lebenden aber hielt er, um das Gefühl der Zuständigkeit wach zu halten, mit peinlicher Sorgfalt zur Beichte an. Einst stellte er einen Tisch unter die Kirchenpforte und sammelte von den Gläubigen das Eintrittsgeld zur Beichte (à 10 Kreuzer C.-M.) ein, bis die Polizei Wind bekam und das fromme Werk unterbrach. „Heute haben Sie einen guten Tag gehabt?" — „Ach, nicht der Rede werth; ich muß mir zwei andere Geistliche als Gehülfen aufnehmen und ihnen den ganzen Tag zu essen und Jedem obendrein 5 Gulden C.-M. geben, was bleibt mir da übrig *)?" — Einer seiner Amtsgenossen erregte in den Straßen derselben Stadt Aufsehen, als er an einem Sonntage, eben vom Lande angekommen, während die Bevölkerung aus dem Hochamte strömte, die Hauptstraße entlang mit überlangen Schritten und vollen Backen ging, in der einen Hand ein Stück Brod, in der anderen ein Stück Braten, und mit mächtigen Bissen große Brocken abwechselnd von beiden abriß. Als Gegenstück kann man freilich einige sehr würdige, feine und gelehrte Männer, namentlich unter der höheren griechisch-katholischen Geistlichkeit finden.

Das Wetter hat sich mittlerweile aufgeheitert, die frem-

*) Die Richtigkeit dieser Angaben können der Verfasser und mehrere seiner Freunde als Augenzeugen verbürgen.

den Geistlichen sind abgereist, um ihr Ziel noch vor Nacht zu erreichen, denn in der Dunkelheit ist jener Landweg halsbrecherisch; wir machen einen Verdauungsspaziergang und besichtigen des Pfarrers Besitzthum. „Herr Pfarrer, Ihre Scheunen, Felder und Wiesen, Ihr Bienengarten beweisen, daß Sie nicht mit Unrecht in der ganzen Umgebung als die Blume der Landwirthe gepriesen werden, Sie würden auch in einem deutschen Lande viel gelten. Sie sagen, daß Sie noch lange keine der besten Pfarren genießen, ich finde indeß 90 Joch Grundbesitz ein ganz artiges Mittel gegen das Erhungern." Der anschlägige Pfarrherr beschäftigt in seinem Hause einen Binder, welcher nur Fässer zu arbeiten hat. Für diese bietet das nahe Tokayergebirge einen sicheren und sehr gewinnreichen Markt. Aber an diesen nahe liegenden Verdienst denkt Niemand ringsum. — Nach dem Abendessen werden an diesem und den folgenden Tagen bis tief in die Nacht hinein große und kleine Weltbegebenheiten, Wissenschaftliches und Erlebnisse, Ungarns und Deutschlands Culturzustände mannigfaltigster Art durchgesprochen. „„Und Sie werden sehen, wir Ungarn werden durch unsern wohl durchdachten, planmäßigen passiven Widerstand das jetzige absolute System Bach's doch brechen; wir führen eine unscheinbare, aber die wirksamste, weil unablässig wirkende, nie ermüdende, nicht zu parirende Waffe."" — — „Verzeihen Sie meine Naseweisheit, Herr Pfarrer; ich bin zwar als Weltkind nicht stark in der Gottesgelahrtheit, aber mich überraschten Ihre deutschen theologischen Bücher, und ich wundere mich über Ihre Kenntnisse in der deutschen Theologie,

ich habe diese in Ungarn noch selten gefunden, wie kommen Sie dazu?" — „„Ich bin ein Zipser und habe meine Studien in dem Pázmáneum*) gemacht, und zufällig bilden meine Amtsbrüder in der Nähe eine Oase, aus lauter Pázmáneern bestehend."" Der noch junge Pfarrer zeigt sich als ein in allen Dingen sehr unterrichteter Mann von eindringendem Verstand, geübter Dialektik, großer äußerer Ruhe und einem ächt humoristischen Zuge in Auffassung des Lebens. „Wie bringen Sie den Winter zu? Von dem Gutsherrn halten Sie sich ja, um unabhängig zu bleiben, fast ganz fern." — „„Ich lese, studire, habe in der Wirthschaft zu thun, komme öfter in die Stadt, und dazwischen machen ich und meine ehemaligen Studiengenossen Tage lang abwechselnd die Runde bei einander.""

Am nächsten Sonntage machen wir mit dem Pfarrer einen Anstandsbesuch bei dem Gutsherrn. Im Garten ist eben Gesellschaft, die Plebejer werden, als Fremde, artig aufgenommen; die benachbarte junge Gräfin fordert sogar auf, bei der Rückkehr ihr älteres Schloß zu besichtigen, sie wolle dem Castellan den Auftrag geben, uns die Zimmer zu öffnen. Die Comtesse des Hauses ist ein überlebhaftes Geschöpf, begabt, reich, aber ohne Auswahl belesen, wie es scheint etwas unweiblich; Heine ist ihr Evangelium. An dem Bruder gedeiht die Körperlichkeit sehr erfreulich, wäh-

*) Jene von dem berühmten Pázmán begründete geistliche Lehranstalt zu Wien, in welche die ungarischen Bischöfe ihre fähigsten Alumnen schicken.

rend die Geistesbildung — er studirt privatim — immer Ferien zu haben scheint. — Der Graf unterläßt nachmals nicht, sich zu den Fremden in den Pfarrhof zu bemühen.

Nach der Nachmittagsandacht besuchen wir das Haus eines Edelmannes im nächsten Dorfe. In dem Empfangzimmer sitzen mehrere junge Damen, die zufällig wissen, daß der Pfarrer Gäste hat und wer diese sind, somit einen Besuch derselben erwarten. Einige der Damen fallen dem Pfarrer lachend ins Wort und fragen die Fremdlinge muthwillig schäkernd, welche von ihnen wohl die Hausfrau sei; sie sind gleich jung, dennoch bekommen wir die Hausfrau bald aus den Mädchen heraus durch jenen eigenthümlichen Reiz, der junge liebenswürdige Frauen umkleidet und sie von Mädchen leicht unterscheiden läßt. Die Hausfrau entwickelt im Gespräche einen immer regen, glänzenden Geist, viel Belesenheit in gediegenen deutschen Schriftstellern ohne Prunksucht, köstliche Laune und auch gegenüber drolligen Einfällen, die der ansteckende fröhliche Uebermuth in lebhaften Naturen hervorsprudeln macht, stets schlagfertigen Witz; dabei bleibt sie unwandelbar in den Grenzen weiblicher Feinheit und Anmuth. Sie heirathete ihren jungen feurigen Mann, nachdem sich Beide nur an einem Ballabende kennen gelernt und Beide sterbensverliebt aus einander gegangen. Alles an ihr athmet Leben und Glückseligkeit; wie reizend sie neben ihrem Kinde ist, und welche treffliche, verständige Hausfrau! Ich kann die Unart, liebenswürdigen Frauen gegenüber laut zu denken, nicht ganz aufgeben; hoch erröthend, aber mit rascher taktvoller Gegenrede nimmt sie eine Bemer-

kung, ihre Persönlichkeit betreffend, auf. — Um so sonderbarer berührt in ihrer Nähe ein Mädchen, das zu Besuch hier ist und im Gespräche, in welches sie ihren Nachbar verwickelt, sehr angelegentlich zu beschreiben beginnt, wie ein Mann aussehen müsse, der ihr gefallen möge, und dabei mit der Treue eines photographischen Apparates das Conterfei des ihr wildfremden Nachbarn entwirft, so daß er, dem seine Bekannten vorwerfen, er bringe kein dummes Gesicht zusammen, sie alle in diesem Augenblicke Lügen gestraft haben mag. Er rächte sich aber für dieses Verblüfftmachen, indem er der Portraitmalerin seinerseits zuflüsterte, welche Züge und welche Gestalt seinem Herzen gefährlich werden könnten und, während er scheinbar seine Nachbarin portraitirte, seinen Pinsel in das tief fressende Gift der Carricatur tauchte. Das honigsüße Lächeln ging allmälig in ein herberes Süß-sauer über. — Etwas seltsam ist, daß sämmtliche Damen uns Fremdlinge vom ersten Augenblicke an einfach und kurzweg bei den Familiennamen ohne Vorsetzung eines „Herr" nennen. Diese, wenn ich so sagen darf, Vertraulichkeit war allerdings theilweise durch den Umstand, daß wir junge Männer sind, von einem lieben Hausfreunde angekündigt wurden und das Gespräch auch von unserer Seite mit Scherz und Laune aufnahmen, erklärbar. — „Herr Pfarrer," sagte ich auf dem Heimwege am späten Abend, „wenn alle Ungarinen so lieb wären wie die Hausfrau, so stände ich für mich nicht gut." — „„Ja, sie sind alle treffliche Menschen, meine besten Freunde, die mich vollkommen verstehen, hier bin ich ganz zu Hause.""

Die Vormittage vergehen wie auf einem gebildeten Pfarrhofe in einem andern Lande. Der Pfarrer geht seinen geistlichen und weltlichen Geschäften nach, die Gäste lesen und stöbern und streichen herum; Nachmittags geht man ins Freie, macht oder bekommt Besuche; die naseweisen Gäste schleppen den Seelenhirten sogar in einen Meierhof, wo sie ein paar hübsche Mädchengesichter witterten. — Eines Nachmittags fallen wir in dem mit unserem Pfarrer wohl bekannten Hause eines (adeligen) benachbarten Grundbesitzers ein; man erkennt an dem Empfange unseres Führers, wie geachtet er auch in dieser Familie ist. Die Hausfrau ist eine stille, kränkliche oder mißlaunige Dame; ihre Schwägerin, ein Mädchen von üppigem, prachtvollem Körper, versteht dafür desto besser, ihr Licht vor den Leuten leuchten zu lassen. So eben empfiehlt sich, verstimmt darüber, daß er heute umsonst toilette d'esprit gemacht, ein benachbarter Edelmann, welcher dem Fräulein den Hof zu machen scheint, ein Landjunker, gekräuselt und geschniegelt, an allen Fingern Ringe, ein süßes lispelndes Herrchen, wie aus Mondschein und Rosenduft gehaucht, das neben dem kräftigen Hausherrn, welcher wahrhaft militärisch auftritt, kaum wie ein Ungar aussieht. Ein jüngerer Mann, welcher erst seit Kurzem den Kerker verlassen, worin er, in die Revolution tief verwickelt, längere Zeit gesessen, anscheinend nicht ungebildet, ist ziemlich menschenscheu geworden, wenigstens sitzt er fast stumm da und verläßt bald das Zimmer. Das schöne Mädchen will die Fremden bei ihrer mindestens vermutheten schwachen Seite fassen und beginnt über deutsche Literatur zu reden,

sie beschränkt sich allerdings fast nur auf die Herzählung der deutschen „Classiker", beginnt mit Schiller und hört auf mit — Saphir. Ich bekenne, daß ich von diesem Abriß der deutschen Literaturgeschichte auf Sturmesflügeln, Schlag auf Schlag, über Auswahl und Anordnung mehr erheitert ward als von manchem trockenen Handbuch eines ledernen Literaturhistorikers: Ihren vollen Zauber, ihr verführerisches Tanzen konnte die Sirene nicht entfalten, da ein minder tanzwüthiger Deutscher den Csárdás, wenn er ihn in dessen Heimath tanzen gesehen, als eine unerreichbare Größe aufgiebt. Nachdem wir eine Zeit in geistigen Genüssen geschwelgt, sollte auch der Körper sein Recht haben; das Fräulein, welches, wie man bald zu seiner Ehre ersah, in wirthschaftlichen Dingen sich im rechten Fahrwasser befand, besetzte einen reichen Nachmittagstisch, auf dem die Nationalspeisen, Wassermelonen und gekochte junge Maiskolben, nicht fehlten, in deren Vertilgung die Schöne Erstaunliches leistete, wobei sie mit schelmischem Lachen die vollen Formen ungarischer Damen nur aus dem häufigen Genusse des „Kukuruz" ableiten wollte. — —

„„Ich muß meinen lieben Gästen doch einen meiner Amtsbrüder vorführen."" Die stattlichen Ackergäule treten munter den Stunden weiten Weg an: immer üppiger wird der Boden, je mehr wir gegen Süden fahren, ein Meer von zusammenhanglosen Hügeln dehnt sich vor unsern Blicken aus, einzelne kreisrunde Berge treten aus diesem Meere gruppenweise hervor, im Hintergrunde dämmert das unabsehbare Alföld, die große Tiefebene Ungarns herüber, den

Norden und Osten rahmen schöne Reihen von Waldbergen ein, dem Auge die vielen Wasseradern verbergend, welche ihre hellen Fluthen der Theiß entgegen tragen. Sechs bis neun Fuß hoch stehen die Maispflanzen auf den mitunter ungeheueren Feldern, so daß es „nur von Mais stinkt", wie unser Kutscher sagte. In manchen Dörfern gewahren wir zwei bis drei gemauerte Kirchen, eine römisch-, eine griechisch-katholische, auch wohl noch seit Joseph II. eine protestantische. Unterwegs sprechen wir flüchtig auf einen Morgentrunk bei einem Seelenhirten ein, einer brummigen und knorzenden, kleinen, watschelnden Gestalt, welche bei ihrer Kleidung offenbar das Modejournal des Diogenes benutzt; auch das ganze Hauswesen erinnert, daß der Gebieter Ordnung und was damit zusammenhängt für Pedanterie hält. Der Mann hätte auf einer Bühne als Komiker durch sein packendes drolliges Wesen Glück gemacht. Wir sind wieder auf dem Wagen. „Sagen Sie mir, Herr Pfarrer, wie kann ein so grundgescheidter, obwohl paradoxer Mensch sich so über alle Aeußerlichkeiten hinaussetzen?" — „ „Ja, er ist in seinem Aeußern ein Cyniker, wir haben uns viele Mühe gegeben, ihn davon abzubringen, er bleibt aber unverbesserlich." " — „Wem gehört jenes Gut?" — „ „Dem Grafen X., seine Güter wurden nach der Revolution confiscirt und von der Regierung in Pacht gegeben; er wurde kürzlich amnestirt und erhielt die Güter sammt den bezüglichen jährlichen Einkünften des Staates zurück, die Gebäude wurden, wie Sie sehen, von dem Pächter, einem Juden — wer sonst hätte hier das nöthige Geld zum Bestreiten des Pacht-

schillinges gehabt? — vernachlässigt."" — „Ist's noch weit, Kutscher?" — „„Hm, kaum eine halbe Pfeife weit; da liegt's ja, hineinspucken könnte man schon."" Man sieht es der Pfarre schon von Weitem an, daß sie zu den fettesten gehört; sie genießt den altererbten Ruf großer Gastfreundschaft. Der vorige Pfarrer hat diese so weit ausgedehnt, daß er das Thor seines Hofes ganz aushängen ließ und dem Kaplan streng einschärfte, auch während seiner Abwesenheit jeden Vorüberziehenden in sein Haus zu pressen und ihn halb todt zu füttern; einem lieb gewonnenen Gaste, welcher die bereits öfter aufgeschobene Abfahrt nicht länger verzögern wollte, ließ er heimlich den Reisewagen zernehmen und die Theile desselben einzeln auf die Gipfel der Bäume des Hofes und des Gartens, auf die Scheune u. s. w. legen, so daß der vergewaltigte Gast zuletzt noch einen Tag zugeben mußte. Die Pfarre ist allerdings so einträglich, daß sie schwerlich ausgeschmaust werden kann wie die des erklärten Ordnungsfeindes in F., welcher angeblich in der ersten Hälfte des Monats maßlose Gastfreundschaft übte, die Leute förmlich bei den Haaren in das Wirthshaus schleifte, bis er sich endlich ganz ausgegeben hatte. Wenn dann der Mittag nahte, ging er mit seinem Kaplan vor das Thor und sagte zu diesem gewendet wie einst Abraham zum Lot: „Gehen Sie zur Rechten, so gehe ich zur Linken; und gehen Sie zur Linken, so gehe ich zur Rechten." Der Gehülfe des so bibelfesten Seelsorgers war wie Lot ein verständiger, nachgiebiger Mann; er ging in den einen Flügel des Ortes, sich irgendwo aus dem Stegreife auf ein Gericht Gerngesehen zu laden, der

Pfarrer in den anderen. Letzterer war so herzensgut, daß er oft an bettelnde Handwerksburschen seine Kleidung verschenkte, indem er den Rock, welchen er an hatte, auszog und, als er einst seine Stiefel weggegeben, noch die des abwesenden Kaplans wegschenkte. Am ersten jedes Monates bestürmten die Ungläubigen sein Haus, doch nicht um Proselyten zu werden, sondern um das Geld des „Galach" für schwere Zinsen hebräisch zu lehren. Als eines Tages die Gläubiger, vor denen ja Nichts unter der Sonne sicher ist, in dem Pfarrhofe umher spürten, um auf Geld oder Geldeswerth zu fahnden, gewahrten sie einen schmucken Wagen, welcher ihnen in die Augen stach. „Sie können uns ja diesen Wagen verkaufen!" — „„Ja, den können Sie sich nehmen,"" sagt der Pfarrer mit satyrischem Lächeln. Im rollenden Triumphe wird der Wagen von den anwesenden Manichäern, welche sich selbst anspannen, damit ihnen Niemand zuvor komme, abgeführt. — „Ja, Ihren Wagen haben die Juden weggeführt, die dummen Kerle haben ihn für den meinigen gehalten," sagt der Freigebige zu seinem befreundeten Besucher, welcher seinen Wagen vermißt. Der Wagen saß aber fest bei den zähen Gläubigern, und nicht sechs Schimmel hätten ihn fortgebracht, denn der Herr Pfarrer mußte einige hundert Schimmel auftreiben, bis das schöne Faustpfand sich in Bewegung setzte.

Wir steigen ab; der Pfarrer ist angenehm überrascht von dem Besuche und doch untröstlich; in seinem Hause ist großes Umschießen, Scheuerung an Haupt und Gliedern, und obendrein die allmächtige Frau, die Wirthschafterin,

nicht zu Hause. Im Vorübergehen werfen wir einen Blick in ein auf dem Nachtkasten aufgeschlagen liegendes Buch; siehe da! der Kosmos und überdies der astronomische Theil! Nun, der Herr Pfarrer ist ein großer Mathematiker, wie wir nachmals hörten, darüber ist nur Eine Stimme; schade, daß diese gerade die seine ist! Während wir die Zeit vor Tische todt schlagen, kommen nach einander zwei Edelleute höheren Ranges heran; sie haben den Austrag wegen eines streitigen Gutantheiles auf heute Nachmittag anberaumt und den Pfarrer zum Schiedsrichter gewählt. Der zuerst angekommene Grundherr wird von boshaften Feinden verleumdet, als ob er schon am frühen Morgen seinen ersten Rausch hätte, während doch Leute, die ihn näher kennen, versichern, er habe einmal vor vielen Jahren einen Rausch gehabt, nur habe der ein solches Wohlgefallen an ihm gefunden, daß er sich sofort bei ihm für permanent erklärt habe. Sein Widerpart sprach etwas wegwerfend von seinem „versoffenen Vetter“ und schien von der Rechtmäßigkeit der Ansprüche desselben nicht durchdrungen. — In Ungarn genießt der Klerus in solchen Dingen viel Ansehen, und den Bauern werden, wie wir dies auch bei unserem Pfarrer sahen, durch verständige Vermittlung oft Proceßkosten erspart; ja in den letzten Monaten von 1860, wo die Anarchie in voller Blüthe stand, suchten die Bauern hier und dort selbst bei Vergehen Zuflucht auf dem Pfarrhofe, und manche Seelenhirten ließen dem Schuldigen einen „Fünfzehner“ zukommen, welchen der Empfänger nicht mit „der schuldigen Achtung“ bei Seite legen konnte. — — Unser Pfarrer, da ich ihn nun einmal

so nannte, ist ein tüchtiger Menschenkenner und anregender Humorist, der eben Beschmauste ein nicht übler Satyriker und launiger Erzähler, der von heute früh ein interessanter Sonderling; wenn, nach diesen zu urtheilen, die Pfarrer der Tafelrunde zusammen kommen, so sind Köpfe versammelt, welche auch in weltlichen Dingen gut Bescheid wissen und in ihrer Bildung sehr von ihren Amtsgenossen und Kaplänen, welche aus Ungarn nie herauskommen, abstechen; keiner ist ein düsterer Puritaner, keiner ein heilig thuender Kopfhänger. In Ungarn sind wohl die Geistlichen im Allgemeinen ziemlich liberal denkende Männer, keine absichtlichen Volksverfinsterer, Dank dem uralten öffentlichen Leben, das freiere, offene Naturen erzieht, welche nicht gern hinter dem Berge halten. Dem Protestantismus sind die katholischen Priester im Herzen freilich nicht grün, und nicht uninteressant werden die Bemühungen der Katholiken nach völliger Ordnung der ungarischen Verhältnisse sein, die bei der gegenwärtigen Bewegung an die Protestanten verlorene Stellung wieder zu gewinnen. Sie billigen übrigens das Concordat nicht, durch welches auch die Stellung der ungarischen Kirche verletzt würde, und die anwesenden Pfarrer begründen sehr verständig die Nachtheile desselben für ein Land mit so starker protestantischer Bevölkerung schon mit Rücksicht auf die vielen unvermeidlichen gemischten Ehen. „Ich möchte Eurer katholischen Geistlichkeit in Ungarn mehr Bildung wünschen und Euren Priesterhauszöglingen gewecktere Gesichter, begreife aber, daß ein gebildeter Mensch, wenn er in so schauderhafte Pfarren, wie manche Theile Nordungarns enthalten, geschickt

wird, unter einem Volke, welches dem Branntweintrinken so unglaublich ergeben ist und bei dem, wie ich mich aufrichtig überzeugte, da und dort selbst würdige und wohlwollende Priester nach jahrelangen Bemühungen Nichts erzielen, sich sehr unglücklich fühlen muß und leicht verbauern kann." — —

Der Gemahl der oben geschilderten liebenswürdigen Dame bleibt bei dem uns abgestatteten Gegenbesuche über Mittag bei unserem Hausherrn. Ich habe manches junge, schöne, männliche Gesicht gesehen, aber noch nie ein so merkwürdig markirtes; Alles darin ist kräftig und entschieden, Gesicht und Schädel sind ächt ungarisch. Der junge Mann ist einer in der Revolutionszeit Ungarns hoch gestellten Persönlichkeit nahe verwandt; das Gespräch fällt bald auf die Politik. Unsere, d. h. der Fremden Ansichten sind, obwohl oder vielleicht gerade weil wahrhaft freisinnig, von den seinen in manchen Punkten sehr verschieden: „„Was steht Ihnen höher, die Freiheit oder die Nationalität?"" fragt der Ungar. „Die Freiheit, wie ich sie auffasse; die Nationalität kann ich bei meiner Denkweise nie verlieren und werde gern in einem großen freien Staate unter Stämmen anderer Zunge wohnen." Ich erfahre den lebhaftesten Widerspruch, ohne widerlegt zu werden, und höre immer nur Gefühl und Phantasie reden; eine Aeußerung indeß war mir damals noch ziemlich neu: „„Wir Ungarn haben im Jahre 1848 einen großen politischen Fehler begangen; wir hätten dem Kaiser erklären sollen: Majestät, wir treiben Ihnen diese rebellischen Wiener zu Paaren,

kommen Sie dann nach Ungarn und residiren Sie unter uns! Da werden Sie als König von Ungarn eine Macht besitzen, wie sie noch keiner Ihrer Vorgänger gehabt hat! Was wäre da aus Ungarn geworden? Der tonangebende, der herrschende Staat in Oesterreich u. s. w.*).''"

Ich erkannte aus der klaren, fließenden Fassung seiner Erörterung, daß der Sprecher nicht seine Privatmeinung vorgetragen, sondern eine von Vielen mehrfach durchgesprochene Ansicht. In Ungarn ist solches Besprechen leichter als in einem anderen Lande; man sitzt hier nicht so viel zu Hause wie anderwärts; Gastfreundschaft und kleine Reisen gehen Hand in Hand; kann man in der Stadt nicht die Köpfe zusammenstecken, so geschieht das noch leichter auf dem Lande; selbst Internirten konnte man leicht Freundschaftsbesuche machen. „Sie erlauben, daß ich als Deutscher über das, was Sie eben entwickelten, meine eigene Ansicht habe; ich muß aber hinzufügen: ich wünsche meinen idealistischen Landsleuten, denen ich aus Grund meines Herzens das ihnen fehlende Stück nationalen Egoismus anschaffen möchte, Kenntniß und Beherzigung dessen, wie Sie nun Farbe bekannten." — Zur Klärung der politischen Gesinnung ist einem denkenden Deutschen mehrjähriger Aufenthalt in Ungarn sehr heilsam. Ich würde Letzteres als unfehlbares Mittel zur Einheit Deutschlands jedem einzelnen Gothaer anrathen, ja wenn Herr v. Vincke nach Ungarn und selbst nach Ungvár, wo er 1860 das Bürgerrecht erhielt, incog-

*) Dieses Gespräch fand im Jahre 1856 statt.

nito auf längere Zeit käme, würde er die bei Leuten, die uns nicht kennen, verrufenen Deutschen Oesterreichs nicht aus seinem geträumten Kleindeutschland hinauswerfen wollen, wie seiner Zeit Jupiter das Knäblein Vulcan aus dem Olymp warf, ungeachtet jenes nachmals so viele Götter an Tüchtigkeit überstrahlte.

Trotz alledem gewinnen wir den sonst ganz wackeren Mann recht lieb, und als es zum Scheiden kommt, trennen wir uns von Allen wie von alten Bekannten, die wir nur wieder gesehen; und auf und davon geht es mit der klaren Anschauung, daß alle Ungarn, welche mittelbar oder unmittelbar dem geistigen Einflusse Deutschlands sich hingeben, nur Viel gewinnen und Nichts verlieren können, da sie ja meistens gesunden Sinn und Selbständigkeit besitzen.

Hirten auf der Pußta.

Noch liegen tiefe Stille und nächtliches Dunkel auf der Pußta, meilenweit schmettert kein muthiger Hahnenruf in die immer kühler werdende Luft, graue Dünste schweben leichthin über den Boden; da dämmert leise am östlichen Himmel der Tag herauf, jubelnd steigt die Heidelerche empor und begrüßt das Weben der Morgenröthe, welche immer rascher, immer feuriger den Horizont umsäumt.

Aber auch unten regt sich das neu erwachende Leben; das Brüllen einzelner Rinder mischt sich in das meckernde Blöken der jungen Schafe, und zwischendurch stößt ein feuriger Hengst ein Gewieher aus, hell wie eine Schlachttrompete, unruhig schnauben die Pferde und stampfen den Boden mit wechselnden Hufen. (Da erheben sich die großen langhaarigen weißen Hunde, dehnen sich schlaftrunken, gähnen und schauen mit ihren klugen schwarzen Augen nach den Hirten, die sich theils unter den Heerden geschäftig herumtreiben, theils die einfache Lagerstatt verlassen, die kegelförmige Erd- oder Rohr-

hütte, welche kaum etwas größer als das luftige Obdach eines Feldhüters, dem Hirten fast nur zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel und Kleidung dient und ihn unter Tag blos bei Platzregen und Hagelschlag aufnimmt. Hürde um Hürde öffnet sich; grunzend und unverträglich drängen sich die Schweine heraus, bedächtig schreiten die stattlichen, langgehörnten Rinder hervor, rasch die kleinen beweglichen Pferde. Hinter jedem Trupp Pferde reiten ein, zwei Hirten, mehrere aber hinter den Schaaren der Rinder; lässig traben die Hunde nebenher; pfeifend und singend laufen die munteren Buben der Hirten nach, welche von dem zwölften Jahre an bei dem Vater bleiben, weit vom Dorfe, und sie blicken stolz auf den Paria unter den Hirten, den Gänsejungen herab, der gleichgiltig seine zahlreichen Pfleglinge in langsamem Schritte aus dem fernen Gehöfte treibt, während sie vielleicht in diesem Augenblicke, obschon meist barfuß, sich auf ein Pferd schwingen dürfen.

Die Sonne ist mittlerweile in gluthrother Pracht und abenteuerlich groß aufgegangen und strahlt ein Meer von Licht und Wärme auf die baumlose, nahezu wagrechte Ebene herab. Weder Ortschaften noch Meiereien, weder Waldungen noch Gebüsche, weder Berge noch Bodenanschwellungen beschränken den endlosen Gesichtskreis, nur da und dort taucht vor dem spähenden Auge der lange Arm eines Ziehbrunnens, oder die Thurmspitze einer fernen, fernen Dorfschaft auf. Wiewohl die Haide im März von den Fluthen der mit der Theiß verbundenen Wässer größtentheils bedeckt, einem kleinen Meere glich, so blieben nur wenige Lachen als Zeugen

der jährlich wiederkehrenden, theilweise wohlthätigen Ueberschwemmung zurück, und auch der Steppenfluß Hortobágy durchirrt nur stockend, ohne eigentliches Flußbett, stellenweise im Boden versickernd, die einförmige Steppe *). Die wasserarmen Tümpel sind mit Schilf, Riedgras und Binsen bedeckt und werden von scheuen Wasservögeln besucht, welche in ihrer Ruhe nur durch nachstellende Raubthiere, meist große Falken, gestört werden. Der sodareiche Boden hat sein herrliches Frühlingskleid bereits abgelegt, und eignet sich meilenweit nicht zum Anbau der Feldfrüchte, denn entweder ist er zu feucht, oder wird er durch die Sommerhitze zur mürben, in Staub zerfallenden Krume ausgedorrt, so daß er wegen der Armuth an Pflanzen blos eine dürftige Fauna beherbergt. Der spärliche Graswuchs bietet den Schafen, Rindern und Pferden nur kärgliche Weide, und auch diese verkümmert, wenn im Hochsommer der bis zur Wurzel verbrannte Rasen einem gelben dürren Stoppelfelde gleicht,

---

*) Pußta nennt man in Ungarn jeden beträchtlichen Strich Landes, sei er nun einige hundert Joch oder einige Quadratmeilen groß, innerhalb dessen kein Dorf steht. Ungarn enthält gegen 3000 Pußten, die zweitgrößte ist der Hortobágy, Besitz der Gemeinde Debreczin — um wenig kleiner als die Gemarkung der Stadt Maria-Theresiopel, welche fast 18 Quadratmeilen umfaßt. Auf dem Hortobágy weiden an 30,000 Rinder. — Auch in Oberungarn kennt man Pußten (praedium, „Einöde"), sie enthalten Wirthschaftsgebäude, Felder, Hutungen, aber, wie in Südungarn, nie die Wohnhäuser der Besitzer. Auf einer Pußta leben 6—10, aber auch 60—70 Menschen.

bis vielleicht ein zufälliger Herbstregen neue Keime erweckt*).

Die Heerden haben sich nach allen Seiten über die Ebene zerstreut und weiden anfangs ruhig und behaglich. Bis zu den entferntesten Weiden hat der Csikós die Pferde getrieben, und die unruhigen halbwilden Thiere lassen es sich selbst auf der magersten Hutung gefallen; trotz der Glocken, welche die alten Stuten am Halse tragen, zerstreuen sie sich unaufhörlich und werden nur durch den karikás, eine fabelhaft lange Peitsche mit ganz kurzem Stiel, zusammengehalten; aber immer unerträglicher werden bereits die Stiche und Bisse der Insekten, unablässig umkreist der Csikós die wild und scheu werdenden Rosse, und schon ist sein

*) Simplex erzählt von einer nordöstlicher gelegenen Gegend: „Das Gras ist um diese Gegend so hoch, daß es einem großen reitenden Manne bis unter die Achseln geht. Die Ungarn-Ochsen, so hierum in großen Schaaren Winter und Sommer weiden, wie auch ein Roß, Wagen und Kutsche werden vorm hohen Grase nit gesehen.“ — Da Simplex allen Glauben verdient, möchte man an eine Abnahme der übergroßen Ueppigkeit mancher Theile des ungarischen Marschlandes denken; gewiß ist, daß bei der hier so ausgesprochenen Gewalt der Natur über die Menschenhand durch Regulirung der Bewässerung und Anbau schattengebender, die Feuchtigkeit haltender Pflanzen dem Ausdorren einiger Strecken vorgebeugt werden muß. — Die Theiß hatte einst einen ganz andern Lauf, quer durch die große Ebene, und bewässerte so Gegenden, die heute entweder Sümpfe enthalten, oder ganz austrocknen. — Andrerseits ist nicht zu übersehen, daß manche jener üppigen Weiden bereits in herrliche Felder verwandelt worden sind.

schweißtriefendes Pferd ganz ermüdet. Da hält er still — ein Pfiff — und aus der kaum zu bändigenden Heerde sprengt mit gehobenem Schweife und fliegender Mähne sein Lieblingspferd vor, mit einem Sprunge ist er auf dem ungesattelten und ungezügelten Pferde und jagt den Ausreißern nach, daß die Mente im Winde flattert. Wie festgegossen erscheint er auf dem Wildfange, das Bild des verwegensten und sichersten Naturreiters. Auf dem Kopfe sitzt ein runder niedriger, mit einer Feder, mit künstlichen Blumen, oder einem Busch der árva leány (den zarten weißen Rispen einer Steppenpflanze, Stipa pennata) geschmückter Hut, das kurze Hemd deckt kaum die braune Brust*), unglaublich weite, manchmal schwarze, immer aber befranste Gatyen, die bis zum Knie reichend, beim Gehen täuschend dem Rocke eines Weibes, oder eines Albanesen gleichen, fallen unter dem Ledergurte auf die gespornten pferdeledernen Tschismen herab. Am Sonntag, oder wenn die Hitze nicht zu groß, gehören dazu noch eine schwarze fransige Halsbinde aus Flor, die mit Zinnknöpfen besäete Weste und der zierliche Spenzer (die Mente), der gewöhnlich seitwärts umgehängt wird; im Herbst, wenn eisige Nebel den nahen Winter verkünden, wirft der Roßhirt noch eine guba um (einen Ueberwurf aus

*) Mitunter taucht der Hirt das Hemd in zerlassenes Schafsunschlitt, windet es aus, hängt es in den Rauch, bis es schwarz wird und wäscht es, damit es nicht färbe. So schützt das Hemd gegen Regen und — Ungeziefer. Wer aber etwas auf sich hält, trägt keine solche Wäsche, meist nur, wer blos Ein Hemd besitzt.

zottigem Loden). Mit der Gewandtheit des südrussischen Tabuntschik, oder des amerikanischen Gaucho schwingt er seine aus Hanf und Roßhaaren gedrehte Wurfleine, wenn es gilt, einen Wildling mitten aus der Heerde herauszuholen. Die jungen Pferde nämlich verlassen die Pußta nicht, als bis sie im dritten oder vierten Lebensjahre verkauft oder gebändigt und zum Dienste des Menschen abgerichtet werden. Dem einen Thiere nähert sich der Csikós rasch, wirft ihm den Lasso um den Hals, reißt es zur Erde und sitzt bereits auf dem Rücken des wilden Rosses; bei einem andern ungemein argwöhnischen läßt er eben so sehr seine Schlauheit und Behendigkeit, als seine Kraft und Sicherheit, seine Kühnheit und Geistesgegenwart bewundern; er schleicht sich an das scheue, kluge Geschöpf heran, kann er es aber nur mit der Hand berühren, so ist er auch schon droben. Anziehend ist dann der Wettkampf des entsetzten, blind tobenden Rosses mit dem kaltblütigen Reiter. In einer Stunde ist er zu Ende, die Willenskraft des todmüden Renners ist durch die schonungslose Parforcejagd gebrochen. Ungleich frommer, als das Roß, welches „noch nicht an der Krippe war", sind die Pferde der Bauern und Grundbesitzer, welche nur, wenn keine Feldarbeit zu verrichten ist, auf die Weide kommen und geholt werden, so oft der Bauer (welcher mitunter 6 bis 8 Stück besitzt) ihrer bedarf. Der Csikós auf seinem unansehnlichen, aber aus lauter Athem zusammengesetzten Rosse ist das trefflichste Material für Hußaren, und so innig mit seinem Pferde verbunden, daß er als Soldat nicht begreifen kann, wie man ihm als ein Vergehen anrechne, wenn er für sein Pferd

Hafer oder Heu stiehlt; das Pferd eines rechten Hußaren wird von seinem Herrn sehr gut behandelt, bei Paraden durch das Flechten der Mähne, das Einschlingen von Bändern u. s. w. aufgeputzt, es folgt aber dafür gleich einem zahmen Hunde und vergilt durch Schmeicheln, daß man sich mit ihm so viel abgegeben hat.

Häufiger als die Heerden der Pferde (deren Zucht vieler Orten abnimmt, da sie wenig einträglich befunden wird) gewahrt man große Schaaren schlanker, feingliedriger, munterer Rinder von bläulich weißer Farbe. Das Rind, wähliger als das Pferd, wird gleichwohl, nur wenn es als Schlachtvieh auf der Eisenbahn ausgeführt werden soll, auf fettere Weiden gebracht, sonst muß es sich, namentlich in trockenen Jahren, mit dem unansehnlichsten Graswuchs begnügen und im Winter nicht selten mit übler Kost fürlieb nehmen. Ist der Sommer aber nicht zu heiß, so gewährt das wohlgenährte, lebenslustige Hornvieh einen schönen Anblick, namentlich strotzt das Jungvieh von Gedeihen, denn es darf nach Herzenslust saugen, weil die Kühe nur für den Bedarf des Hirten gemolken werden *). Die Rinder werden nach einigen Jahren entweder als Schlachtvieh in den Handel gebracht, oder als Zugvieh bei der Landwirthschaft verwendet. Jeder Gutsbesitzer hat eine Gulya (Rinderheerde) von verschiedener Größe, je nach dem

*) Butter ist als Nahrungsmittel bei den Magyaren erst seit 200 Jahren bekannt; noch heute gebraucht man im ganzen Lande gern Schweinefett statt der Butter und des Schmalzes.

Umfange seiner Pußta. So zählt beispielsweise die Gulya eines Grafen Csáky 25 — 30,000 Stücke. Sommer und Winter über leben die Rinder, gleich den Pferden, auf der Pußta und kommen, wenn sie auch gelegentlich überschneit werden, in milden Wintern nur bei strenger Kälte unter Dach, denn der Schnee ist gewöhnlich nach wenigen Tagen schon weggethaut. Diese Schutzlosigkeit gegen die Unbill der Witterung rächt sich, zumal in naßkalten Jahren durch gefährliche Seuchen; doch ist das ungarische Rind gleich dem ungarischen Pferde in Folge seiner Lebensweise von einem ausdauernden, ja unverwüstlichen Schlage. So wenig sind diese Rinder an den Anblick des Menschen gewöhnt, daß ein vorbeiziehender Fremder sogleich von der ganzen Heerde bemerkt, umringt und gemustert wird, wobei er aber leicht in Gefahr vor den 3 bis 4 Fuß langen Hörnern geräth. Es ist schwer für den Hirten, eine solche Heerde zusammenzuhalten und der Gulyás muß, bevor man ihm sein Amt anvertraut, so gut wie der Csikós sein Probestück als theoretisch-praktische Prüfung ablegen. Jetzt gehen ein paar müssiger Ochsen auf einander los und schlagen vor eitel Uebermuth mit den Hörnern gegen einander, daß man bei dem Krachen meint, sie müssen sich gegenseitig den Schädel einrennen, oder die Hörner abschlagen; der Gulyás bleibt gelassen, — wird aber diese Boxerwuth plötzlich epidemisch, so hält er den Raufern mit geflügelten Worten das Unpassende eines solchen Benehmens vor, oder theilt rechts und links Verweise mit dem klafterlangen Knittel aus. Setzen Bremsen, Blutfliegen, Zecken und anderes Geschmeiß den armen Hornträgern so zu, daß

nicht einmal die Schaaren befreundeter Staare, die hier immer ein Tischeldeckdich finden, die Insekten von den großen offenen Wunden abhalten können; tritt plötzlich ein Regen ein, nimmt die Hitze rasch zu: so hören die Rinder nicht mehr auf die den Leitkühen angehängten Glocken, dann hat der Gulyás keine Ruhe mehr, und die berittenen wie die unberittenen Hirten werden bald heiser und athemlos. Der Gulyás ist mit dem Csikós der am meisten abgehärtete Hirt der Ebene; Beide müssen gegen eine mehr als zweimonatliche Trockenheit der Luft, welche bis auf 40° R. erhitzt wird, und gegen die feuchte Kühle des Morgenthaues so unempfindlich sein, wie gegen die glühend heißen Steppenwinde, die stoßweisen Schauer der schneidend kalten Karpatenstürme, und die Regengüsse der in Südungarn urplötzlich aufsteigenden Gewitter. Bei Sturm und Regen hüllt sich der Ochsenhirt in seinen Szür, einen burnusartigen Ueberwurf aus Wollstoff, vorn mit Riemen und Schnallen versehen, an Kragen und Saum mit rothem Tuch ausgeschlagen, mit eingearbeiteten Tulpen und anderen bunten Blumen geziert, welche die Magyaren in ihren ehemaligen Wohnsitzen, den großen Ebenen im Osten, einst als Steppenpflanzen kennen lernten und nicht mehr vergaßen.

Später als die andern Hirten verläßt der Juhász*) (Schäfer) in seinem ewigen Pelz (der langen Bunda), wel-

*) Die Benennungen der Hirten sind von den diesen anvertrauten Thieren entlehnt; csikó bedeutet das Füllen, gulya eine Rinderheerde, júh das Schaf, kan den Eber.

cher „im Winter gegen die Kälte, im Sommer gegen die Hitze schützt“, als Zelt und Bett dient, die wohlverwahrte Hürde, weil seinen Pfleglingen die Feuchtigkeit des nächtlichen Thaues schaden würde; in der Hand hält er den langen, oben gekrümmten Stab, mit dem er auch jene Mutterschafe einfängt, die er Abends für seinen Bedarf melkt. Die zahllosen Schafe werden in Südungarn fast nur wegen des Vließes gezüchtet, schon das Fleisch wird wenig beachtet, Käse wird nicht überall bereitet. (Der südrussische Hirt erzeugt viel pikanten „Brinsa.“) Die schwer lenkbaren, dummen Wollträger folgen den Glocken der Hammel, noch mehr aber einigen friedfertigen Eseln, welche der Hirt den Heerden beigemengt, da die in Rußland zu diesem Zwecke übliche Ziege auf der Pußta nicht gedeiht. Hinter dem Schäfer schlendern gelangweilt die ungemein starken Wolfshunde, welche es anscheinend unter ihrer Würde halten, wenn keine Gefahr droht, oder kein Fremder naht, — den sie trotz ihrer angeblichen Gutmüthigkeit am liebsten zerreißen möchten*) — sich um

*) Die Hirten benehmen sich gleich den Bauern in solchen Fällen unglaublich stumpf. So stürzte einmal ein mächtiger Wolfshund, der eine mit fingerlangen Eisenstacheln versehene Kette gegen die Angriffe seines Vetters mehrfach um den Hals geschlungen trug, grimmig auf mich los. Ich wußte, daß an derselben Stelle ein Weib von den Hunden gar übel war zugerichtet worden, wollte aber doch das schöne muthige Thier nicht auf 10 Schritte niederbrennen. Ich hatte nur einen Lauf des Gewehres geladen, den andern soeben ausgeschossen, und schoß ihm daher hart an den Ohren vorbei. Aber doppelt gereizt nahm mich nun der Köter auf,

die Heerde zu kümmern. Die Schafe fürchten auch nicht im geringsten ihre Schützer gegen die kleinen, aber gefährlichen Rohrwölfe, welche ihnen selbst im Sommer auflauern, wohl aber die „pudli", kleine, krause, graue oder schwarze Kläffer, welche die Heerde auf einen Pfiff des Hirten umkreisen und im Augenblick zusammentreiben. Viele Schafe gehen jährlich zu Grunde, weil die Pußta manche ihnen schädliche Pflanzen enthält, weil die Heerden gegen die Einflüsse der Witterung, besonders gegen Thau und Regen nicht genug Schutz finden, die veredelten manchmal auch, weil die Schäfer zu unwissend sind; ihre Zahl ist jedoch im steten Zunehmen, aber auch ihre Wartung und Pflege wird besser, da der Ertrag so lohnend ist. Wenn der Csikós der Heißsporn unter den Hirten, so ist der Juháß sein Gegenstück, das gutmüthige Phlegma, der Träumer auf der Pußta, welcher, die Pfeife im Munde, den Wolfshund zu seinen Füßen, stundenlang auf seinen Stab oder sein Eselchen gelehnt, hindämmert, weil er sich von seinen unselbständigen Pfleglingen nie entfernen darf. Doch versteht er die ungarische Hirtenflöte gut zu blasen, hantirt auch mitunter auf dem Dudelsack und macht dann ganz wunderliche Bocksprünge; einzelne tragen das Haar an der Seite geflochten, wie es die Magyaren in früheren Jahrhunderten trugen. Die andern Hirten

---

schon hob ich das umgekehrte Gewehr, um das Beest niederzuschlagen, als der Hirt, der regungslos in der Nähe lag, aufsprang, den Hirtenstab sausend nach dem Hunde warf, und diesen halbtodt und laut aufheulend zu meinen Füßen niederstreckte.

besuchen ihn manchmal, um sich von ihm — dem einzigen Musikanten außer dem Zigeuner — eines aufspielen und sich mit Molken und saurer Milch bewirthen zu lassen.

Selten sind auf dieser Pußta oder wenigstens kleiner die Heerden der Schweine, weil die Sümpfe nicht ausgedehnt genug, die nächsten großen Eichenwaldungen zu entfernt. Den rechten Schweinehirten (kondás, kanász) muß man in entfernten Gegenden suchen, er ist eine Art Nomade, da er seine Grunzer im Winter in die Sumpfniederungen, im Sommer ins Gebirge, im Herbste in die Eichenwälder treibt. Dem Verkehr der Menschen entrückt, ist er ungeselliger, roher, zur Gewaltthat geneigt, seine äußere Erscheinung durch die Zuthat der scharfen glänzenden Hacke, seines Spielzeugs und Stabes, zugleich seiner Waffe, wenigstens unheimlich. Das Beil handhabt der Schweinehirt mit solcher Geschicklichkeit, daß er das von seinem Herrn bezeichnete Stück durch einen hinter das Ohr geführten Streich oder Wurf mit dem Beile augenblicklich tödtet. Bösartig sind in manchen Gegenden die Schweine, denn der Hirt wirft — so sagt man — einmal einen fremden Hund unter sie, damit sie ihn zerreißen und solchergestalt sich gegen den Wolf vertheidigen lernen. Mit gleichem Ungestüm gehen dann die im Walde halbverwilderten Schweine auf fremde Hunde, auf Wölfe (welche sich aber selten an Schweine trauen) und Menschen los, ja im Herbste kann sogar der Hirt durch sie gefährdet werden. Wenn nämlich ein Schwein quietscht, so laufen die andern zusammen und werfen Alles im Zorne nieder, was ihnen in den Weg kommt, so daß — so geschah

es wenigstens ehedem — der Hirt im Herbst frischgeworfene Ferkel mitunter sogleich verscharrt, damit sie durch ihr Schreien kein Unheil stiften. —

Die Sonne steigt höher und auch die Pußta entfaltet allgemach ihr eigenes Leben. Adler und Falken wiegen sich in den blauen Höhen, schweben eine Weile scheinbar regungslos und schießen pfeilschnell auf ein Steppenhuhn, oder ein kleines Nagethier herab, Trappen eilen über die Fläche zu den entfernten Weizen- und Repsfeldern, Gänse und Kraniche fliegen von einem Tümpel zum andern, Reiher und Rohrdommeln lauern am Rande der Pfützen, Kibitze streichen klagend am Boden hin; kleine Eidechsen huschen im Grase und zahllose Erdzeisel treiben sich herum, fahren blitzschnell in ihr Versteck, gucken neckisch hervor und beginnen bald wieder ihr früheres Spiel; Mistkäfer von allen Farben und Größen schwirren summend und läutend von Ort zu Ort; lärmend und vielgeschäftig läßt sich ein Schwarm von Staaren nieder, schwerfällig und krächzend nähern sich Raben und Krähen den wühlenden und grunzenden Schweinen. Zwei Insekten sind in der Pußta unbekannt, die Heuschrecke und die Biene. Der Mangel an Bäumen, Wasser, an saftigen und duftigen Blumen, endlich die Hitze des Sommers machen, daß nicht einmal die Erdbiene fortkommt.

Die Luft wird immer heißer, warme Luftströme steigen senkrecht empor, Staub und dünne Hälmchen mit sich führend. Ueber allen Pflanzen fließen und zittern glitzernde Lichtwogen, in der Ferne beginnt an warmen, dunstigen, hellsonnigen, stillen Tagen im Hochsommer, seltener im Früh-

ling und Herbst délibáb (die Fata morgana) ihre trügerischen Luftgebilde zu weben, bald den Wellenschlag des strömenden Wassers, bald die Spiegelfläche eines Teiches nachahmend, seltener Hütten und Dörfer, Heerden und Menschen heranzaubernd.

Ist die Hürde nicht allzu entfernt oder ist kein Wasser in der Nähe, so werden die Heerden nach Hause getrieben, im anderen Falle wird das Wasser aufgesucht und der Hirt hält sein Mahl, in Brod und Speck bestehend. Die Heerden lechzen nach Schatten und Kühlung, aber vergebens. Die Bäume erreichen hier nur eine gewisse unbedeutende Höhe, weil blos die obere Erdschichte sie nährt, dann sterben sie schnell ab, zumal in der Dürre des Sommers. Sie fehlen überall, soweit das Auge reicht, auch bei den Tümpeln, und Akazien anzubauen, die überall in Ungarn fortkommen, wird nicht allenthalben versucht *). Die Steppenpflanzen werden mitunter hoch und verholzen, vermögen aber keinen Schatten zu geben; die Ausdünstungen der wenigen Pfützen werden in der heißen Atmosphäre spurlos aufgelöst, und von keiner Seite weht ein frisches Lüftchen. Der Hirt erneuert öfters das Gras, welches er, um den Kopf kühl zu halten, zwischen Hut und Krempe steckt. Trotz ihrer Ermattung und Unlust gehen die Rinder und Pferde rascher, sobald sie den Brun-

*) Akazien wachsen in Ungarn ganz närrisch hoch; im Gegensatze zu der Baumlosigkeit vor 40 Jahren gewahrt man auf den Pußten — allerdings nur da und dort — recht hübschen Holzbestand.

nen wittern, um welchen in langen Wellenlinien mit geometrischer Genauigkeit der „Ochsentritt" ausgetreten ist, da die Rinder gewissenhaft reihenweise hinter einander schreiten.

Der bei der Hütte zurückgebliebene Hirt hat mittlerweile die Tränkrinnen um den Brunnen vollgeschöpft und das Mittagmahl gerüstet. Die Heerden trinken nun in langen Zügen, und die Anwesenheit aller Hirten ist nöthig, um dem Stoßen und Drängen Einhalt zu thun. Die Heerden sind nun befriedigt und ziehen sich langsam zurück. Träge hingeworfen blinzeln die Hunde in die Sonne. Gemächlich strecken sich die Rinder auf den Boden, und beginnen das vielgeliebte Geschäft des Wiederkäuens, die anderen Thiere stehen gleichsam unschlüssig: was nun? Die unerträgliche Schwüle wird aber bald zur brennenden Gegenfrage. Die Schafe eilen auf einen dichtgedrängten Klumpen zusammen, verstecken, so gut es angeht, die Köpfe oder schütteln diese beständig, um sich Kühlung zuzufächeln. Die Rinder erheben sich aus ihrer angestammten Ruhe und stellen sich in kleinen Kreisen zusammen, so daß eines den gesenkten Kopf in den Schatten des andern bringt. Auch die Pferde führen bisweilen dieses Schauspiel auf. Der Büffel sucht eine Pfütze, wirft sich auf die Kniee und vergräbt sich in Schlamm, Wasser und Schilf, daß nur die Hörner und die kleinen trotzigen Augen sichtbar sind. Die Schweine legen sich auf eine Seite in die Pfütze, reiben sich, rücken herum, bis sie die bequemste Lage herausfinden, grunzen unzufrieden und werfen sich nach einer Zeit triefend von Schmutz auf die andere Seite. Die

Thiere auf dem Lande schnaufen indeß aus allen Kräften und müssen bei ihrer Regungslosigkeit doppelt von den Angriffen der Insekten leiden, denen jetzt kein Vogel nachstellt. Alles Leben scheint, außer dem der Insekten, ausgestorben; die Heerden geben keinen Laut von sich, auch kein Raubvogel kreischt, Alles sucht das kostbarste und hier fast unmögliche Gut, den Schatten. Nur die Eidechse freut sich, unbeweglich und mit geöffnetem Rachen des Sonnenscheins und der glühend heißen Luft. —

Jetzt haben die Hirten Zeit, an sich zu denken; sie lagern sich um den dampfenden Kessel (bogrács), dessen Feuer wegen des Mangels an Brennmaterial mit erstaunlich wenig Schilf, trockenem Gras oder Mist unterhalten wird *), und lassen sich's nun wohl schmecken. Gemüse und Fleisch (der Gulyás ist der Erfinder des bekannten Gulyásfleisches), einfache nationale Speisen aus Mehl bereitet (z. B. Haluschken, eine Art Teigfleckchen), Speck mit viel Paprika eingerieben, Milch und Brod sind die nahrhaften Speisen des Pußtakindes, welches, weil sehr gastfrei, gern seine Kochkunst zeigt, wenn ja einmal ein anderer Gast als der arme Geselle, oder ein Betyár sich einstellt. An einem winzigen Stückchen Schilf versteht der Hirt seinen Speck zu braten, indem er so geschickt

---

*) Schilf, Stroh, Maisstengel, aus Häckerling und Koth geknetete Ziegel und Mist sind das in der ungarischen Tiefebene gewöhnliche Feuerungsmaterial, daher das Witzwort des magyarischen Bauern: „Weib, bring' etwas Mist herein, damit man dem (einquartierten) Soldaten eine Suppe anrichte!"

Fett auf das Rohr träufeln läßt, daß es langsam wie der Docht an der Lampe brennt. Besitzen die Hirten einiges Geld und ist die nächste Heideschenke nicht allzuweit entfernt, so ist einer der Zurückgebliebenen in den Steppenkrug geritten, um den Kulacs zu füllen, der nun fleißig die Runde macht. Es ist dies der einzige Luxus, den die Hirten sich erlauben (sie haben z. B. nur Einen Anzug), sie sind meist noch ledig, haben also für keine Familie zu sorgen, der Wein ist wohlfeil, denn er ist kein edler Gebirgs-, sondern ein in der Ebene gebauter erbärmlicher „Sandwein", endlich ist das salpeter- und sodahaltige Wasser sehr schlecht und ungesund, somit das Weintrinken leicht zu erklären. Nach dem Mahle plaudern und scherzen die Hirten behaglich ausgestreckt und die vielgeliebte Pfeife schmauchend. Nichts regt sich, kein Laut ist vernehmbar, und die Pußta liegt wie ausgestorben da. Da hört das scharfe Ohr der Hirten einen schwachen, aber schrillen Pfiff, sie richten sich auf und gewahren in meilenweiter Entfernung ein lichtes Wölkchen — ein Eisenbahnzug eilt gegen das ihrer Phantasie unfaßbare, noch nie gesehene Pest. Sie reden in ihrer Art von diesem Verkehrsmittel der Neuzeit, und die es bereits mit angesehen, erzählen denen, die noch nicht dabei waren, auch heute wieder, wie eine Menge verbundener Wagen auf eisernen Stangen laufe und von einem Wagen gezogen werde, der ganz anders aussehe wie die andern, entsetzlichen Lärm mache, und in welchem ein großes Feuer brenne, das man in der Nähe sehen könne, die Rauchwolke, die man jetzt erblicke, sei eben von dem Feuer, und wenn das Feuer gut brenne, könne der

Wagen sogar pfeifen; die Wagen liefen besser als der beste Renner des Grafen D., dem seine Pußta jährlich 60,000 Gulden trage, und — doch seien keine Pferde vorgespannt. Die jungen Bursche staunen, nur ein alter Csikós bleibt Skeptiker, er schüttelt mit dem Kopfe, drückt das Feuer in der Pfeife hinab und sagt mit felsenfester Ueberzeugung, genau so wie gestern: „Und es ist doch ein Pferd inwendig versteckt!" —

Der Koch verwahrt den Kessel in der von keinem Gärtchen, keiner Wassermelonen- oder Gurkenpflanzung umgebenen Hütte, deren Eingang nur mit einer angelehnten Thür gegen das Einschleichen der Hunde verwahrt ist. Gestohlen wird aus der Hütte nie Etwas und leichter würde der Hirt Dem verzeihen, der ihm ein Stück Vieh, als dem, der eine Kleinigkeit aus „dem Hause" stiehlt. Es ist ungefähr zwei Uhr geworden, und die Heerden werden wieder auf die Weide getrieben.

Langsam bewegen sich die Züge vorwärts und die einzelnen Trupps zerstreuen sich erst, wenn die Sonne anfängt, sich zu senken; jetzt erwacht zum zweiten Male das eigentliche Leben der Steppe, auch die Heerden erhalten ihre Frische allmälig wieder, das Rind nimmt die unterbrochene Siesta auf, ehe es seine zweite Mahlzeit antritt, begierig sind die Schafe wieder mit dem Abrupfen der Gräser beschäftigt, die Pferde werden munterer, und wenn sich zwei Roßheerden zufällig nahe kommen, so bezeugen die Hengste gute Lust, mit den Zähnen und Vorderfüßen auf einander einzuhauen, die Schweine verlassen das Wasser, um wieder die Erde aufzu-

wühlen, die Gänse, um Toilette zu machen, die Reiher und Störche fliegen auf, wenn ein paar badelustige Gänsejungen und Kinder der Schweinehirten sich bis an den Hals in dem von den Thieren aufgerührten Pfühle herumwälzen, und wahrhaft herzzerbrechend quaken die Frösche in breitgetretenen, langgezogenen Tönen.

Mit dem Wechsel der Tageszeit wechselt die Beleuchtung der Pußta und die Farbe des Himmelsgewölbes; kein Maler, kein Dichter vermag die Zartheit der Tinten, in welchen die Ferne schwimmt, zu veranschaulichen*).

Endlich sinkt die Sonne hinab, ein blutigrother Riesenball in einem gespenstigen, zugleich fahlen und gluthrothen Meere; lange noch nach ihrem Untergange schwebt ihr Bild über dem Horizonte.

„Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel über's Haideland."

Die Heerden kehren gesättigt und behäbig zu der Hürde zurück. Bisweilen leuchten im Herbste die phosphorescirenden Augen des Wolfes im Steppengrase. Gewahren diesen die Wolfshunde, so setzen sie ihm unerschrocken und hartnäckig zu; werden die Pferde seiner ansichtig, so wissen sie sich bald zu fassen, die Stuten und Walachen nehmen die Füllen in die Mitte, die muthigeren Hengste stellen sich an

*) Die gelungensten Landschaftsbilder aus dem ungarischen Tieflande, die anziehendsten Schilderungen aus dem Thierleben der Pußta und dem Treiben der menschlichen Bewohner der Ebene entwarf der genialste magyarische Dichter, Petöfi.

die Spitze und die ganze Masse rückt auf den Räuber ein, der alsbald Fersengeld giebt. Einige Roßhirten verfolgen auch wohl den Wolf zu Pferde und suchen ihn zu Tode zu hetzen, was übrigens bei der Schnelligkeit des Wolfes nicht leicht möglich ist. Auch kommt der Wolf nicht gar häufig vor, da die ausgesetzte Prämie zur Aufsuchung der Jungen reizt, kluger Weise hält er sich übrigens lieber an die Schafe, bei deren Dummheit und Wehrlosigkeit er auch mehr Aussicht auf Erfolg hat.

Häufigere Störungen als der Wolf verursacht ein G e w i t t e r, ein R e g e n-, oder im Winter ein plötzlicher S c h n e e s t u r m; nur das Rind verliert dann nicht seinen Gleichmuth und trabt schnurgerade mit dem Sturme, aber auch gegen ihn nach Hause, das Pferd aber wird verwirrt und würde unfehlbar ausreißen, wenn nicht die Hirten rechts und links mit langen Peitschen den Trupp umschwärmten und zusammenhielten.

„Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend' Rufen."

Im rastlosen Sturmeslauf saust mit wehenden Mähnen und donnerndem Hufschlag die wilde Jagd über die Steppe und erreicht endlich schweißtriefend die Hürde.

Für gewöhnlich aber hat nur der Schafhirt Ungelegenheiten mit seinen Pflegebefohlenen, ohne die Leitesel und kleinen Hunde käme er auch mit so einfältigen, furchtsamen Geschöpfen nicht vorwärts. Sind die Heerden alle in den

Hürden eingeschlossen, so lagern sich die Wolfshunde herum und zwar jeder dorthin, wohin man ihm seine Nahrung gelegt, und nicht leicht wird er seinen gewohnten Platz verlassen*). Nun gewährt die Steppe plötzlich ein überraschendes Bild, allüberall, bei jeder Hürde steigen flackernde Feuer auf bis zum fernsten Horizont und stechen grell gegen den nächtlichen Himmel ab. Die Hirten bereiten und verzehren ihr Nachtmahl, einige Kühe und Mutterschafe werden gemolken, und nachdem Alles besorgt ist, besuchen manche Hirten ihre Nachbarn und plaudern oder spielen, um das Feuer gelagert. Auf die Bitte der Hirten erzählt der számadó (Oberhirt) seinen bojtáren (Gehilfen und Untergebenen) uralte Sagen und Mären, z. B. wie die Magyaren in ihre jetzige Heimath eingewandert und sie mit dem Schwerte erkämpft, Charakterzüge aus dem Leben des unvergeßlichen Mathias des Gerechten und der großen Helden der Vorzeit u. a.; Alles dies hat er als bojtár aus dem Munde seines számadó geschöpft. Rings herrscht tiefes Schweigen und keiner der Lauschenden wagt es, ihn zu unterbrechen. Erst spät in der Nacht verstummt sein beredter Mund und bald umfängt Alle der süße Schlaf.

Unbesorgt träumen der Rinder- und der Schweinehirt,

*) Sie sind sehr gelehrig, treiben mancherlei Possen und lassen sich von Kindern alle möglichen Neckereien gefallen. Ihre gewöhnlichen Namen sind: Bodri, Musska, Vigyáz, Szemes, Utßu, Kormos, Talpas, Dervet, Lompos, oder Namen von ungarischen Flüssen: Tißa, Sajó, Bodrogh .....

nicht ohne Furcht vor dem Wolfe der Schäfer, am unruhigsten der Roßhirt, denn wie im westlichen Nordamerika leben auch in Ungarn viele, sehr viele „Liebhaber von Pferdefleisch.“ Versieht der Betyár etwas beim Einschleichen und stieben die Pferde in der Hürde schnaubend und ängstlich auseinander, ersehen die Hirten den flüchtigen Roßdieb, dann setzen sie mit der Schnelle des Vogels nach, um ihm die Beute abzujagen. Gelingt es ihm, in Sumpfland oder Röhricht zu entkommen, so ist er geborgen, denn mitten durch den Morast findet er bei Tag und bei Nacht den geheimen, auch dem Hirten unbekannten Weg. — —

So ist das Leben der Hirten auf der Pußta, scheinbar einförmig, wie die Pußta selbst. Aber wie die Pußta in ihrer Gestalt die größte Mannigfaltigkeit darbietet: üppige Weizen- und Rappssaaten, kolossale Maisfelder, Tabakpflanzungen, dürre „Natronteiche“, saftige Wiesen und endlose magere Weiden, Strecken voll Salzpflanzen und öde Sandflächen, dürre Haiden und sumpfige Vertiefungen mit nackten oder rohrbedeckten Tümpeln, mit schwankendem, beweglichem Boden und stockenden Steppenflüssen, kurz einen ununterbrochenen Wechsel von bebautem und unbebautem, ja sogar jungfräulichem Boden, und wie sie je nach der Trockenheit oder Feuchtigkeit des Jahres und je nach der Jahreszeit stellenweise einem segenüberschütteten Lande, und (z. B. nach der Ernte in einem trockenen Sommer) einer Wüste gleicht; ebenso ist das Leben des Hirten ein anderes, je nachdem er Rinder oder Pferde hütet, Borstenvieh oder Schafe, — ein anderes, wenn der Lenz hier mit grünem,

dort mit bräunlichem Sammt die Steppe schmückt, und die Heerden vor Uebermuth kaum sich leiten lassen, wenn der tropische Sommer durch seinen Gluthhauch träge, ängstliche Ruhe über die Gefilde senkt, wenn die milden weichen Lüfte des Herbstes und der reichlichere Nachtthau Pflanzen und Thiere neu beleben, wenn der Winter die „Teufelsrippe" (ördög oldal) *) über die Fläche schleift und Schneeschauer wirbelnd darüber fegt. —

Fassen wir nun das allen diesen Hirten Gemeinsame zusammen! Ihre Körper sind von mittlerer Größe, aber wohlgestaltet, stark und gewandt, in dem männlich schönen sonnverbrannten Antlitz, welches wie die Arme eine frische, elastische Haut zeigt, reicht der lange, sorgfältig geflegte Schnurrbart bis zu den dunkeln, fettgetränkten Haaren, Auge und Ohr sind von besonderer Schärfe. Allen Einflüssen des durch raschen Wechsel und schreiende Extreme bekannten ungarischen Klimas ausgesetzt, sind sie gegen alle gestählt und scheinbar unempfindlich. Die Einfachheit ihrer nahrhaften Kost, die freie reine Luft, in der sie sich stets bewegen, die einfache Lebensweise, die Abhärtung von Jugend auf, dazu die Abstammung von Kernnaturen, die Heiterkeit ihres Daseins, das durch Gram und Kummer nicht getrübt wird, verleihen ihnen eine eisenfeste Gesundheit. Wird aber Einer dennoch

*) Sie erinnert an die dem Südrussen wohlbekannte „Windhexe", wird in der Ebene gesammelt und als Brennstoff benützt gleich dem Burian der russischen Steppe.

krank, so hilft fast immer mehrtägiges Fasten oder ein Gläschen tüchtig mit Paprika versetzten Branntweins.

Sie besitzen meist viel natürlichen Verstand, wenn sie auch in der Regel nur kurze Zeit oder gar nicht die Schule besuchten. Die Stunden bestimmen sie aus dem Stande der Sonne, des Mondes und der Sterne ziemlich genau und schließen aus dem Verhalten einzelner Thiere mit Sicherheit auf die kommende Witterung. In ihrem Fache sind sie Meister, da sie schon mit 10 bis 12 Jahren die Mutter verlassen und zu dem Vater auf die Pußta kommen, wo sie sogleich an ihrem künftigen Geschäfte lernen müssen; nicht leicht verläßt der Sohn des Vaters Beruf, und so erben sie auch unwandelbar mit ihren gleichsam kastenartig überkommenen Sitten und Gebräuchen der Vorfahren Art und Weise und repräsentiren den unverfälschten Typus der ältesten Magyaren. Derbe Gutmüthigkeit und zuthunliche Gastfreundschaft, Offenheit und wilde Kühnheit, treue und aufopfernde Freundschaft gegen ihre Kameraden bilden die hervorragenden Charakterzüge dieser schlichten Söhne der Pußta.

Das Haupt der Hirten ist der Oberhirt, számadó gazda. Er allein erhält von der Ortschaft oder „Herrschaft", in deren Besitz die ihm anvertraute Heerde ist, Bezahlung und muß begütert sein, um allen durch Nachlässigkeit entstandenen Schaden ersetzen zu können. Ihm untersteht der számadó bojtár, welcher seinen verantwortlichen Stellvertreter bildet, und mehrere Hirten, bojtáren. Das gegenseitige Verhältniß ist ein wohlwollendes und herzliches, und die bojtáren wählen bei kleinen Streitigkeiten gern den számadó

zum Richter, dessen Ueberlegenheit sie willig anerkennen, und der für ihre Bedürfnisse wie ein freundlicher Vater sorgt. In der Regel ist nur der számadó verheirathet, sein Weib aber lebt selten auf der Pußta, sondern in der Ortschaft und kommt jede Woche auf die Haide, um den Hirten Lebensmittel und frische Wäsche zu bringen.

Der Sonntag macht einen Abschnitt in dem Leben auf der Pußta; dann begeben sich jene bojtáren, an denen gerade die Reihe ist, auf flinken Rossen — nur der Schafhirt trottet auf seinem bedächtigen Grauchen — in die Dorfschaft zu den Ihrigen, oder in die Csárda. Die Bursche tanzen aufjauchzend und unermüdet auf einem Fleck in der dunstigen, ungedielten Stube, und schwingen in der einen Hand ihre Tänzerin, in der andern die lang- und breithalsige Flasche*). Die Alten setzen sich in einer Ecke auf die Bank und lassen sich ihre Lieder vorgeigen [jeder hat ein, zwei Lieblingslieder, welche ihm der Zigeuner auf eine eigene Weise

*) Kräftige Burschen tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Lenau: Die Bauern am Tißastrande.

vorspielen muß *)] und versinken bei den wehmüthig-klagenden Tönen in Gedanken an die entschwundenen schönen Tage der Jugend, bis die Musik in tollen Weisen auflodert und die Tänzer lustberauscht den Boden klirrend stampfen; dann stoßen sie wohl die Flasche kräftig nieder und springen mit leuchtenden Augen auf, hingerissen von den uralten heimischen Klängen.

Am St. Georgstage (24. April) versammeln sich die Bojtáren des Hortobágy auf dem Jahrmarkte in Debreczin, denn an diesem Tage werden die Dienstleute aufgenommen. Aber nicht nur Dienstverträge werden abgeschlossen, sondern auch mancher Raufhandel wird heute, gleichsam im Angesichte der ganzen Bojtárenschaft, ausgefochten. Denn ernste Beleidigungen, absichtliche Kränkungen werden nicht immer augenblicklich gerächt, die Abzahlung wird wegen der nomadischen und isolirten Lebensweise auf den St. Georgstag verschoben. Ruhig sitzen die Bursche anfangs beim Glase Wein und begrüßen die alten Bekannten, steigt aber der Wein in die Köpfe, dann verlangt der Beleidigte Rechenschaft, und wehe demjenigen, der die bereits einmal verletzte Standesehre durch einen Beweis von Feigheit — die größte Schande im Auge des gebildeten wie des gemeinen Mannes in Ungarn — beschimpfen wollte, er wäre für immer moralisch zu Grunde gerichtet und einer Art Acht verfallen. Darum trägt auch Mancher blutige Merkmale an diesen Tag im Gesichte

*) Der Magyar sagt dann: A nótámat huzzák. Man geigt mein Lieblingsstück.

zurück. Mitunter freilich kommt es vom bloßen Wortwechsel, oder um Körperkraft und Stärke zu zeigen, zu argen Schlägereien unter den von Wein und Tanz erhitzten Burschen.

Schließlich erwähne ich noch eines besonderen nationalen Festes, an welchem der Csikós sich gern betheiligt, das Fest des Pfingstkönigs. Am „rothen Pfingsttag" versammeln sich nach dem Vormittagsgottesdienste die älteren Dorfbewohner im Gemeindehause um einen großen grünen Weinkrug; draußen sitzen Bauernbursche und Roßhirten zu Pferd ohne Sattel, einen Busch auf dem Hute, ein buntes Sacktuch im Knopfloch der rothen oder blauen, gewöhnlich aber schwarzen Weste, und knallen ungeduldig mit der Peitsche. Der „Kleinrichter" tritt endlich mit einer Fahne aus rothem Stoff heraus, die Zigeuner stellen sich an die Spitze des Zuges, die Bursche reiten wohlgemuth auf den Anger zum Wettrennen, und alles Volk strömt auf die Wiese. Wein und Brot werden hinausgeschafft, ja manchmal vom Fleischer ein Ochs hinausgeführt. Der Kleinrichter steckt die Fahne zum Ziel auf eine Erderhöhung, ordnet unparteiisch die Reiter, feuert sie an und giebt ihnen die hergebrachten Verhaltungsmaßregeln. Das Zeichen wird gegeben, und in einem Nu ist die Ordnung aufgelöst, Staubwolken wirbeln auf, und die Reiter fliegen dem Ziele zu. Alles ist in Aufregung und man geht leidenschaftliche Wetten ein, wenn Einige einen Vorsprung vor den Andern gewinnen. Eljenrufen und Händeklatschen begrüßen den, der das Ziel zuerst erreicht; ein Blumenkranz, der auf den Hut gesteckt, ein grüner Zweig, der in der Hand geschwungen wird, sind das Zeichen des

Sieges. Doch geht dieser unfehlbar verloren, wenn ein Nebenbuhler, der nicht beträchlich zurückblieb, dem Sieger gewandt oder schlau das Zeichen entreißt. Der Sieger eröffnet den Tanz bei der Abendunterhaltung und genießt nun ein Jahr lang die Ehren des Pfingstkönigs, keine Hochzeit, keine Feierlichkeit wird ohne ihn begangen. Ehedem hatte der Pfingstkönig goldene Tage, kleinere Vergehen gingen ihm straflos hin, die Kameraden mußten seine Pferde und Rinder bewachen, ja im Wirthshause durfte er Sonntags nach Herzenslust zechen und auf das Kerbholz verweisen, sein Dienstherr, oder seine Gemeinde waren die Reichsschatzmeister des ideellen Königthums und befriedigten die Launen des nur durch den Durst beschränkten ephemeren Königs.

Arme Gesellen, Betyáren und Räuber.

Arme Gesellen und Betyáren sind Namen, deren Klang Wenigen in Deutschland, deren Bedeutung noch Wenigern bekannt ist, über ungarische Räuber hat man zwar furchtbare, aber ganz unklare Vorstellungen; es dürfte also nicht ungelegen sein, Wahrheitsgetreues über diese drei Menschenclassen zu erfahren. —

Schon Csaplovits macht aufmerksam, wie groß die Unsicherheit der Person und des Eigenthums seit — also gewiß auch vor — Stephan dem H. bis 1710 in Ungarn war. Das ungarische corpus juris wimmelt bis dahin von Strafgesetzen gegen Mord, Straßenraub und (namentlich in den ersten zwei Jahrhunderten) gegen Dieberei. Einige historische Thatsachen mögen die Zustände früherer Zeiten in dieser Richtung beleuchten.

Am Ende des 13. Jahrhunderts wurde der niedere Adel, welcher doch mit dem hohen Adel die „ungarische Nation" im politischen Leben bildete, von den übermüthigen

„Magnaten“ bis zur Vernichtung bedrückt, so daß Andreas III. einen Reichstag mit Ausschluß der Reichsbarone einberief, welcher die Mittel zum Schutz des Landes gegen jene oligarchischen Räuber aufzufinden hatte. Von diesem Zeitraume bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts mußten wiederholt Gesetze über Zerstörung der Raubburgen erlassen werden. Aber in welchem Stil, mit welcher Grausamkeit hausten jene Stegreifhelden! Nach 1526 scheuten sich die Raubritter nicht, „Hajduken“, ungarische Viehtreiber, namentlich Ochsenhirten, — in früheren Zeiten des Straßenraubes dringend verdächtig, aber zum Schutze der Heerden mit Spießen und Flinten bewaffnet, bis ihnen diese wegen des häufigen Mißbrauches verboten wurden, — förmlich in Sold zu nehmen, und stellten dieses rohe Volk in ganze Banden zusammen. Der glückliche Erfolg dieses adeligen Gewerbes reizte sogar mitunter königliche Freistädte, welche bis dahin Schweres von den frechen Oligarchen litten, zur Nachahmung des verruchten Beispieles, dessen verführerischer Macht auch viele Glieder des Clerus nicht zu widerstehen vermochten. Doch nicht bloß in den Zeiten innerer Parteikämpfe, sondern auch unter der vielgepriesenen Regierung des Mathias C. stand es um Hab und Gut, um Leib und Leben lange Zeit erbärmlich: „Es hat sich,“ sind des Königs urkundliche Worte, „wegen unserer langen Abwesenheit im Lande eine solche Menge von Mördern, Dieben, Straßenräubern, Betrügern, Brandlegern und ähnlichen Verbrechern gebildet, daß weder der Reisende, noch der Bruder vor dem Bruder, und der Gast

vor dem Gastfreunde sicher sind." Die Reichsgesetze vermochten aber den Freveln der bewaffneten Banden so wenig Einhalt zu thun, daß von diesen ganze Ortschaften gänzlich zerstört wurden, und beispielweise im Jahre 1625 in Losoncz (Com. Neograd) 130 Menschen von einer solchen Horde bei einem Ueberfalle erschlagen und den übrigen Bewohnern die für jene Zeit hohe Summe von 3000 Fl. unter Martern erpreßt wurden.

Nicht besser trieben es vom 13. bis 17. Jahrhundert jene, die zum Schutze des Landes da waren. Des Reiches Krieger, auch die mit zahlreichem Gefolge reisenden Reichsgroßen hausten oft ärger als in Feindesland (siehe die Gesetze des Königs Sigmund von 1433). Die nationalen Streiter legten sich bei den Feldübungen im Sommer, auf dem Zuge in's Lager und zurück, dem Edelmanne und Bauern in Küche und Keller; die adeligen Banderien plünderten, brandschatzten und benahmen sich im rohen Uebermuth oft wie gemeine Mordbrenner. Die Gesetze ergehen sich in strafenden Schilderungen der entarteten Vaterlandsvertheidiger, und nennen sie: „undisciplinirt, unbehilflich und unfähig, weil zu alt, zu arm oder gebrechlich, oft nur mit Stöcken bewaffnet und sich mehr auf's Betteln, als auf's Kriegsführen verlegend." Bis zu einem gewissen Grade läßt sich allerdings als Entschuldigungsgrund für diese Ausschweifungen dasselbe anführen, was für die Excesse der „deutschen" Hilfstruppen des 16. und 17. Jahrhunderts — die überaus mangelhafte Verpflegung der Truppen.

Das Verderben war, nachdem Ungarn unter weisen und kräftigen Königen glücklichere Zeiten gesehen, von oben gekommen. Als die letzten Arpáden (13. Jahrhundert), meist schwache Fürsten, unwürdige Große mit verschwenderischer Hand begabten, wurde von diesen der Staat öffentlich bestohlen und beraubt, und nach dem Aussterben des Königshauses das Land von einigen Oligarchen wie Privateigenthum getheilt. Einer dieser Räuber war sogar Palatin gewesen, ein Anderer, der Graf Mathias Csák von Trentschin hohnlachte der jungen Macht der Anjous ungestraft. Auf demselben Schauplatze, dem Waagthale, setzten sich dann die Wegelagerer von Podmanin fest, die sogar Mähren und Schlesien durchplünderten, aber von ihren Nachkommen im 16. Jahrhundert noch übertroffen wurden. Die Bebek, Tornállyai, Baso, um noch einige leuchtende Beispiele anzuführen, wirthschafteten unter Ferdinand I. in Gömör und der Zips nicht minder entsetzlich, als die Perényi und Pálóczi in Zemplin unter Mathias C. gehaust hatten. Ihre Thaten übertreffen weit, was adelige Räuber Jahrhunderte vorher in Deutschland getrieben.

Die vielen äußeren und inneren Kriege*) gaben zum Einreißen der Gesetzlosigkeit, der Gewaltthätigkeit, des räuberischen Unwesens nur zu reiche Gelegenheit. Wenn im ungarischen Mittelalter, entsprechend der Uebermacht des

*) Von Stephan dem Heil. bis 1526 zerrütteten 200, von 1526—1739, also binnen 213 Jahren abermals 200 Kriegsjahre das unglückliche Land.

hohen Adels, Raub und Gewaltthat überwiegend von den Baronen ausging, das gemeine Volk, soweit es zu Verbrechen geneigt war, Diebstahl übte: so kamen in der Neuzeit mit der veränderten Kriegführung, mit der Bewaffnung der unteren Stände gegen die ungeheuren Türkenheere, mit den Bauernaufständen, den wilden, religiösen und bürgerlichen Kriegen, — welche Vorwand genug zu Raub und Plünderung gaben, — eigentliche Räuberbanden unter stehenden Anführern auf. Die Verwilderung und Rohheit der armen und gedrückten Slaven und Romanen, der Hang zur Ungebundenheit, zum schweifenden, abenteuerlichen Leben, die Freude an List und Kühnheit, die Gleichgültigkeit gegen eigenes und fremdes Leben bei dem magyarischen Volk mußten diese Banden furchtbar machen. Die eigenthümlichen physikalischen, socialen und politischen Verhältnisse des Landes, dann die dünne Bevölkerung machten dem Verwegenen die Straflosigkeit sehr wahrscheinlich, und dieses Moment führte den Räuberbanden unabläßig Zuzüge arbeitsscheuen, gewaltthätigen Gelichters, und durch die Kriegsnoth zur Verzweiflung getriebener Bauern zu. Waren die Kämpfe auch zeitweilig beendigt, so blieben die Räuberschaaren, die nun theils an ihre Lebensweise gewöhnt waren, theils vor dem Galgen, noch mehr aber vor einer gräßlichen Todesstrafe zurückschracken, als Plage des Landes zurück. Schon die Söldnerbanden Giskra's (ursprünglich Polen und Böhmen) — in denen ein tüchtiges Stück Banditennatur steckte — ergänzten sich bald

durch gleichgesinntes heimisches Volk. Bald zitterte ganz Oberungarn vor den „böhmischen Räubern," welche sich in starken Burgen festsetzten und ringsum Verwüstung trugen. Als unter dem erbärmlichen Wladislaw II. die „schwarze Schaar" meist aus ehemaligen Leuten Giskra's, Axamith's, Komorovsky's, Balgatha's u. s. w. bestand, artete sie wieder dermaßen aus, daß endlich der rohe Kinizsi zu ihrer gänzlichen Vernichtung sich aufmachte.

Unter den Aufzeichnungen der Augenzeugen aus dem 16. und 17. Jahrhunderte sind die des „Ungarischen Simplicissimus" äußerst lehrreich und werthvoll. Als er von Polen nach Ungarn reiste, mußte die große, nach und nach zusammengekommene Gesellschaft unterhalb der Tátra von einer mehr als 100 Köpfe starken Räuberbande sicheres Geleit erkaufen und auf deren Geheiß gegen Geld Reitpferde von den Bauern im Dorfe entlehnen, denn diese Schelme waren die Gehilfen der Diebe. — Aehnliches erzählt er dann von den Liptauer Slovaken: „Und dieses ist ihre größte Hantirung, die Leute berauben, oder um's Geld sie über dieses Gebirge convoyiren." — Als er aus der Zips nach Sáros über den Branisko reiste, standen am Eingange des Passes einige Räuber als Wachen, alle den Stuhltrabanten (Comitatspanduren) in ihren ungarischen Beinkleidern, Bundschuhen und einem bis an den Gurt reichenden fettgetränkten und geräucherten Hemde, das so gegen Regen und Ungeziefer Schutz gab, ganz ähnlich, und mit gezogenen Röhren, Csákanen (Hackenstöcken) und Hacken bewaffnet. Man führte ihn vor die Hauptleute.

Die Räuber saßen in vielen Gruppen umher, einige kochten, andere aßen, einige schlachteten, andere tranken; Brot, Branntwein, Bier, Wein, Schaffleisch und Käse waren in Fülle da. Die Wegelagerer waren überwiegend Ruthenen und nannten sich mit Stolz pacholki (tapfere Kerle). Die Anführer trugen um Krempe und Deckel des Hutes Doppelreihen von Dukaten genäht, der eine hatte sogar an jedem Ende des hinter die Ohren gelegten Schnurrbartes ein Goldstück hängen. Sie saßen neben einigen Schäfern, kochten Fleisch mit vielem Gewürze in Milch und nöthigten den Simplex, tüchtig zuzugreifen und tapfer zu blasen, wenn sie aus silbernen und vergoldeten Bechern die Gesundheit ihrer gespießten, geräderten, in Haken aufgehangenen, geviertheilten und lebendig geschundenen Vorfahren tranken und deren Thaten und Standhaftigkeit im Ertragen der Martern rühmten. „Summa, ihr Discours war nichts, als von Rauben und Morden und Branddrohungen jener Herren Güter, so sie verfolgten, auch droheten sie den Henkern in den Städten. Sie erzählten auch von ein und anderer Gefährlichkeit, die sie beim Rauben gehabt, kurz ihr Gespräch war so horrend, daß einem die Haare zu Berge standen." Janko gab sich dem Simplex, welcher nach Zeben reisen wollte, als ein Zebener Insasse zu erkennen, der manchmal des Nachts sein Weib in der Stadt besuche, und fragte, ob ihm die Zebener fleißig nachstellen. Dann trug er ihm auf, seinem Weibe auszurichten, es möge fein bleiben lassen, mit dem Zebener Schäfer beim Merzenbier zu tanzen, sonst werde er Pacholki hin schicken, die es beiden gewiß verleiden

werden. — Die Hauptleute bedeuteten ihre Leute, von Fall zu Fall die durch die beiden von den Buschkleppern besetzten Engpässe Reisenden frei passiren zu lassen. Wachen liefen ab und zu, berichtend, was für Leute zu Fuß und zu Pferd, und wie stark den Wolfs- und Purzelgrund herauf kamen, und Verhaltungsmaßregeln einholend. Der Hauptmann Janko fraß an dem lustigen Trompeter einen Narren, und stellte ihm mit den Worten: „Du bist und wirst Dein Lebtag nicht mehr so glücklich sein, solcher Compagnie beizuwohnen, als Du jetzund vor Dir siehst," den berühmten Hauptmann Hafran, der 150 und den Beyhus, der über 100 Mann befehligte, vor (er selbst befehligte nicht weniger als die Zwei). Beide hatten kurz vorher hinter Bartfeld eine große polnische Handelskarawane und deren starke Bedeckung mit 300 Mann aufgehoben*). Mit Ausnahme der vielen Wachen waren bald alle Räuber toll und voll, schossen da und dorthin, fuchtelten mit Pallaschen und Aexten herum und sprangen dann Einer über des Anderen Säbel, worauf

*) Räuberbanden, wie die eben geschilderte, wechselten ihren Aufenthalt öfter, theils um Ueberfälle auszuführen, theils um sich gegen die Stuhltrabanten besser zu sichern. Im 17. Jahrhundert lähmten solche Banden den Handel mit und nach Schlesien und Polen gänzlich, indem sie die Straßen und Pässe besetzten. Da der Handel bei dem schlechten Zustande der Verkehrswege im Gebirge fast nur während des Sommers möglich war, so verliefen sich die Räuber über den Winter in ihre heimathlichen Dörfer, wo man ihnen jedoch wegen ihrer großen Anzahl und des Mangels an Beweisen nicht beikonnte.

Der, welcher den Säbel hielt, dem Springer mit der flachen Klinge „eines über den podex gab," was den Kerlen ungeheuern Spaß machte. Am Abend wollten die Räuber, weil sie von Simplex Verrath fürchteten, ihm ein Bein brechen, dann ihn durchaus umbringen; Janko aber nahm sich „seines Landsmanns" sehr an, erwirkte ihm auch von jedem Hauptmann 5 Ellen Scharlach, dann blaues und grünes Tuch auf Rock, Mantel und Beinkleid und 6 Thlr. als Trinkgeld, obgleich die beiden Andern dem Simplex immerfort den Tod schworen; er entkam zuletzt, nachdem sie ihn in eine Grube gesteckt und ein Faß über ihn eingerammt, nach welchem sie einige Schüsse thaten, die ihn jedoch so wenig trafen, als der Schuß, welchen sie vorher gegen ihn losgebrannt, oder die Aexte, welche sie ihm nach den Füßen geworfen. Die Räuber waren aber sternhagelvoll und trösteten sich schließlich damit, dem Trompeter gehe es um kein Haar besser, er werde also nicht heraus können, übrigens werde ihn, da im Purzelgrund so viele Geister und Irrwische hausen, der Teufel bei Nacht nicht aus dem Purzelgrunde lassen, oder ihm gar den Hals brechen. Als Simplex nach 36 Stunden sich herausarbeitete, traute sich niemand im nächsten Dorfe, ihm den Wegweiser abzugeben, weil die Räuber den umwohnenden Bauern aus Rachsucht manchmal die Häuser anzündeten. *)

*) Mittlerweile hatten sich die Stuhltrabanten, deren im Sommer jedes Comitat mit Einschluß des hohen und mittleren Adels und der Freistädte an hundert hatte, in Bewegung gesetzt. Die Hauptleute wurden gefangen und Simplex hatte die schauder-

Von den Räuberhäuptlingen, die sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts einen Namen in Ungarn

---

hafte Genugthuung, in Eperies sie unter gräßlichen Martern hinrichten zu sehen. Dem Hafran z. B. schnitt der Henker zwei Riemen vom Nacken bis zur Ferse aus der Haut und bot die Riemen des gräulich Fluchenden zum Verkaufe aus. Simplex erstand sie für 4 Thaler. Als Hafran auf Befragen erfuhr, daß sie zu Säbelgurten, Riemen oder Karbatschen ihm dienen sollen, freute er sich, „weil doch ein ehrlicher Kerl seine Haut so theuer kaufe und zum Andenken tragen wolle." Hafran wurde „scharf gemartert, daß ihm die Kutteln zum Leibe herausgehangen", doch bekannte er, wie die Andern, nichts als bereits bekannte Verbrechen, verrieth auch nicht, wohin sie ihren Raub gethan. Dann ward ihm der eiserne Haken in die rechte Seite geschlagen und aufgezogen, worauf der arme Sünder noch längere Zeit lebte, ohne auf den Priester zu hören. — Beyhus wurde aufs langsamste gerädert und lebendig geschunden; — Janko, der bereits zweimal begnadigt worden, ehedem sogar Hauptmann der Sároser Comitatspanduren und ein Schreck der Räuber gewesen, viele gefangen und zahlreichen haarsträubenden Executionen beigewohnt, nachmal aber, wie so manche Panduren, Räuber geworden, auf die unmenschlichste Weise umgebracht. Er wurde völlig entkleidet, am ganzen Leibe mit Messern geritzt, in die frisch abgezogene Haut einer Mähre gewickelt und eingenäht, Hände und Füße wurden zusammengeschlossen, der Kopf außen gelassen, „und also in der größten Sommerhitze hangen lassen, daß er am dritten Tage lebendig madig und halb verschmachtet elendiglich sterben müssen." Zum Schluß wurden zwei Weiber gehenkt, welche den Räubern Pulver und Blei zugetragen. „Und es stehen um das Eperieser Hochgericht Spieße und Räder voll, wie ein kleiner Wald. Wie scharf aber diese Vögel hingerichtet werden, hilfts doch wenig." Dies geschah in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

gemacht und heute noch die Volksphantasie beschäftigen, steht obenan Peter Janossy, ein Slovak. Er stammte aus einem reichen Bauernhause, zeichnete sich frühzeitig durch Schönheit, Gewandtheit und Stärke aus, und soll bereits als Bursche sein erstes Meisterstück durch Beraubung seines vom Markte kehrenden Vaters abgelegt, diesen aber durch die Kühnheit und Gewandtheit des verkleideten und von ihm nicht erkannten Räubers mit Bewunderung erfüllt, und nachdem er sich dem entzückten Vater zu erkennen gegeben, ohne Abschied in die Welt gegangen sein, um sogleich ein freies Leben zu führen. Nach anderen Nachrichten hatte er eine gute Schulbildung genossen, war unter Rákóczy Hauptmann bei den Kuruzzen, diente dann in der kaiserlichen Armee und wurde erst nach seinem Abschiede, und seiner Bekanntschaft mit dem berüchtigten Banditen Uhrovejk, im Comitat Trentschin, für das Räuberhandwerk gewonnen. Der Ruf seiner Thaten sammelte bald eine Bande um ihn, welche er militärisch organisirte und einübte. Er beraubte nur die Reichen, spielte den ihm verhaßten Juden allerlei üble Possen, ließ aber jedes Menschenleben schonen. Einst aber schoß ein Student ein Pistol auf ihn ab, gefeit und kugelfest fing Janossy die Kugel mit der Hand auf, warf sie auf den Erschrockenen zurück und tödtete ihn so. Janossy zeigte sich bei vielen öffentlichen Gelegenheiten; die Besitzenden fürchteten ihn, das Landvolk aber leistete ihm allen Vorschub, denn er that den Armen viel Gutes, beschenkte dürftige Reisende und war gegen die Armuth nur dann hart, wenn er hörte, daß sie ihn fürchte oder ihn schmähe. (Letztere Züge stimmen

ganz mit dem überein, was von seinen Zeitgenossen und Collegen Ondraschek und Juraschek erzählt wird, die auf der Lissa hora zwischen Mähren, Schlesien und Ungarn hausten).*)

Namentlich begünstigte er reisende Studenten, und ließ sich und seinen Leuten durch erwachsene fahrende Schüler, denen er eine Art Kanzel aufschlagen ließ, und die er so zu Feldpredigern aus dem Stegreif machte, ordentlich in's Gewissen reden, worauf jeder seiner Untergebenen den Gewissensrath mit Geldeswerth beschenken mußte. Bauernmädchen, die zufällig durch den Wald gingen, waren (angeblich) ganz sicher gegen alle Zudringlichkeiten dieser Tugendhelden wider Willen, welche Janossy's eiserne Strenge kannten. Desto unbefangener tanzten die Dirnen mit den flinken Gesellen, welche auf den Sallaschen (Meierhöfen) gern gesehene Gäste waren, mit Milch und gebratenem Lammfleisch sich bewirthen und von den Hirten auf dem Dudelsack zum Tanz aufspielen ließen. — Dennoch gerieth er in mehr als eine Gefahr, aus welcher ihn seine unerhörte Stärke rettete, denn er war so stark, daß er „sein zwei Zentner schweres Handbeil hoch in die Luft warf und es wie ein Spielzeug wieder mit der Hand auffing." Ein kleineres Beilchen, das er gleichfalls mit sich führte, besaß die Eigenschaft, daß es auf den Ruf: „Haue zu, mein Beilchen!" um sich schlug und Alles ringsumher

*) Ondra (Andreas) Schebesta aus Janowitz bei Friedeck in Schlesien war das Haupt einer aus Ungarn eingedrungenen slovakischen Räuberbande.

zerhackte. Seine äußere Erscheinung machte ihn Denen, die ihm nachstellten, leicht erkennbar: seine phantastische und prachtvolle Kleidung, zumeist sein grünes, goldgesticktes Hemd, der rothe Dolman mit goldenen Schnüren, der kostbare Gürtel, noch mehr aber seine männliche Schönheit.

Endlich gelang es seinen Feinden doch, sich seiner zu bemächtigen. In einer schwachen Stunde vertraute er seinem Liebchen, einer Sennerin, der Tochter seines Leibdudelsackpfeifers, daß das geheime Amulett seiner Stärke in der Fangschnur bestehe, mit welcher er sein Unterkleid zusammenschnürte. Die bestochene Delilah löste die Schnur während seines Schlafes von dem Körper und sperrte das bezauberte Veilchen, gleichfalls ein Taufangebinde, das Janossy von einer klugen Frau erhalten hatte, in eine eiserne Truhe. Als Janossy bei dem Geräusch der eindringenden Häscher aufsprang, schütteten ihm diese Erbsen unter die Füße und fesselten nun leicht den Verrathenen. — Man konnte ihn keines todeswürdigen Verbrechens überführen, dennoch „siegte der Haß der Reichen gegen ihn", er wurde an einer Rippe aufgehangen. Drei Tage hing er so am Galgen und rauchte, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen, drei Päckchen ungarischen Tabak aus. Das Gericht besann sich zuletzt eines Besseren und wollte ihm das Leben schenken; er aber erklärte trotzig: „Wenn Ihr mich gebraten habt, so mögt Ihr mich auch fressen!" — Das Landvolk erzählt heute noch von den vielen Schätzen, die durch Janossy's Leute in den Karpaten vergraben, niemals gehoben wurden; Lieder, die seinen Tod mit unverkennbarer Theilnahme melden, leben

heute noch in den Comitaten Liptau, Gömör, Zips, Zemplin, denn Janossy ist eine Art Heros seines Volksstammes geworden. Die wenigen märchenhaft verbrämten Züge, die ich hier, aus dem Munde seiner speciellen Landsleute, der Liptauer, wiedergebe, dürften dieß hinreichend beweisen.

Gleich vortheilhaft unterschied sich von den gewöhnlichen gräßlichen slovakischen Räubern Janossy's Nachfolger, Surowec Jakob, ein galanter und „edler" Räuber, der die Karpaten zum Schauplatz seiner menschenbeglückenden Thätigkeit machte und seine Heimat Arva gänzlich verschonte. — Mit ihm schließen die bedeutenderen slavischen Räuber Oberungarns, und an deren Stelle traten fortan meist Betyáren größeren Stils in Niederungarn, durchgehends Magyaren.

Mehr Ruf als vier Zeitgenossen geringeren Schlages und zahllose Betyáren dritten und vierten Ranges erwarb sich Onody, wegen seiner Schönheit Angyal (d. h. Engel) Bandi genannt, aus der Bodrogköz, einer von der Bodrog und der Theiß gebildeten Insel. Ein schmucker Edelmann, erlebte er viele und galante Abenteuer und betrieb mit List und Kühnheit das einträgliche Geschäft eines Pferdediebes. Der Kürbiß schwimmt aber auf dem Wasser, bis er untersinkt*); Onody wurde ergriffen, log sich jedoch so meisterhaft heraus, daß er wegen Mangels an Beweisen entlassen wurde.

*) Magyarisches Sprüchwort für: Der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht.

Schlimmer erging es dem Zöld Márczi, der sich vom Deserteur zum berüchtigten Pferdediebe, zuletzt sogar zum Räuber aufschwang, endlich aber 1817 mit seinem gleichgesinnten Freunde Betskereki standrechtlich gehangen wurde. — Nicht ohne Glück bewegte sich Kovács András längere Zeit auf einer ähnlichen Laufbahn.

Die letzten zwei Räuber, welche im ganzen Lande viel genannt wurden, sind Sóbry Józsi und der jetzt in Kufstein verwahrte Rózsa Sándor. Ueber beide sind die wunderlichsten und abenteuerlichsten Erzählungen im Schwung. Sóbry gilt heute noch Vielen für einen Edelmann aus alter Familie, denn V. — so erzählt man — V. jung, muthig und ein überspannter Kopf, war mit seinem Geld fertig geworden und ging in's Ausland, unmittelbar darauf setzte Sóbry, den Niemand kannte, alle Welt durch seine eben so listig und launig angelegten, als verwegen ausgeführten, niemals lumpigen Streiche, die er meist allein, selten mit einem Genossen ausführte, in Staunen. Plötzlich kehrte V. mit hergestellten Finanzen aus der Fremde zurück und Sóbry verschwand spurlos. Aber Geld und Gut hielten nicht lange aus; V. trat abermals eine große Reise an und augenblicklich tauchte Sóbry in seiner bekannten Weise wieder auf, wenn ich mich recht besinne, bis V.'s Haushalt neu geregelt ward.

Wenn Betyáren und Räuber seit jeher Lieblingshelden der Phantasie des magyarischen Volkes waren, so wurde Rózsa Sándor schon bei seinen Lebzeiten zur Mythe, und erst die Veröffentlichung der Akten wird seinerzeit Licht

geben, während die bereits abgefaßten magyarischen und deutschen Volksbücher über ihn allerhand Lügen in Umlauf setzen. Man stempelte ihn zum Edelmann, ließ ihn an allen Enden Ungarns gleichzeitig auftreten, allein und mit vielen Gesellen, machte ihn zum blutigen Mörder, namentlich zum unversöhnbaren Feind der Gensdarmen, und wieder zum „noblen" Räuber; während der Jahre 1848 und 1849 wollte man ihn in mehreren Städten frank umhergehend gesehen haben, dann wieder als Anführer eines von ihm geworbenen Freicorps berittener Betyáren u. dgl., kurz die Volksphantasie war unaufhörlich thätig, über ihn Neues zu berichten. Lange war umsonst ein Preis auf seine Habhaftwerdung ausgesetzt, bis er durch den Verrath eines Weibes von rückwärts überfallen und mit einem Beile verwundet wurde. Rósza stellte sich nun als eine nichts weniger als poetische Erscheinung heraus, ein Bauer im gewöhnlichen Bauernkleide, nicht durch Schlauheit — so muß man wenigstens bis heute annehmen — sondern durch die gewöhnlichen Eigenschaften eines Betyáren, freilich im höheren Grade auffallend. Rózsa erklärte ehrlicher oder kluger Weise schon bei der Gefangennehmung, daß viel von andern Leuten auf seinen Namen gesündigt worden sei, das Gericht konnte ihm, einen Fall der Nothwehr abgerechnet, keine Tödtung nachweisen und erkannte gegen ihn auf schweren Kerker. Sich die Einsamkeit der eintönigen Haft in Kufstein zu erleichtern, bat er nur inständig um größere Mengen Rauchtabak.

Neben diesen hervorragenden Räubern und

Betyáren gab es zu allen Zeiten noch viel Leute „vom Fach", deren Namen nicht in weitere Kreise drangen, und eine ungarische Kriminal-Statistik könnte Reihen schwerer Verbrecher aus allen Nationalitäten Ungarns — die deutsche ausgenommen — zusammenstellen. So erzählt z. B. Hacquet, ein höchst glaubwürdiger Reisender aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie er auf der Südseite des Krivan (Tátra) einer Horde daselbst umherstreifender slovakischer Straßenräuber ausweichen mußte. „Es ist allgemein bekannt," sagt er, „wie bös die Nation in dieser Gegend ist und darf man nur an die Kannibalengeschichte denken, die sich vor 11 Jahren hier zutrug, und wo die Mitinteressenten lauter Slovaken waren." Er lernte nur die östlichen Slovaken kennen, nennt sie aber „verschmitzt, heimtückisch, falsch, diebisch, mörderisch." (B. IV. S. 201.) — An ähnlichen Mittheilungen aus den romanischen Gebieten fehlt es auch nicht.

Zu den Räubern und Mördern zähle ich natürlich nicht die in Ungarn so häufigen Todtschläger, d. h. die in der Leidenschaft einen Menschen getödtet; sie sind oft fast ganz unbescholtene Menschen, und bei den händelsüchtigen, rauflustigen, jähzornigen Magyaren wird manchmal ein guter Freund um einer Kleinigkeit willen erschlagen. Ich will darüber an einem andern Orte mehr mittheilen*). —

*) Als Beleg dafür theile ich zwei lehrreiche Fälle aus der jüngsten Zeit mit: Ein Bauer trug einem Bekannten, während

Nachdem ich nun einige Räuber und Betyáren aus den letzten drei Jahrhunderten vorgeführt, will ich den Unterschied zwischen beiden angeben, und den „armen Gesellen" charakterisiren.

Der szegény legény, Arme Geselle, ist gewöhnlich ein junger Bursche, welcher der Abstellung zu den Soldaten entgehen will, oder um eines Vergehens, vielleicht auch eines Todtschlags willen, flüchtig ist. Auf schnellem

---

beide neben einander saßen und plauderten, von seinem Speck an, der eben sein Mahl bildete; der andere lehnt die Einladung dankend ab; außer sich über diese vermeintliche Beleidigung stürzt der andere über ihn und durchbohrt dessen Brust mit dem Taschenmesser, das er in der Hand hielt. — Drei Bauernbursche saßen miteinander in der Schenke, unterhielten sich und tranken jeder eine Halbe schwachen Wein, was für einen Ungar weniger ist, als für unser einen. Spät am Abend gingen sie in einem traulichen Gespräche nach Hause. Der eine von ihnen, keineswegs ein roher, rauflustiger, bösartiger Mensch, bleibt zufällig zurück, läuft dann den Andern nach, schwingt seinen Hackenstock und schlägt von rückwärts einen der beiden Freunde zweimal in den Kopf, so daß dieser todt zusammenbricht. Er ging hierauf in ein nahes Dorf zu seiner Schwester, erzählte ihr, „ich habe einen Menschen erschlagen," blieb bei ihr über Nacht und schlief so ruhig, als er die Sache ruhig erzählt hatte; darauf ließ er sich ohne Widerstand, aber auch ohne sichtbare Reue gefangen nehmen. Bei der Untersuchung erklärte er offen, weder betrunken, noch gereizt, noch in der Leidenschaft gewesen zu sein, mit dem Todten überhaupt nie einen Verdruß gehabt zu haben; die That war ihm selbst unbegreiflich, er sagte nur: „Ich habe mein Blutauge bekommen," ein Ausdruck, den der Richter, selbst ein Ungar, mir übrigens nicht erklären konnte. — Beide Todtschläger waren Magyaren.

Pferde, um dessen Erwerbungsart er freilich nicht gefragt werden darf, treibt er sich auf der Pußta herum, wo ihm die Csárda (die Haideschenke), die Schilfhütte des Hirten, Busch und Hain, Rohrdickicht und die langen und breiten Getreide- und Heuschober abwechselnd Versteck und Nachtherberge gewähren, Der „Arme Geselle" wird kein Dieb; denn er ist, obschon ein Bauer, nicht selten guter Leute Kind, und zeigt dieß auch in seiner einfachen Kleidung, die nicht verwahrlost ist, sondern beweist, daß dem Tollkopf die Blicke der Dorfschönen, die ihn als netten Tänzer zu schätzen wissen, durchaus nicht gleichgiltig sind. Er schweift in einem selbstgewählten Revier herum und ist der gute Kamerad, der muntere, unterhaltende Gesellschafter des Hirten, welcher mit ihm gerne Speck und Brot theilt. Diese Gastfreundschaft thut dem Hirten nicht wehe, und trifft ihn nur zeitweilig; überdieß ist der „Arme Geselle" erkenntlich und hat manchmal über ein „wohlfeiles" Schaf und andere Mundvorräthe zu verfügen; knickern aber ist dann seine Sache nicht. Einzeln ist der „Arme Geselle" selbst dem beweglichen Eigenthum in der Regel nicht gefährlich, nur dürfen ihm Pferde nicht zu nahe kommen, ist er bei einer guten Gelegenheit auf dem Rücken eines Pferdes, so — nun das Uebrige kann man sich denken.*)

Eine Plage aber werden die „Armen Gesellen", wenn

*) Gegen den seit uralten Zeiten in Ungarn so häufigen Pferdediebstahl erließ bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts K. Koloman das interessante Gesetz solidarischer Haftung (c. 83).

sich in einer Gegend viel solcher Bursche zusammenschlagen und die Gastfreundschaft nun im ausgedehnten Maßstab ansprechen, oder erzwingen, dann sind sie mitunter bis zu 20—30 zusammen (ich selbst war in einer Schlucht, die eine größere Zahl beherbergte, unsere Gesellschaft war indeß theilweise bewaffnet), und nähern sich in ihrem Wesen und Treiben den tiefer stehenden Betyáren. Sie sind dann gewöhnlich nicht beritten, weil sie nicht genug Pferde auftreiben und ernähren können, und werden auch in Nordungarn getroffen. Sie greifen, wenn sie halbwegs zu leben haben, nicht zu Gewaltthaten und sind meist nur mit Knitteln, oder Hackenstöcken bewaffnet; wagen sich im Vertrauen auf die Furcht vor den anderen, einzeln zu den einsamen Gehöften, zu den Hirten, in die Edelhöfe, um Vorrath zu erbitten, man kennt sie gewöhnlich alle von Person und Namen, denn sie sind meist aus der Nachbarschaft. Sie halten es nicht für gewagt, sich zu Zweien, Dreien Sonntags im Dorfwirthshaus zu zeigen. Ihre Kleidung, die unglaublich weiten Leinwandhosen, das Hemd mit weit offenen Aermeln, die blaue Weste mit vielen Metallknöpfen, die gleichfarbige Mente mit Schnüren und Knöpfen reich besetzt, die enganliegenden Tschismen lassen sie von Bauernburschen und gut gekleideten Pferdehirten für die Sicherheitsorgane schwer unterscheiden. Sie haben auch ihre Vorstellungen von Anstand und gehen zum Tanz oder in's Herrenhaus gern in reinen Hemdärmeln. Ihre Art, etwas zu „erbitten," ist mitunter seltsam. In B. ging vor zwei Jahren ein sauberer Bursche in das Castell des Grafen P., nachdem er vom Fuß

bis zum Kopf sorgfältig sich herausgeputzt hatte, zog sein Hütchen vor der Gräfin, die eben in die Speisekammer treten wollte, küßte ihr die Hand, stellte sich als einen Abgesandten der „Armen Gesellen" vor, die „oben im Walde seien," nannte die Anzahl der Laibe Brot und Pfunde Speck, um die seine Kameraden bitten ließen, und überließ die Anzahl der Weincylinder dem Ermessen der Gräfin. Die Dame reichte ihm Alles nach Wunsch, er dankte manierlich und empfahl sich mit artigem Gruße. — Weniger glimpflich ging ein anderer Bursche mit dem Dorfkaplan um, als dieser zu Mittag aus dem Weinkeller kam, welcher in den Weingegenden sich immer vor dem Ende der Ortschaft befindet. Der Pfarrgehilfe trug einen stattlichen Cylinder mit Wein gefüllt unterm Arm, der „Arme Geselle" faßte die freie Hand, fuchtelte dem Kaplan mit dem Hackenstock vor der Nase herum, und brachte nun durch eindringliches Bitten und die zutrauensvolle Vorstellung: „man wisse ja, wie gut die hochwürdigen Herren seien und daß sie den Armen gar nichts abschlagen können," einige Flaschen Wein aus des Pfarrers Keller, und baares Geld aus des Kaplans Tasche heraus. — Der Graf, ein eifriger Oekonom, ritt einige Zeit darauf über Feld, um seine Besitzungen zu besichtigen. Ein vorübergehender Bursche grüßt ihn freundlich und unbefangen. „Du bist's, Gußti? Wie kommst Du her?" „Ich war in M—cs eingesperrt, es wollte mir aber da nicht gefallen, da machte ich mich auf und lief davon." „Laß meine Schafe in Ruh, Bursch! es könnte Dir sonst übel ergehen, hörst Du?" „Wissen Sie was, gnädiger Herr Graf, schenken

Sie mir jährlich ein Schaf, und ich will mich dann in Acht nehmen.“ „Nun meinethalben, ein Schaf sollst Du haben.“ „Es könnten wohl auch zwei Schafe sein?“ „Nein, durchaus nicht, eins oder gar keins!“ „Auch recht, so bleibt es beim Alten, und Sie sollen mit mir zufrieden sein, gnädiger Herr.“ — Darauf ging Gußti in den nahen Ort, wo man ihn kannte und wissen mußte, seine Strafzeit sei noch nicht abgelaufen; er war heute entweder besonders bei Laune, oder hatte ihn der Kerker nachdenklich gemacht, vielleicht auch wollte er sich bei den Leuten in ein gutes Licht setzen, — kurz, Gußti suchte Arbeit und spaltete bald eine Klafter Holz auf der Gasse. „Ja, Gußti, weißt Du denn, daß man Dich aufgreifen und wieder einsperren kann?“ „Ei, bevor man mich hat, drück' ich mich schon, ich bin ja auf die Ferse gefallen *).“ — Die „Armen Gesellen“ wurden jener Gegend zuletzt so lästig, und von den „Pickelhauben“ bedroht, daß sie anfingen, bewaffnet zu erscheinen.

Einst kamen mehrere in's Wirthshaus, lehnten die Gewehre in einen Winkel, tranken und tanzten. Ein Mann aus dem Orte, bekannt durch seine außerordentliche Stärke, trat mit einem Doppelgewehre ein, warf mit raschem Entschlusse die Flinten der frechen Gäste zum Fenster hinaus (von wo sie sogleich weggetragen wurden), schoß mit dem einen Laufe einen nieder, verwundete mit dem zweiten einen anderen, jagte die Ueberraschten und Verwirrten in die Flucht, und befreite wirklich

*) Magyarisch statt: ich bin nicht auf den Kopf gefallen.

für eine Zeit die Gegend von den in Erpressungen ausgearteten Belästigungen.

Wenn der „Arme Geselle" sein arbeitscheues, unstetes Leben nicht zu lange geführt, nicht verwildert oder durch üble Kameradschaft zum Betyáren herabgesunken ist, wird oft noch ein ganz tüchtiger Mann aus ihm, sobald er ausgetobt hat; er verliebt sich allenfalls in ein hübsches Mädchen, das doch mit ihm nicht auf der Pußta herumlaufen kann, und wird nun, da er die Pußta so kennt, wie kein anderes Menschenkind, ein vorzüglicher Hirt, oder ein Béres (Knecht) auf einem Gehöfte.

Ihm in der Kleidung ähnlich ist der Betyár, eine böse Brut, gewöhnlich von Geburt Dieb, durch Erziehung Räuber; das wilde Auge, das wettergebräunte, trotzige Gesicht, geben ihm einen unheimlichen Ausdruck, zu welchem Hackenstock und Pistolen, auch wohl Flinten den nöthigen Commentar geben. Der „Arme Geselle" ist der junge, kecke Stutzer, das fahrende Genie der Steppe neben dem vernachlässigten, schmutzigen, häufig schon verwitterten Strolch, dem Betyáren, der im besten Fall Vagabund durch und durch ist. Die Bursche, die Lenau in der „Haideschenke" schildert, sind Betyáren. Der Wirth des Steppenkruges, in welchem Betyáren einsprechen, oder übernachten, ist häufig ihr Vertrauter, ihr Hehler. Geräth man in eine solche Gesellschaft, so muß man machen, als ob man gar nicht ahnte, wer die Herren sind, und muß hübsch freundlich gegen sie thun. Eine junge Dame meiner Bekanntschaft war gezwungen, mit ihrem Manne in einem

solchen Steppenkruge zu übernachten, sie mußte sich den zahlreichen Betyáren zeigen, welche die zitternde schöne Frau gern ansahen, aber weder ihr, noch ihrem Gemahl ein Leid zufügten, wiewohl sie im Nebenzimmer tief in die Nacht tranken und lärmten. — Der Reisende hat sich vor den Betyáren weniger zu fürchten, als der Einheimische, denn der Betyár ist selten ein Straßenräuber, ja er treibt sich, die Marktzeit abgerechnet, gewöhnlich fern von der Straße herum, begeht auch selten einen Mord, wenn er nicht auf das Aeußerste getrieben wird, dann wehrt er sich allerdings mit einer Todesverachtung ohne Gleichen. Doch nur die Angst vor augenblicklicher Mißhandlung öffnet die Hände seiner widerwilligen Ernährer, der Bauern und Hirten. Den armen Hirten macht er das Leben recht sauer, und läßt sich nur so obenhin durch ein regelmäßiges Deputat abkaufen, der Hirt muß wohl oder übel mit ihm gut stehen; aber da das Vieh so viel im Freien oder unter offenen Schoppen sich befindet, ersieht sich der Betyár trotz der wachsamen Hunde bald eine günstige Gelegenheit. Ein Pferd, das einmal in seinen Augen Gnade gefunden, ist so gut wie sein, mit der Schlauheit und Gewandtheit des indianischen Diebes bemeistert er sich bei Nacht des Thieres, versteht es, das Erschrockene lautlos aus der Hürde zu schaffen, und entführt mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit das Pferd, das Schaf, nach welchem ihm gelüstete; das Schwein aber lockt er durch einige vorgeworfene Kukurutzkörner hervor und tödtet es mit einem Schlage des Fokos; jede Spur ist verloren, wenn er einmal mit seiner Beute über die Pußta davon=

braust; das Pferd wird einem Kameraden übergeben, der es eben so schnell auf den nächsten Markt zum Verkaufe führt, oder wenn er Gefahr wittert, durch den Wirth einer Csárda in sicheres Versteck schaffen läßt; die Schafe aber werden schon am nächsten Tage geschlachtet und Schaf- und Schweinebraten in Gesellschaft fremder Hirten, oder befreundeter Betyáren geschmaust, wozu dann die Hirten gern einen Trunk aus dem Kulacs (einem mit Pferdehaut überzogenen hölzernen, runden und flachen Gefäße) spenden, obschon dieser nur in einem elenden Kräzer besteht*). Die österreichische Regierung strafte während des letzten Decenniums vergebens die Landbewohner, welche den Betyáren

*) Schnell ist der Vogel, und schnell der Wind
Und der Blitz, — und doch
Tausendmal schneller ist
Der Betyár noch.

Heut' erschnappt er ein Füllen
In Ketskemét;
Ueber die Donau führt er's
Eh' noch der Tag vergeht.

Morgen dann zu Weißenburg
Verkauft er's schon,
Verkauft's und stiehlt ein neues,
Und eilt davon.

Und übermorgen reitet er schon
Ein Rößlein, falb und schlank
Bei Betskerek irgendwo: — —
Die Prügelbank.

Petöfi.

Vorschub leisteten oder Unterstand gaben; die Furcht vor der Rachenahme der Kameraden war zu groß. Der freche Betyár nimmt sich ungleich mehr Freiheiten heraus, als der „Arme Gesell", ladet sich zu den Hochzeiten selbst ein, und sucht sich die hübschesten Dirnen zum Tanz aus. Wollte man ihn irgendwie verletzen, so setzen seine Kameraden dem Beleidiger unfehlbar den rothen Hahn auf's Dach, und der Bewohner des einsamen Gehöftes hat mehr Furcht vor dem Betyáren, als vor dem eigentlichen Räuber. — Ich sah im Jahre 1860 einen Ruthenen von herkulischem Körperbau erschießen. Er hatte als Deserteur das Leben eines Betyáren begonnen, und den Gensdarmen, der ihn einbringen wollte, erschossen; bei der Untersuchung machte er Miene, den Richter niederzuschlagen, er starb auch mit dem rohen Trotze eines gänzlich gefühllosen Menschen.*)

Eine besondere Art von Räubern traf man ehedem unter den Hirten, namentlich den Schweinehirten des Bákonyerwaldes (noch vor 200 Jahren durfte man vor den Hirten in unwegsamen Gegenden, wo sie mit Flinten und Hacken bewaffnet waren, kein Geld sehen lassen, damit man nicht in Gefahr komme). Die Hirten in Bákony standen, wie heute noch manche Schweinehirten, in ihrem Bildungszustand nicht höher als das Vieh, das sie weideten, hatten nie eine

*) Gegen die bereits vor 800 Jahren häufigen Betyáren, „vagi" — zu Landstreichern gewordene Sklaven und Leibeigene — erließ Koloman wiederholt Gesetze, c. 41. 42. 43. 49. 39. Aus dem häufigen widerrechtlichen Verkaufe solcher Landläufer durch Private erwuchsen dem Fiskus ansehnliche Strafgefälle.

Schule besucht und mordeten vorkommenden Falles Mensche ohne jede Spur von Gewissensbissen.

„Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur roth und warm,
Und ich bin arm."

(Lenau.)

Heute noch geht man den Schweinehirten mancherorten gern aus dem Wege und munkelt von Diebereien, Gewaltthaten und gelegentlichen Räubereien, die er begehe, von weit verbreiteten Bündnissen, die er mit anderen seines Gelichters unterhalte u. s. w. Doch ist dieser Verdacht zum Theil ungegründet, seinen Dienst versieht der Schweinehirt ziemlich gewissenhaft.

Die eigentlichen Räuber von Profession sind in Südungarn zu suchen und zeigen einen Grad von Frechheit, Rohheit und Gefühllosigkeit, von dem man sich bei uns keine Vorstellung machen kann, wenn man nicht z. B. die Berichte der Pest-Ofener offiziellen Zeitung, oder des Pester Lloyd liest, welche zugleich den deutschen Leser über die Häufigkeit solcher Verbrechen in Staunen setzen. Die Räuber sind mit Messern, Säbeln, Hacken, Pistolen und Flinten bis an die Zähne bewaffnet, überfallen einzelne Gehöfte bei Nacht, schlagen ohne jeglichen Grund die Ueberfallenen mit Hacken in den Kopf, oder todt, ermorden sogar Kinder. Sie raubten indeß schon Häuser mitten in bevölkerten Ortschaften aus, und zogen sich, wenn Menschen zusammenliefen, langsam, und beständig nach den Verfolgern

mit Kugeln feuernd, zurück; ja sie kamen am hellen Tage in großen Haufen mit geschwärzten Gesichtern und verließen die Dörfer erst — schrittweise und schießend — als man Sturm läutete, und die Bevölkerung sich gegen sie zusammenrottete. Es sind höchstens drei Jahre, daß derlei geschah. (Ueber jüdische Räuber siehe den Artikel: die Juden in Ungarn.)

Seitenstücke minder furchtbarer Art sind jene Wegelagerer, welche unter dem magyarischen Regiment von 1861 so üppig aufschossen, trotz der von den Ungarn vielgerühmten Comitatspanduren glänzende Geschäfte machten, und sogar in der Nähe, ja innerhalb des Weichbildes von Pest ihr Wesen trieben. So lagerten sich beispielweise im November 1861 vor Baja, einem der wichtigsten Märkte Ungarns an der Donau, vier berittene Kerle mit einem Anführer, der hoch zu Roß unbeweglich zusah, sämmtlich strotzend von Waffen, hielten nach und nach gegen 60 Wagen an, und erbeuteten 15,000 fl. und manche Werthgegenstände, bis Sicherheitsorgane und Soldaten ihnen nachsetzten.

(Im October desselben Jahres trug sich nicht im eigentlichen Ungarn, sondern in Siebenbürgen, folgender seltsame Fall zu. Acht Räuber umzingelten des Nachts das Haus eines Grundherren, wollten zuerst das Thor erbrechen und als sie dieses zu fest fanden, durch ein Fenster einsteigen. Der Hausherr erwachte über den Lärm, trat an's Fenster mit geladenem Gewehr und drohte den Ersten, der sich nahe, über den Haufen zu schießen. Nun begann eine förmliche Belagerung des Hauses, aber bald wurden Unterhandlungen

angeknüpft und die Belagerer erklärten, daß sie nur der Hunger zu diesem Schritte zwinge. Endlich wurde ein Vertrag abgeschlossen und der Hausherr reichte den Achten durch das Fenster einige Laibe Brot, ein Pfund Speck und drei Flaschen Branntwein; die bescheidenen Belagerer zogen dankend ab. —)

Die Ungarn behaupten gern, daß die Anzahl der Verbrechen erst nach 1849 „unter der österreichischen Regierung" so zugenommen; indeß konnte jeder Reisende vor 20—30 Jahren dem Anblick der vielen Galgen nicht entgehen, — und nach Umfang, Material und Tragfähigkeit (für 1, 2, 3, 4 Personen) des Hochgerichts konnte man ja bekanntlich die Rangstufe eines Ortes leicht beurtheilen. Wie häufig hingen einst die Körper der standrechtlich Hingerichteten in Ketten, bis sie herabfielen! Ein Reisender sah einmal unter einem solchen gräßlichen Bilde eine Schaar Kinder lustig und lärmend sich herumtreiben. Er ließ entsetzt den Wagen anhalten und fragte: „Ja, Kinder, fürchtet Ihr Euch denn nicht?" „I warum denn? Der da war ja unser Vater." — Man hatte auch in Ungarn vor 1848 zweckmäßige Anstalten gegen die Räuber getroffen. Zunächst waren die gewöhnlichen Sicherheitsorgane da, die uniformirten Stadthayduken, die Localpolizei gegen Diebe, Raufer u. dgl. Leute, dann die in verschiedenen Comitaten verschieden uniformirten und benannten Comitatspanduren, handfeste und herzhafte Männer, nicht zu unnöthiger Bevormundung des Publikums und anständiger Menschen, sondern zum Schutz gegen Räuber bestimmt. Außerdem gab es in besonders

beunruhigten Comitaten noch eigene persecutores, Räuber-einfänger, die namentlich auf Jahrmärkten verkleidet umherritten und bei ihrer ausgebreiteten Personenkenntniß sehr gute Dienste leisteten. Auch sie waren in den verschiedenen Comitaten verschieden bewaffnet, so trugen sie noch vor einem Menschenalter in Syrmien eine Lanze und ein Panzerhemd, und schlugen sich mit den aus Serbien über den Fluß schwimmenden Räubern herum; der Hadnagy in der Bácska (Südungarn) hatte einen Fokos (Hakenstock) und zwei Pistolen, und trug um den Leib einen Lasso zum Einfangen der flüchtigen Räuber.

Die Gensdarmen der letzten 10 Jahre entbehrten, weil meist nicht Eingeborne, aller Landes- und Personenkenntniß, wendeten sich oft z. B. mit Fragen über einen verfolgten Betyáren gerade an den Rechten, d. h. an den ihnen begegnenden, aber ihnen unbekannten Betyáren, und warnten durch ihre weithin glänzenden Pickelhauben und auffallenden Uniformen, besonders in der Ebene, Alle, die kein gutes Gewissen hatten, so daß diese sich mit Muße drücken konnten. Einen schweren Stand hatten sie in den Schluchten und Waldungen des sogenannten Bákonyerwaldes, und mancher von ihnen fiel hier vom Pferde durch die Kugel des im Hinterhalt versteckten Räubers, welcher sich mit Schießbedarf versehen wollte; doch wurde dieser weitverzweigte Alpenausläufer zuletzt durch sie von allerlei Gesindel und gefährlichen Leuten gereinigt. Nach dem Kriege von 1848 und 1849 wurden nämlich viele arbeitscheue, liederliche, verlaufene Leute, aber auch manche politisch Compromitirte in den Ebenen jenseits der Donau Betyáren, in den Wäldern

der kleinen ungarischen Ebene Räuber, darunter Menschen, denen solches Ende nicht an der Wiege war gesungen worden, genau so wie vor 2—300 und mehr Jahren. Der Henker bekam dann diesseits der Donau alle Hände voll zu thun, aber ich sah auch in Oberungarn noch im Jahre 1855 an mehreren Orten ein Täfelchen, etwas über einen Quadratschuh groß vor den Ortschaften an einem Pfahle befestigt, darauf das Miniaturbild eines Gehenkten und das vielsagende Wort: Statarium (Standrecht); es war nichts Anderes übrig geblieben.

Es ist schlimm für ein Land, wenn die Sicherheit der Person und des Eigenthums am wirksamsten nur durch zahlreiche Galgen und durch fleißige Anwendung des Standrechtes gewahrt ist. Es ist kein Zufall, daß wenn in Ungarn die Luft einige Zeit nach Anarchie riecht, das Freibeuterleben auf eine so erschreckende Weise um sich greift. Ich bin weit entfernt davon, die Ungarn für Barbaren, und Ungarn für ein Barbarenland zu halten, aber als Erklärungsgrund für solche Erscheinungen läßt sich nur der mancherorten fühlbare Mangel an Schulbildung,*) und die Rohheit eines

*) Ich greife einen Beweis dafür aus der jüngsten Vergangenheit auf. Im Juli 1862 wurde der Räuber Bogár Emerich in Pest standrechtlich durch den Strang hingerichtet. Das Todesurtheil hatte er mit völliger Ruhe angehört, den Priester entschieden von sich gewiesen, und er starb auch mit stoischer Ruhe. Bogár aber war keineswegs im vogelfreien Gewerbe grau geworden, sondern war ein blühender, hübscher Bauernbursche, 20 Jahr und 3 Monate alt, auf dessen Lippen eben der Bart zu keimen begann. Die regelmäßige Gesichtsbildung und ein unverkennbarer Zug von

großen Theiles der Bewohner Ungarns angeben. Die Ruthenen z. B. besitzen nicht Eine Zeitschrift, nicht Einen Leseverein, nicht ein Casino, nicht Ein Förderungsmittel geistigen und geselligen Verkehrs; freilich wurden unter sie fast keine deutschen Colonisten verpflanzt. Bei den Romanen ist im November 1861 die einzige wissenschaftliche Zeitschrift wegen gänzlicher Theilnahmlosigkeit eingegangen. Unter den Slovaken und Serben gibt es viele, die man mit Ruthenen verwechseln könnte. Und unter den Magyaren? Mehr als einmal mußte das Militär sich zeigen, wenn bei den Wahlen vor 1848 die Cortes (adeligen Wähler) aus dem Bauernstande*) bewaffnet und brüllend über die Gasse stürzten und im Wahlgebäude Alles kurz und klein schlugen. Wie viel Menschenblut wurde bei den Wahlen zum Landtag von 1861 vergossen! Viele wurden augenblicklich erschlagen, Andere starben nachträglich an den Wunden, oder behielten Denkzettel lebelang.

Gutmüthigkeit deuteten auf keine bösartigen Anlagen; der Vater aber, ein gefürchteter Räuber, welcher nicht lange vorher bei einem Ueberfall auf einer Pußta war erschossen worden, hatte seine beiden Söhne grundsätzlich zu Räubern erzogen; mit der Gefahr lernten beide von Kindesbeinen an spielen, Kirche und Schule aber hatten sie nie kennen gelernt.

*) Im Comitat Borsod sind 30,000, in Zala 60,000 „Bundschuhedelleute.“ — In Ungarn tragen die ärmeren Bauern Bundschuhe (den indianischen Mokassins ähnlich), welche die Magyaren Botschkoren nennen, ich übersetze deshalb den Spottnamen bocskoros némes emberek wörtlich und treffend mit „Bundschuhedelleute,“ statt mit Baunernadel.

Aus den kurzen Schilderungen, die ich entworfen, dürfte sich jeder Leser selbst ein Urtheil darüber bilden, in welcher Art, in welchem Grade das Betyáren- und Räuberthum der Gegenwart von dem früherer Zeiten sich unterscheidet, und ob es richtig ist, wenn viele Ungarn, voll eitel Schwärmerei behaupten, vor dem Jahre 1850 hätte bei ihnen kein Mensch ein Wässerchen getrübt. Schon Simplex erzählt: „Man hält auch scharfe und gute Ordnung, aber es gibt doch viel Räuber und böse Leute, und gefährliche Oerter durch Gründe, über Berge und durch Wüsteneien zu reisen." Mit schweren Verbrechern machte man in Ungarn allzeit wenig Federlesens, der Reisende hat auch nicht mehr zu fürchten, einiger „glänzenden Knöpfe wegen," die er am Rock trägt, erschlagen zu werden, und kann, einige arme Gegenden ausgenommen, furchtslos in Ungarn reisen. Aber erst wenn Volksunterricht und Volkserziehung in ganz Ungarn gut bestellt sein werden, wird der Betyár und der Räuber aufhören, zu den Charakterbildern Ungarns zu gehören.*)

*) Ich schrieb diesen Abschnitt zu Neujahr 1862; seither gaben Betyáren und Räuber überreichen Stoff zu einer argen Räuberchronik. In manchen Comitaten zitterte Alles auf dem Lande für Leben und Eigenthum. Und dennoch behaupteten adelige Damen, sobald sie Ungarn verlassen hatten, die ungarischen Räuber seien Leute voll Galanterie, Ritterlichkeit und feiner Bildung!

Eine russniakische Wallfahrt*).

„Russniaken" nennt man in Oberungarn nicht nur den Volksstamm der Ruthenen, sondern überhaupt die Bekenner des griechisch-unirten Glaubens, somit zunächst die östlichen Slovaken, welche zwischen und neben den Ruthenen wohnen.

---

*) Die wunderlichste Wallfahrt ächter Ruthenen findet bei dem Basilitenkloster an der Latorcza statt. Von dem Kloster führt ein steiler Abhang hinab zu dem kalten Flusse. Sobald die Prozession unter Vorantragung der Fahne die Anhöhe erreicht, so verstummt der Gesang der Wallfahrer und Alles stürzt sich in wilder Eile den steilen Abhang hinab und in die Fluthen, denn wer zuerst in das Wasser gelangt, ist — des vollständigsten Ablasses sicher. Manchen wird bei dem rücksichtslosen Stoßen und Drängen wehe gethan, Mancher wird an dem Ufer oder im Wasser umgeworfen und arg gequetscht und getreten, Mancher auch wird krank, weil die Wallfahrer, ehe sie ihre paar Kreuzer opfern, ganz durchnäßt und vor Kälte schlotternd, geraume Zeit in der kalten Kirche knieen und beten; — die Zahl der Gläubigen wird dennoch nicht geringer.

— Die „russniakische" Gemeinde der ansehnlichen Stadt K. ist klein und arm; wenn bei der Aufrichtung des heiligen Grabes in der Charwoche einige Handarbeiter und Holzspalter aushelfen, so haben sich sämmtliche Honorationen der Kultusgemeinde betheiligt mit Ausnahme eines wohlhabenden Bürgers, mit dem aber auch alle Confessionsverwandte Götzendienst treiben und der Pfarrer Parade reitet. An Wallfahrtstagen strömen die Gläubigen, nachdem sie sich zuerst mit dem „Beichtgelde" versehen, aus der ganzen Umgebung nach dem Kalvarienberge der oben angedeuteten Stadt. Folgen wir einem solchen Zuge! Mit unharmonischem Geplärr bewegt sich ein Trupp schmutzig und ärmlich aussehender Leute beiderlei Geschlechts hinter einer Kirchenfahne, die Weiber stecken in hohen Stiefeln und haben zur größeren Bequemlichkeit das Kleid, unter welchem sie nur ein Hemdchen, keine Röcke tragen, auf beiden Seiten aufgenommen und in den Gurt gesteckt, so daß das Bein bis zum halben Schenkel sichtbar ist, die Mädchen tragen ihre rothen oder schwarzen Stiefel in der Hand, halten sich zusammen und plaudern mit einander. Allen diesen hohlen Gesichtern sieht man die Strenge der kürzlich abgelaufenen griechischen Fastenzeit an, während deren der Genuß des Fleisches, aber auch alles dessen, was vom Fleische stammt (Milch und Ei) streng verboten ist; die Schwächlinge unter den Wallfahrern schleichen darum blutlos und entkräftet einher. Sauerkraut, schon stark anrüchig und mit Leinöl angemacht, ist während dieser Periode eine Speise für die Russniaken, wie „sie die Erzengel im Himmel an hohen Festtagen nicht besser wünschen

können." Die Atmosphäre einer solchen Sauerkraut=Leinöl imprägnirten Familie ist wahrhaft haarsträubend und dürfte bei Scheintodten als letztes verzweifeltes Mittel empfohlen werden.

Schon von weitem vernehmen wir wüstes Lärmen und Schreien wirr durcheinander und schlecht zu dem vermeintlich heiligen Zwecke stimmend. Wir gelangen endlich an den Fuß des Kalvarienberges und erkennen die Urheber dieses betäubenden Gebrülles in einer rechts und links frisch aufgepflanzten Allee von Krüppeln und Bettlern, die unter dem schmutzigen, arbeitscheuen Landvolke jener Gegend so üppig gedeihen. Die Krüppel tragen, um ja recht eindringlich zu Gemüth zu sprechen, ihre kranken Gliedmaßen in ekelhafter Nacktheit zur Schau, ja sie halten sie wo möglich dem Vorübergehenden mit der schamlosesten Zudringlichkeit unter die Augen; die Bettler aber, vermuthlich durch die Bedeutung des Tages plötzlich zerknirscht über ihre Sündhaftigkeit, leiden heute an allen erdenkbaren Krankheiten. Bursche, die gestern noch an einem entfernten Orte den Leuten athemlos nachliefen, um sie anzubetteln, winden sich heute schmerzhaft und convulsivisch; Männer, Weiber und Kinder, die gestern noch bequem sitzen, stehen und knieen konnten und kerngesund waren, liegen heute vom Fieberfrost, wie die Aepfel auf dem Baume vom Sturme geschüttelt, auf der bloßen Erde, und Alle ächzen, wimmern, stöhnen und heulen in allen Tonarten. Niemals erblickt man unter ihnen bei solchen Gelegenheiten einen Zigeuner, wiewohl die Gaben der getäuschten Wallfahrer reichlich fließen.

Alle haben heute ihre Paradelumpen angezogen, d. h. viel schlechtere als die gewöhnlichen. Es bedarf längeren Nachdenkens und einiger Schlauheit, um herauszudüfteln, wie sie es wohl anstellten, um in diese Lumpen zu kriechen, ohne bei den hundert Löchern herauszufahren; gewiß bedurfte Jeder der vereinten Hülfe sämmtlicher würdiger Familienglieder, und zwei gute Katzen würden in einem solchen Kleide schwerlich ein hineingeschlüpftes Mäuschen fangen können. Die besten Geschäfte macht ein massiv gebautes Individuum, welches halbnackt daliegt, und dessen bei dem Mangel eines Hemdes ganz entblößter Brustkasten die Bewunderung des Anatomen und des plastischen Künstlers erregen müßte; eine Viertelstunde weit hört man aus dem vielstimmigen widerwärtigen Chore seine dröhnende Stimme heraus, zwar schon etwas heiser, aber nicht Eine Minute in dem Herabbrüllen aller möglichen Heiligenlieder aussetzend. Sehen wir uns ihn näher an. Seine bis zum Knie entblößten Beine zeigen handgroße künstliche Wunden, durch unterschiedliche Mittel der Haut eingeätzt und mit Pflanzensäften entsprechend gefärbt; je mehr Leute sich um den frommen Dulder, den „armen Lazarus", wie er sich selbst zwischen Beten und Singen manchmal nennt, scharen, desto unerträglicher werden seine Leiden und der Kerl bäumt sich, daß die Füße sich mit dem Kopfe berühren, desto mehr kommt der Geist über ihn und er „singt" mit einer Inbrunst, daß sein Gesicht alle Farben, die sonst nur der Kropf des Puterhahns aufweist, abwechselnd annimmt; in den Händen hält er ein großes, mit bunten Farben wild überkleckstes Heiligenbild in

Glas und Rahmen, das er von Zeit zu Zeit mit Leidenschaft an den Mund reißt. Auf dieses Bild legt das betrogene Volk seine milden Gaben. Die übrigen Bettler haben größtentheils auch „fromme" Bilder neben sich liegen. —

Ein ähnliches Bild sah ich einst in Steiermark an der Thüre einer Sennhütte befestigt: links zur Hölle gingen von grinsenden Teufeln escortirt, während andere schon den Zahn auf sie wetzten, Pech und Schwefel kochten, Schwarzstrümpfler, Studenten in der Legionsuniform, Nationalgarden, „Spielmedianten" (Komödianten) und — Dirnen, rechts zum Paradiese schritten vertrocknete alte Betschwestern, wohlgenährte Mönche u. s. w. —

Vor der ersten Station links sprudelt eine Quelle in ein größeres steinernes Becken, die Wallfahrer reinigen hier scharenweise ihre Füße von dem irdischen Staube, wobei die Damen auch einem erklecklichen Theile der Beine oberhalb des Knies die bei ihnen seltene, nur an Festtagen übliche Wohlthat einer Waschung zu Theil werden lassen. Dazwischen trinken die slovakischen wie die ruthenischen Herrschaften von dem erquickenden Quell; das Wasser hat nach ihrem Zeugniß besondere Eigenschaften, und dem mag auch so sein, denn es kommt geradenwegs — von dem nur drei Schritte entfernten Kirchhofe, oder wie er hier nach seiner Gestalt richtiger hieße: Leichenanger. Oberhalb der Quelle steht die Bildsäule des heiligen Petrus, nebenan auf einer Säule der Hahn, welcher ihm beim Verläugnen ins Gewissen krähte; die ganze Gruppe ist von breitem Gebüsche umgeben. Alle anwesende Breßhafte und die beauftragten Freunde

und Verwandten der daheim Darniederliegenden packen allerhand schmutzige, unsäglich ekelhafte Fetzen aus, welche um die kranken Körpertheile gewickelt waren, und befestigen diese nun an der Statue des Heiligen, dann, wenn diese mit dem gräulichen Schmucke so hoch umwunden ist, als die Hände der Verehrer reichen, die andere Säule, und ist auch an dieser kein Platz mehr, so binden die Nachfolgenden ihre Weihgeschenke an die Zweige und Aeste, so daß die nächsten Wochen, bis es herabgefault ist, selbst die Vögel des Himmels von dem flatternden Fetzwerke zurückweichen. Diese seltsame Art, den Himmel durch Ekelerregen mitleidig stimmen zu wollen, begegnet dem Reisenden bei jedem Kruzifix, jedem Heiligenbilde in dem östlichen, slavischen Oberungarn.

Vor den einzelnen Stationen knieen kleine Wallfahrtzüge, Gebete murmelnd oder Litaneien absingend und rutschen nach einer Zeit auf den Knieen von einer Station zur andern; die Bilder sind nicht besser und nicht schlechter, als sie an solchen Orten auch anderwärts sind; viel schreiende Farben, und die Andacht der Beter müssen ersetzen, was dem „Künstler" an Formensinn, Geschmack und Technik abging. In ähnlicher Weise sind oben Christus am Kreuze, Maria und Johannes, mehr plastisch als schön ausgeführt; auch hier liegen Gruppen auf den Knieen.

Wir stehen nun vor der Kirche. Wie da und dort zwei alte kleine Kirchen, so scheinen hier zwei Schüttböden über einander aufgeführt, die kleinen, höchst unregelmäßigen Fenster stehen ganz wirr über und neben einander. Menschen strömen aus und ein; wir arbeiten uns endlich durch; Alles ist

gesteckt voll. Aber auch eine gräßliche Strömung von Kaprin-, Kapril-, Kapron-, Buttersäure und einigen von Chemikern noch nicht geahnten Säuren schlägt uns betäubend entgegen, der Schweiß tritt uns bei der dumpfen Schwüle der nirgend gelüfteten Kirche in großen Perlen auf die Stirne. Zwei hölzerne Schnitzwerke: Maria und den Heiland am Kreuze über Lebensgröße darstellend, stehen an den Seitenwänden; in keinem Wachsfigurencabinet der geringsten Art wird man so mißlungene Gestalten antreffen. Wie nur die Priester solche Zerrbilder dulden können! In dieser erstickenden Luft, in dem Gedränge und Geräusch sitzen Priester, hier und in der zugigen Vorhalle im Beichtstuhle! Sie sehen mitleiderregend aus und gestehen nachmal auf Befragen das Qualvolle ihrer Lage an solchen Tagen. Die Luft schnürt uns die Kehle zusammen und treibt uns baldigst ins Freie, wo wir wie neugeboren aufathmen. Hart an der Kirche stehen noch einige Beichtstühle, und die Menge drängt so heran, daß sie jedes Wort des Beichtvaters mit anhören kann.

Knapp hinter den Beichtstühlen sind Buden und Kramladen aller Art aufgeschlagen. Hier kaufen die Wallfahrer zunächst allerhand Opfergegenstände, Armeseelenkerzchen, aus Wachs gebildete Hände und Füße, aber auch das Bild des Alpes, von dessen Drücken sie frei werden wollen — eine Kröte mit einem Menschengesicht — Wachskerzen und andern Tand. Besucher aus der Stadt sehen sich den Spectakel an, junge Herren unterhalten sich mit dem Augentrost in solcher Umgebung, der „schönen Ottilie", dem gefeierten Lebzeltertöchterlein. Den Herren nach

ziehen vereinzelte Plänkler und fliegende Corps aufgeputzter Nachtfräulein und nehmen eine zugleich beobachtende und herausfordernde Stellung ein, wo sie ein feineres Tuch am Rocke wittern. Im Hintergrunde versammeln „Würstelbuben" mit grauen Haaren und verdächtig aussehenden Würsteln, und Schnapsverkäufer ein immer neu sich gebärendes Publikum. In dem unmittelbar anstoßenden schönen Eichenhaine liegen und lagern Wallfahrer auf dem Bauche, ziehen Laibe Brod mit bereits sehr verjährtem Käse hervor, oder braten Speck an eigens dazu vorgerichteten Oertlichkeiten. Im Schatten einer ehrwürdigen Eiche sitzt eine Familie beisammen, hart aneinander gerückt, verständnißinnig, und in einer ganz eigenen Jagd auf Hochwild begriffen, für welche sie weder ein Revier pachten, noch einen Waffenpaß erheben muß. Eine Slovakin entblößt etwas unbedachtsam ihre Reize und stellt allerhand Säugethieren eigenhändig nach. Unter den Bäumen gewahren wir noch mehrfach einzelne Gestalten in absonderlichen, zum Ausruhen kaum geeigneten Stellungen, wir nähern uns ihnen aber nicht — aus guten Gründen. Sie alle bringen „Leben" in die Gegend, wovon man sich selbst einige Tage später überzeugen kann, wenn man sich unvorsichtig eine Zeit ins Gras setzt. — Der schöne, im Halbkreise mit aufsteigenden Sitzreihen versehene Abhang des Hügels, zur Rechten, für eine Bergpredigt wie geschaffen, wird nur zum Schmausen benutzt; die hübschen biblischen Gruppen, aus Sandstein gehauen, leider von roher Hand verstümmelt, werden von den Wallfahrern keines Blickes gewürdigt, doch wird der kühle,

von schattigen Bäumen und Ruhebänken dicht umgebene Quell für einige Tage den städtischen Besuchern verleidet. — Wir begeben uns vor der Dämmerung nach Hause, um den bekannten Unfug, zu welchen Wallfahrten die gern gesuchte Veranlassung geben, nicht mit ansehen zu müssen.

Die Juden.

Einige schöne dunkelbärtige Männer in feinen ungarischen Kleidern gehen stolzen Ganges und im lebhaften, ja aufgeregten Gespräche über die Gasse; wahrscheinlich sind sie Edelleute und verhandeln über die letzten Reden im Unterhause*). Treten wir näher. „Flaischmann, wie kommen Se mer gefälligst vor? Wollen Se mer geben den Kückerutz fer so theuer, wie Sie haben ihn gekauft, und soll ich mußen geben 415 Gulden? Wie haißt 415? Soll ich sain glückelich, ich waiß, Sie haben nur gegeben 387." — „„Strof mich Gott, Teitelbaum, aß ich hab gegeben 415."" Der Handel wird nach langem Hin- und Herreden mit 387 abgeschlossen, worauf der Erste schmeichelnd anhebt: „Angieniehmer Fraind, können Sie mir glauben, hätten Sie gesagt, Sie haben gegeben 415, Ihnen hätt' ich gegeben 415." — Die Herren gehören also nicht zur Gentry, sondern zum

*) Geschrieben 1861.

Volke Gottes, welches aber, hier zu Lande von seinen zahllosen Schuldnern oft zum Teufel gewünscht, zur Abwechslung einmal auch das Volk des Teufels genannt werden könnte. Schöne Leute sind sie indeß, und der „ungarische Herrgott" (Magyarok Istene) könnte sich eine gehörige Leibgarde aus schönen ungarischen Juden zusammen stellen (wenn er sie nicht etwa als bloße Stiefkinder ansieht) und mit Wohlgefallen auf manche Jüdin mit feinen, tief melancholischen oder lebensprühenden Zügen von antiker Reinheit und Schöne blicken; daneben könnte er über die zahlreicheren grotesken, durch Folio-Ausgaben von Mund und Nase unmöglichen Gesichter sich halb krank lachen.

Wundern wir uns nicht, daß jene Adoptiv-Stiefenkel Arpád's sich ungarisch kleiden; es ist jetzt Mode, man möchte die Emancipation so erschmeicheln und kann obendrein ausschauen „wie ein Cavalier, Isten ucsek!" Außerhalb Ungarns behängen sich die jüdischen Mädchen und Frauen Sonnabends mit eitel Gold, hier verwenden sie jetzt Alles auf die „National." Aufsehen Erregen und Staat Machen lieben die ungarischen Juden. Nehmen wir ihnen nicht übel, daß sie nicht Ungarisch reden, sie werden es schwerlich können; ist dies aber der Fall, so kehrt sich Arpád darüber im Grabe um, denn die vocalreiche magyarische Sprache klingt in dem Munde der Semiten wie Musik, aber wie Katzenmusik.

Als mich mein Geschick nach Ungarn warf und ich in dem weiten Pest acht Tage als aufgelegter Bummler vertändeln mußte, ehe ich weiter reisen konnte, und am ersten

Tage mutterseelenallein die prachtvolle, im maurischen Styl erbaute Synagoge bewundert hatte, fiel ich Abends hungrig in einem großen Gasthause ein. Ich machte im Stillen meine Bemerkungen, als alle Gäste, der Wirth und die Kellner gebogene Nasen und glänzende Augen zur Schau trugen und auf meiner Tischnachbarn Gesichtern bedenkliche Zweifel über meine Religion aufstiegen weil ich den auf „lussnekotisch" (hebräisch) geschriebenen Speisezettel, während ich ihnen doch imponiren wollte, verkehrt in die Hand nahm. Ich genoß nun eine Koschermahlzeit, aber eine ganz vorzügliche. — Bei dem Gange zu der Synagoge erschien mir die Zahl der wegen des Festtages nach dem Tempel strömenden Pester Juden Legion (über 20,000); ich erkannte aber auch, daß die große Handelsstadt die Residenz der israelitischen Aristokratie ist; nachmals hatte ich Gelegenheit durch längeren Aufenthalt im Lande den ungarischen Juden in allen Lebensstellungen kennen zu lernen. — Was an dem ungarischen Juden sogleich ins Auge springt, ist der grelle, schneidende Gegensatz zwischen Armuth und Reichthum, Bildung und gräulicher Unwissenheit, scharfem, ätzendem Verstande und lächerlicher Verwirrtheit der Vorstellungen, religiösem Unglauben und starrster Orthodoxie, geläuterter Sittlichkeit, namentlich an Frauen, und moralischer Verworfenheit. Hier gewinnt man einen bescheidenen, ehrlichen, gebildeten Mann recht lieb, dort lacht man und ärgert sich über einen naseweisen, frechen, schöngeistelnden Gelbschnabel, welcher einem am schnellsten unter den Handelsbeflissenen über den Weg läuft. Aber Bildung und Sittlichkeit gehen bei den

ungarischen Juden nicht immer Hand in Hand mit dem Grade des Wohlstandes. Arme Juden sind hier eben so oft höchst achtungswerth wie reich gewordene durch ihre schmutzige, niedrige Gesinnung verächtlich.

Abgesehen von den wissenschaftlich gebildeten Männern, die wie anderswo nur dem Namen nach Juden sind, z. B. den Aerzten, Schriftstellern, den wenigen Banquiers und Großhändlern, leben die ungarischen Juden als Kaufleute (in Munkács z. B. sind sämmtliche siebenzig Kaufleute Juden, eben so in den kleinen Orten Niederungarns), „Fabrikanten" (auch „optische Brillenhändlerfabrikanten", wenn sie mit einigen blinden Ausschußgläsern handeln), Trödler, „Werthshäuser" (Wirthshauspächter, in manchen Städten sind sämmtliche, oft an zwanzig, Wirthe Israeliten, z. B. in Nagy-Ida); seltener „Künstler" (z. B. Photographen, da und dort Musikanten) oder Handwerker, letzteres meist nur in gewissen Gegenden (so sind z. B. in Munkács fast nur israelitische Handwerker) und bei Beschäftigungen, die wenig schwere Arbeit verlangen; noch seltener Juweliere, häufig jedoch Gutspächter, denn dazu gehört Moos, und das besitzt hier nur der Jude. Aber fast ausnahmslos wäre der passendste Erwerbtitel für Jeden „Handelsmann" oder wenigstens „Geschäftsmann." Selten wohnt der Jude in den stark von Deutschen bewohnten Gegenden, am besten gedeiht er unter den Slaven und richtet allerdings oft, das Branntweintrinken des rohen Bauern ausbeutend, durch Creditgeben am Schenktische und wucherisches in Pfand Nehmen der liegenden Habe manche slavische

Ortschaften zu Grunde. Der Dorfjude, mäßig und sparsam, wird in der Mehrzahl wohlhabend, verbirgt aber, bis er in die Stadt zieht und aufthaut, mißtrauisch seinen Wohlstand vor dem Bauer, der am liebsten mit ihm Geschäfte abschließt, ihn aber auch jeder Schlechtigkeit für fähig hält. Doch lebt der Dorfjude der armen nördlichen Gebirgsgegenden in Schmutz und Elend, wenn auch nicht in dem Grade wie sein galizischer Bruder; auch er ist nie bäurisch gekleidet, sondern städtisch; seine „deutsche" Kleidung ist ungleich schmutziger als die heutige ungarische des reicheren Juden, schon darum, weil die ungarischen Kleider bei der Neuheit der Mode noch nicht alt und abgeschabt zu haben sind. In den Städten, die Viel mit Polen verkehren, z. B. Bartfeld, erblickt man auch Gruppen von alten Juden in dem aus Polen bekannten Aufzuge: langem Kaftan, Kniehosen, Schuhen und Strümpfen, und Hüten mit endlosen Krempen, die beim Sprechen gar bedenklich wackeln und an einander stoßen. Daß im Allgemeinen über den Söhnen Abrahams in Ungarn der Geist des speculativen Erzvaters Jakob ruht, erkennt man an so manchen neuen, mitunter prächtigen Synagogen, in welchen sie das Land der Verheißung preisen können, das — die Fieberperiode von 1860—1861 abgerechnet — von Milch und Honig fließt, und wo ihnen so wenig Christen als Concurrenten Galle erregen können. Betrachtet man die Judenschaft auf dem Gange zur Synagoge, so hat man Gelegenheit genug, über den Gegensatz und die Mischung von Prachtliebe und Schmutz, Uebermuth und Kriecherei zu lächeln, — womit ich natürlich nicht sagen

will, daß diese Züge an der Mehrzahl der Besucher wahrzunehmen sind.

Es giebt in Ungarn kein Geschäft abzuschließen, von dem der reichere Jude, bei der Ausbreitung seiner Leute über das ganze Land und deren Verbrüderung*), nicht zur rechten Zeit Kunde hätte und das ihm nicht bei seinen Verbindungen zufallen würde; nicht der Deutsche ist hier der Speculant, sondern der Jude ist Wein-, Vieh-, Fruchthändler und alles Mögliche, was mit Geld in Verbindung steht; denn „der Handel is die Seel' von die Welt und für einen Geschäftsmann ist keine Nadel zu klein, kein Haus zu groß." So beherrscht er den Klein- und den Großhandel in Ungarn und ist, charakteristisch für die volkswirthschaftlichen Zustände Ungarns, die erste, ja die einzige Finanzmacht im Lande. Der deutsche Bauer im Banat ist mitunter sehr reich (ein Schwabendorf zeichnete auf die österreichische Anleihe von 1859 eine Million Gulden), aber er hebt das Geld nach Bauernart meistens im Kasten auf; der deutsche Bürger und Industrielle hat sein Geld im Geschäfte stecken und ist nicht allzu reich; der Edelmann und der nicht-deutsche Bauer hat kein baares Geld, wie denn Ungarn zu allen Zeiten Ueberfluß an materiellen Gütern besaß, manche Gegenden „in ihrem eigenen Fett ersticken", aber stets über Mangel an

*) Von diesem pythagoräischen Zusammenhange nehme ich natürlich die Aerzte und Handwerker (seinerzeit auch die Advokaten) aus.

Geld klagte; dem magyarischen Stadt- und Marktbewohner sind weder Lust noch Geschick für finanzielle Geschäfte eigen. Unter solchen Umständen muß der stets gefüllte Seckel des Juden Herr und Meister werden. Vor der Einführung des Grundbuches und der Abschaffung der Aviticität war für den stets in Geldverlegenheiten befindlichen Adel der Credit des Auslandes natürlich verschlossen, eine öffentliche Creditanstalt besitzt Ungarn nicht, nur der Jude, welcher in alle Verhältnisse eingeweiht war, somit Jeden gut zu taxiren verstand und gegen hohe Zinsen es auf etwaigen Verlust des Capitals und die Gefahr persönlicher Unbill ankommen ließ, konnte Rath schaffen. Der Jude hat in den slavischen Gegenden den bei ihm stark verschuldeten Bauer ganz im Sack, und in einem Comitate, dessen Adel sehr flott lebt, äußerte, als die ungarische Tracht, die bereits vor zwölf und vor zwanzig Jahren auch Mode war, im Jahre 1860 wieder aufkam und die Juden noch nicht angezeigt fanden sich zu maskiren, ein Jude bei dem Anblick einiger bei ihm im Buche stehender Edelleute, die sehr hohe Federn auf dem Hute trugen, achselzuckend: „Mein, wie haben die Edelleut' noch Etwas gehabt zu verschreiben, haben sie gebraucht die Federn; jetzt, wo sie Nichts mehr haben für den Juden zu verschreiben, können sie sich die Federn auf den Hut stecken." Nicht nur die eigentlichen Geschäfts- und Kaufleute geben sich mit dem Handel von Werthpapieren und mit mancherlei Creditoperationen ab, sondern auch Juden in Lebensstellungen, die anscheinend Nichts mit Geldgeschäften zu thun haben, machen nebenher eifrig in Rebach und Procenten.

Gewiß ist, wenn heute alle Juden aus Ungarn auswandern würden, müßte sich wiederholen, was im Jahre 1182 in Frankreich bei der Vertreibung der Juden geschah: nahezu alles baare Geld würde mit ihnen aus dem Lande wandern. Man kann die ungarischen Juden in drei Rangklassen theilen, in Reiche, — in solche, die auf dem Wege sind, reich zu werden — und in Arme. Die Mitglieder der ersten Klasse, die sich durch einen gewissen Uebermuth kennzeichnen, sind thatsächlich durch ihren Reichthum emancipirt und verkehren — auch unter vier Augen — selbst mit den höheren Ständen; sie sind sich ihres Einflusses wohl bewußt, denn in Ungarn gilt bei dem Mangel an Capital der Satz: Geld ist Macht; im westlichen Europa kann man sich von dieser Macht keine klare Vorstellung machen, da das Geld dort wohlfeil ist. Viele dieser reichen Juden sind Emporkömmlinge, die „mit Nichts" angefangen haben, aber als Sensale, Zwischenhändler und Mäkler alle nothwendigen Kenntnisse — um reich zu werden und die nöthigen Verbindungen sich zu verschaffen wußten, und Großhändler wurden. Da jeder Jude Menschenkenntniß, Kenntniß des Landes und der Verhältnisse besitzt, so ist begreiflich, daß die Stufenleiter, auf welcher der Jude aus Armuth und Dürftigkeit sich zum Reichthum empor arbeitet, beträchtlich kürzer ist als die Himmelsleiter, welche einst Jakob im Traume sah.

In die zweite Klasse der Strebenden gehören alle möglichen Handelsagenten, Sensale und Mäkler, Händler, Kaufleute, Handwerker in den Städten, Branntweinbrenner, Pächter von Bauten und Wirthshauspächter, und Hofjuden

(wenn ich mich so ausdrücken darf) der Magnaten und Gutsbesitzer. Ein Theil dieser stets rührigen und in Bewegung begriffenen Klasse kundschaftet und vermittelt in der verschiedensten Eigenschaft den Großmeistern des Geldsackes die einträglichsten Geschäfte; sie sind gleichsam die Meute, welche ihnen das edle Wild aufstöbert und zutreibt, oder die Jäger und Köche, die den fetten Bissen gespickt und gebraten — gegen Entgelt — in die Küche liefern. Unter ihnen finden sich gar feine, kluge und berechnende Köpfe; in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel, verwerthen die Erzeugnisse der Einwohner und schaffen aus der Fremde herbei, was fehlt und gewünscht wird. Sie sind dann wirklich eine Art Pioniere der Bildung und waren bis 1848 Anknüpfungspunkte des deutschen Elementes. Was man auch gegen sie einwenden mag, bei den thatsächlichen Verhältnissen Ungarns muß man sie schätzen, sie sind im Augenblicke wenigstens ein nothwendiges Uebel. Reich werden will Jeder von ihnen, und er kann dies ziemlich leicht, denn in Ungarn „broucht mer noch nich ze holgen Tag und Nacht bis mers af schofle fünf Prezentlich mit louter Schand' und Spott bringt —, mer kenn schon dermarbesen (erwischen) joukere und toufere Masematten und mer bekimmt leicht die Gewalt über die Gojim" (Christen). Aus sehr guter Quelle weiß ich, daß mancher Orten bei den Steuerexecutionen der Bauer 50, der Edelmann 100 Procente für die aufgenommenen Gelder zahlen mußte; das Geld war eben, im guten Glauben,

man werde keine Steuern zahlen, verthan worden und mußte um jeden Preis herbeigeschafft werden.

Zu der dritten Klasse, den armen Juden, kann man einige Wirthshauspächter in dürftigen Landestheilen, einige Handwerker in kleinen Orten, endlich zahlreiche Hausirer, „Pinkel- und Schacherjuden" zählen, die Letzteren müssen es sich gefallen lassen, oft sehr schnöde behandelt zu werden, da man sie mehr oder minder für Diebshehler oder Käufer gestohlener Sachen hält. —

Den ungarischen Juden charakterisirt noch mehr als seinen Glaubensgenossen in andern Ländern, daß er den Zauberklang des Geldes bei Andern für unwiderstehlich, d. h. daß er die ganze Welt für bestechlich hält; in seinen Augen ist der mit Silber oder Banknoten gepflasterte Weg der sicherste. Im Gegensatze zum polnischen Juden — hinter dessen schlechteren Exemplaren an Verworfenheit und geschäftsmäßiger Bereitwilligkeit zu allem Unrechten die schlechteren Subjekte der ungarischen Judenschaft zurückstehen dürften, ist der ungarische Jude in der großen Mehrzahl nicht kriechend, sondern er tritt mit Sicherheit und mit einer Art Selbstbewußtsein auf und wird leicht anmaßend und patzig, wenn er dies ungestraft sein darf, denn er weiß gar wohl, daß bei ihrem geschlossenen Zusammenhalt, bei ihrer finanziellen Ueberlegenheit heute schon seine Stammgenossen im Lande das Heft in Händen haben.

Der geistig-sittliche Zustand der ungarischen Juden ist, wie bereits angedeutet, höchst ungleichartig; auch unter den Rabbinen findet man aufgeklärte, kenntnißreiche Männer,

welche längere Zeit Studien an deutschen Universitäten trieben, und andererseits alberne, unwissende Leute*). „Der Talmud ist so viel schwer" und der spukt noch in vielen tausend Köpfen. Dieser Talmud wies den Juden an, seinen Nationalcharakter rein zu bewahren bis zur geträumten Wiedererlangung der politischen Unabhängigkeit; deshalb mußte der Jude, in dessen Religion schon nach asiatischer Weise ein starker social-politischer Verband liegt, sich gegen alle Vermischung mit anderen Völkern systematisch abschließen, sollte mit allen in der Fremde zerstreuten Glaubensgenossen lebendige Handelsverbindungen unterhalten, aber keinen Grundbesitz erwerben und sich nirgends nationalisiren. Zu diesen Geboten und dem unverwüstlichen nationalen Zusammenhange kam der Druck des vorurtheilsvollen Volkes in Ungarn, und beide bewirkten auch hier den allbekannten beispiellos zähen Zusammenhalt der Juden unter einander. In den unteren Schichten der Juden geht gleichsam traditionell eine andere Auffassung der Pflichten gegen die Christen als gegen die eigenen Angehörigen, der Nichtjude gilt dem ungebildeten Orthodoxen für nicht gleichberechtigt. Das Schul- und Erziehungswesen der Juden Ungarns, also eines Landes, das gerade auf diesem Felde noch so Viel nachzuholen hat,

*) Ich las das von einem Rabbiner einem Rabbinatcandidaten ausgestellte Zeugniß; darin stand: „Religionslehre: Sehr unübertrefflich. Biblische Geschichte: Vorzügliche Kenntnisse mit chronologischer Begründung und mit lebhaftem Vortrag u. s. w." Einen andern Rabbi hörte ich folgende Frage stellen: „Warum ist der Abraham begraben geworden blos an Einem Ort?"

liegt sehr im Argen; die österreichische Regierung hat seit 1850 durch Gesetze eingegriffen, die Kinder zum Schulbesuche, die Lehrer zur Ablegung von Prüfungen angehalten, dies ist aber nur ein Anfang zum Guten*). Israelitische Lehrerbildungs- und Erziehungsanstalten fehlen, die Verbindung mit den deutschen Juden ist nicht lebhaft, deshalb konnten Mendelsohn's Gedanken und Wessely's Reformideen über israelitisches Erziehungswesen nicht eindringen, die Beziehungen zu den unwissenden polnischen Juden konnten nicht anregend wirken. Der Mädchenunterricht läßt in Ungarn noch sehr, sehr Viel, bei den Israeliten im Durchschnitt noch Alles zu wünschen übrig, wenn die Mädchen nämlich nicht christliche Schulen besuchen. In größeren Städten werden die Töchter mancher reichen Familien begreiflich sehr sorgfältig erzogen. Beim häuslichen Unterrichte gilt aber meist der

*) Die durch Haynau's Machtspruch der ungarischen Judenschaft auferlegte Strafcontribution von einer Million Gulden wurde nachträglich durch einen Gnadenakt des Landesfürsten zur Gründung eines ungarisch-israelitischen Landesschulfonds bestimmt. Dieser hat zum Zwecke die Hebung des israelitischen Schulwesens in Ungarn, die Gründung neuer Lehranstalten und die Unterstützung armer Gemeinden bei der Errichtung von Schulen. Seither wurden allerdings von den Interessen des Fonds nur vier Musterhauptschulen errichtet, der Rest der namhaften Zinsen lag todt. — Vielen ungarischen Judengemeinden fehlen entweder die Mittel oder der gute Wille, Schulen zu errichten; die kleinen und mangelhaften Rabbinatsschulen auf dem Lande gehen ein. Die Gründung einer Anstalt nach dem Muster der Breslauer Rabbinerschule wäre im hohen Grade ersprießlich.

Grundsatz: möglichst schnell und möglichst wohlfeil; darum ertheilen jenen neben wenigen sehr geschickten Lehrern meist unwissende, untaugliche; die kleinen Judenschulen machen auch hier ihrem sprüchwörtlichen Ruhme durch heillosen Lärm alle Ehre. „Jäkof, du Hünd! werscht du ruhig sain, dü Schwain!“ hörte ich durch das offene Fenster einer solchen Schule. Dagegen besuchen die Israeliten das Gymnasium und neuester Zeit „die Real“ sehr stark, denn der Jude läßt seine Söhne, obwohl ihnen bisher nur die Medicin offen stand, wenn er es halbwegs erschwingt, studiren, schon aus einer gewissen Idiosynkrasie gegen den weißen Rock der österreichischen Armee.

Die Vermehrung der Juden ist auch in Ungarn sehr stark; dieses „wie die Sterne am Himmel, wie der Sand am Meere“ gewahrt man auch in den königlichen Freistädten, die vor 1848 dem Juden nicht einmal eine Nachtherberge gewährten; auch Zuwanderungen aus der Nachbarschaft, besonders aus Galizien, finden statt, während nur wenige Israeliten neuerer Zeit nach Amerika auswanderten. Auffallend groß ist die Anzahl der Juden in den Comitatshauptstädten, wo es immer etwas zu verdienen, und wo es daher beständig viele Juden auf der Gasse zu sehen giebt. Den Worten Jehova's gemäß bleibt kein Jude ehelos, das frühe Eingehen von Ehen bewahrt im Ganzen den Juden vor Ausschweifungen, während man es in Ungarn in diesem Punkte nicht sehr genau nimmt; nur unter den vielgastlichen, weiß und roth gemalten Mägdlein, die auf den Hauptstraßen flaniren — versichern Kenner — befinden sich auch Un=

gläubige, doch nicht aus Arbeitscheu und Putzsucht, sondern mehr aus einem Temperamentfehler. —

Eine in dem westlichen Europa heute unerhörte Erscheinung sind die jüdischen Räuber, die durch List, Verwegenheit und Zusammenhalt zu den gefährlichsten Verbrechern gehören. Ich wohnte vor wenig Jahren der durch mehrere Wochen andauernden Schlußverhandlung gegen mehr als ein Dutzend Mitglieder einer solchen Bande so regelmäßig und theilnehmend bei, daß ich schon daran dachte, von dem Gerichtshofe eine Art Taggeld als außerordentlicher Beisitzer im Zuhörerraum anzusprechen; der Proceß gewährte bei seiner Ausdehnung, welche die Vorladung von Zeugen aus vielen Theilen Ungarns nöthig machte, einen tiefen Einblick in das Treiben dieses verworfenen Gelichters. Die Mitglieder der Bande, welche sich Chochme oder Chäs (kluge Leute) nannten, angeblich gegen achtzig Personen, waren allerdings Sibacher, d. h. je nach Umständen Gauner, Diebe, Räuber, waren aber wohl organisirt, vertheilten dem Aufenthalte und der Verwendbarkeit der Einzelnen angemessen die Masematten (Geschäfte) und den Schauplatz ihrer Thätigkeit unter sich und unterschieden sich in Baldorerer und Sasser (Kundschafter und Diebshehler), Dorfdrucker (Taschendiebe), Schottenfeller (Jahrmarktsdiebe), Makener (Diebe, die sich in die Häuser einschleichen), Schränker (Einbrecher) u. s. w. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich fast über ganz Ungarn; dies und der Grundsatz, sich in der Nähe des Wohnortes an keinem hervorragenden Verbrechen zu betheiligen, um einen guten Leumund zu erlangen; der Umstand,

daß an einem Geschäftsmanne eine selbst monatelange Abwesenheit nichts Auffallendes in sich schließt; die verdoppelte Vorsicht jedes bereits einmal Abgestraften und aller durch sein Beispiel des Ertapptwerdens Gewarnter, machte die Entdeckung der Verbrecher sehr schwierig, und wahrscheinlich sind nach der Ergreifung jener Verbrecher nicht alle durch sie verübten Uebelthaten enthüllt worden. Das Vormelochenen (Vorarbeiten) bei jedem Handel (Diebstahl) fiel dem Sasser zu, häufig einem Hausirer; war durch den Sasser eine Gelegenheit zum Diebstahl oder Raub ausgespäht, so reisten blitzschnell in der Nacht mehrere 2 bis 15 Meilen entfernt wohnende Kameraden zu, um das Verbrechen auszuführen, ließen den Wagen außerhalb des Ortes in sicherem Versteck halten, drangen nur vermummt oder mit geschwärzten Gesichtern in die Wohnung der Schlafenden, kehrten nach vollführtem Raube wo möglich wieder bei Nacht nach Hause und zeigten sich hier unmittelbar vor und nach der schnellen Reise, um allen Verdacht von sich abzuwälzen, den Leuten, die dann hinterdrein wirklich um die Zeit des begangenen Verbrechens den Nachbar bei Hause gesehen zu haben vermeinten. Dauerte die Reise einige Tage, so fuhren sie auf abgelegenen Wegen oder nur des Nachts, hielten bei Tag in einem unverfänglichen Allás (so heißen die großen Ställe bei ungarischen Wirthshäusern), wobei gewöhnlich Einige unter den Decken des Wagens versteckt lagen, um etwaige Besucher des Stalles über ihre Anzahl zu täuschen, so daß manchmal ihre nachmaligen Aussagen vor Gericht mit denen anderer Zeugen nicht stimmten. War dagegen das Versteck eine Chässe Finkel

(Diebsherberge, natürlich ein Privathaus), so ging es hoch her: Musik, Wein, die Weiber der Räuber und andere Damen ihrer Bekanntschaft mußten herbei, die Beute wurde vertheilt, leidenschaftlich gespielt und zuletzt der Plan zu neu ausgefasserten Verbrechen bis in die kleinsten Einzelheiten durchgesprochen und die Rollen vertheilt. Zu Hause angekommen, war ihre erste Sorge, alle Spuren des Verbrechens zu vertilgen, Pferde und Wagen, die beim Raube gedient, weithin zu verkaufen, die Neppschore (den Raub) durch die Sasser einzeln in die Ferne zu veräußern, selbst nach Böhmen, Salzburg, Croatien, besonders aber nach P o l e n, mit dem sie in lebhaftester Verbindung standen. An manchen Orten bot sich ihnen ein Roßkamm an, der auch alle gestohlenen Pferde kaufte, gelegentlich einen flüchtigen Gauner oder unsicher gewordenes Gut entführte, nicht selten in die „Geschäfte" eingeweiht war, auf Befragen aber immer „fremde Juden" geführt hatte und nicht zu überführen war, auch wenn alle Welt auf ihn mit Fingern zeigte. Wurde Etwas von der Unthat in bedenklicher Weise ruchbar, so verließen die Gauner augenblicklich ihren Wohnort, zogen in ein entferntes Comitat, änderten den Namen und, lange vor Einführung der Gewerbefreiheit, die Beschäftigung, die ja nur ein Vorwand zur Ansässigmachung war, und machten, wenn man auch dann Verdacht schöpfte, eine weite Reise, bis Gras über die letzte Geschichte wuchs und der Gedanke an den Schofel Bayes (Kerker) nicht mehr ihr Gemüth drückte.

Bodenlos war die Frechheit und Schamlosigkeit der Verbrecher im Lügen und Leugnen vor Gericht; die Angaben

über ihre Vergangenheit waren ein Gewebe von Erdichtungen, die Aussagen der Augenzeugen wurden abgeleugnet, auf die Frage, wer die Stricke, Hacken, die Farbentöpfe zum Anstreichen der Gesichter auf ihren Wagen gelegt, erwiderten sie: „Das hat die Polizei gethan, sie hat sich mit den Agenten zusammen geplauscht, weil sie will uns ehrliche Leute zu Grunde richten." So oft der Polizei-Agent, ein Jude, der sich unter sie geschmuggelt und sie entlarvt hatte, als Zeuge vortrat, bemächtigte sich der sonst so vorsichtigen Sippschaft eine fieberhafte Aufregung und Blicke voll tödtlichen Hasses durchbohrten den gewandten Judennepper (Judenbetrüger); in gleiche Wuth geriethen sie, so oft „der Zeuge der Königin" aufgerufen wurde, ein Mitglied ihrer Bande, das reumüthig Alles eingestand. Dieser einfache Mensch konnte weder lesen noch schreiben, setzte aber durch sein klares treues Gedächtniß, das nach Jahren das kleinste Begegniß in ihrem gemeinschaftlichem Leben, jede gethane Aeußerung, ja jede Speise, die sie irgendwo genossen, behielt, Alles in Staunen; nicht minder durch die eiserne Ruhe, die er den kaum zu bändigenden Wuthausbrüchen, den Finten und Kniffen seiner Genossen entgegenstellte und unbeirrt seine ersten Aussagen haarklein erhärtete. Die Bande mochte ihn für dumm gehalten haben, sie gebrauchte ihn nur als Meschores (Knecht) und zum Binden der in ihren Wohnungen Ueberfallenen; denn der Slichener (Angeber) war einer jener baumstarken Athleten, die unter den ungarischen Juden nicht gar selten sind. Die Gauner wollten sich vor Gericht gegenseitig nicht kennen, noch weniger aber wollten sie um Liebes und Leides

willen von dem Slichener Etwas wissen. „Kennt Ihr diesen Menschen?“ „„Wie kenn er sagen, daß er mich konn? Ich kann ihn nicht.““

In die Enge getrieben erklärte der eine Gauner: „Wohlgebornes k. k. Landesgericht! Gnädiger Herr Staatsverwalter (Staatsanwalt)! Lassen sie mich reden, löblicher k. k. Herr Landesgerichtspräsident! Ich will sagen die Wahrheit und keine jüdische Kniffe und Lügen vorbringen.“ Der Angeber stellte nun bei der Confrontirung an ihn die Frage: „Können Sie leugnen, daß Sie bei dem Raube waren, den ich eben bekannt habe?“ — „„Das will ich Ihnen gleich sagen. Sagen Sie mir früher, Sind Sie nicht gewesen bei dem Diebstahl in X., bei dem Raub in Y.?““ Von dem Präsidenten darüber zurecht gewiesen, sagte er nichts desto weniger, wie nach ihm die Anderen, zu dem Angeber: „Es kenn miglich sein, daß Sie sind e su schlechter Mensch, wenn Sie selber thun sagen auf sich; nur daß ich bin su einer wie Sie, das ist nicht wahr.“ Darauf schlug er die Hände zusammen, nahm eine höchst mißbilligende Miene an, sah dem Ankläger vorwurfsvoll in's Gesicht und sagte ihm mit väterlich verweisendem Tone: „Wenn Sie thun so schlechte Lügen reden auf einen unschuldigen Menschen, was sich niemals noch Etwas ausgezeigt über ihn*), so mussen Sie haben ein

*) Die österreichische strafgerichtliche Praxis hat außer dem Schuldigerklären und Freisprechen noch die Eigenthümlichkeit des Entlassens wegen Mangels an Beweisen; Letzteres meinte der Verbrecher.

Gewissen" (hier suchte er auf der Erde, hob ein winziges Papierschnitzel auf und hielt es dem Ankläger unter die Nase) „nicht so groß wie Das da!"

Ein Anderer entwickelte eine Verstellungskunst und ein Mienenspiel, das Levassor mit Beschämung hätte erblicken müssen; sein langes Haar und die Schmachtlocken, sonst die Abzeichen des orthodoxen Israeliten, und den rothen Bart verstand er während des Sitzens auf der Anklagebank unvermerkt und anscheinend ganz zufällig durch langsames Streichen so geschickt zurecht zu legen, Stirnhaut, Gesichtsfalten, Augenbrauen, Nase und Mund so rasch zu einem anderen Gesicht umzugestalten, welches mit seiner gewöhnlichen Galgenphysiognomie Nichts gemein hatte, und auch Körperhaltung und Stimme so zu verändern, daß mehrere Zeugen ihn nicht wieder erkannten und ich, der sorgfältige Beobachter, jedesmal nur seine Kleidung und Haarfarbe unverändert erblickte. Auch an Ausflüchten und wahrscheinlichen Erfindungen, an Vorsicht und Selbstbeherrschung überstrahlte er seine Genossen, seine Antworten erfolgten auch immer nach einer kurzen Ueberlegung und langsam. Er soll einen Menschen erstochen haben, daher sein Beiname: Stecher. „Woher habt Ihr Euren Namen, Stecher?" — „„Weil ich so Viel thu stechen!"" — „Was heißt denn stechen?" — „„Spielen mit die Karten und in die Lotterie."" „Leute Eures Schlages pflegen ja bei besonderen Veranlassungen gewisse Nummern zu setzen; was möchtet Ihr jetzt nach dem Stande Eurer Untersuchung setzen? Ich meine, der Zwanziger dürfte nächstens heraus kommen." Stecher

betrachtete eine Weile mißtrauisch den Fragenden, schnell aber verstand er den Doppelsinn des Wortes, dachte an zwanzig Jahre Kerker und entgegnete, aus der Rolle fallend, mit diabolischem Grinsen: „Dann werd ich Zeit haben, für des Herrn Untersuchungsrichters langes Leben und Wohlergehen zu beten.“

Ein anderes, minder gefährliches Individuum brandschatzte unter Anderem die Polizei, indem er vorgab, die Räuber fangen zu gehen, und einen Vorschuß erhielt; darauf aber ging er zu den Räubern, gab sich für einen Polizei-Agenten aus, drohte mit Angeben, fraß die Erschreckten aus und bekam, da er sich ihnen wie eine Klette anhängte, wirklich „Schweiggelder“, gleich jenen Mitgliedern der Bande, die von einem Raube, an dem sie keinen Antheil hatten, zufällig sichere Witterung hatten und mit Ausplaudern drohten. Seine schönen Töchter verstanden sich gut darauf, in ihrer Tabaktrafik gelegentlich Geldbörsen zu stibitzen.

Ekelhaft drollig war ein Mitglied der geschlossenen Gesellschaft, das in seinen Kreisen als Don Juan viel Glück machte, ein feiger, schäbiger Taugenichts, der sich in die Häuser schlich, um auszukundschaften, und falsch spielte; er war einmal eingespundet worden, weil er sich an der Ehre eines Mädchens vergangen. „Seit Ihr schon einmal abgestraft worden?“ Der Lebemann that eine Weile, als ob er sich schämte, und sagte dann mit einem Faungesicht: „„Ja, von wigen einem Midchen, ich habe sie bilaidigt.““ — Ein Gigant, der weiland Goliath ungestraft hätte nasenstübern dürfen und eine reich bewegte Vergangenheit hinter sich haben

mußte, weil er über ungleich mehr Matinanamen (Gaunernamen) verfügte, als jeder seiner Busenfreunde, hatte längere Zeit im Banat als Kohnenhändler sein Leben gemacht, d. h. er verkaufte den Bauern Spielmarken als Goldmünzen. Als man ihm das „corpore dilicti“ (corpus delicti) vorhielt, antwortete er unter souverainem Lächeln mit einem argumentum ad hominem, das ihn freilich nicht rein wusch: „Herr Präsident, das müßt sein ein schöner Esel, was Dieses hält für Gold.“ — Ein Soldat, gleichfalls in den Kranz dieser Blüthen der Gaunerschaft verflochten, der anfangs Wenig eingestand, aber, von dem Militärgericht nach seiner Ansicht unglimpflich behandelt, dann erfuhr, daß viele dieser guten Freunde mit seinem Weibe auf sehr vertrautem Fuße lebten, und vermeinte, sie dürften sich theilweise heraus lügen, wurde so wild („Soll ich haben so viele Prügel fer umsonst und die Anderen nichts?“), daß er noch vor der Thorsperre Einige durch seine, diesmal wahren, Eingaben hinein ritt. — Noch ein Anderer, der den Namen eines bekannten Edelsteins trug, ein sehr feiner Solitär, trat, während die Anderen nur unter Bedeckung in dem Gerichtssaale erschienen, reich gefaßt ein, freilich nicht in Gold oder Silber, sondern in gediegen Eisen, da er wiederholt aus dem Gefängniß durchgebrochen und unter Brüdern einer Räuberbande von unschätzbarem Werthe war. Der starke unternehmende Bursche benahm sich mit viel Zuversicht, bis er, nachdem er gleich den Anderen auf einige Brüder jenseits der Donau Alles geschoben, plötzlich in einer Lithographie alle diese Brüder wohl getroffen, aber mit Ketten behaftet erblickte und erfuhr,

welche Aussagen auch sie gegen ihn erhoben, ehe sie dieses irdische Jammerthal mit dem Hochgericht vertauscht; unverkennbar waren diese biographischen Notizen Denen auf der Anklagebank sehr unangenehm.

Von psychologischem Interesse war eine Bemerkung des Angebers; als einer der Spießgesellen sich bei einer lügenhaften Verantwortung auf den orthodoxen Juden hinaus spielen wollte, sagte jener mit einem sonderbaren wehmüthigen Lächeln: „Als wenn wir möchten sein Juden!“ Dieses Wort kennzeichnete die bodenlos schlechte Gesinnung der Verbrecher, die, zum Theil ohne Unterricht aufgewachsen, sich von dem religiösen Theil des Judenthums los gemacht hatten und denen nun Nichts heilig war, nicht göttliches, nicht menschliches Recht. Die ganze Judenschaft der betreffenden Stadt gerieth in heftige Aufregung, denn in der ganzen Bande befand sich nicht Ein Christ. Aus dem Gerichtssaale wurden die israelitischen Zuhörer weggewiesen, weil sich herausstellte, daß Juden des Ortes mit den Gefangenen durch die Fenster des Gefängnisses korrespondirten, und von der Galerie herab mit den auf der Anklagebank Sitzenden telegraphische Zeichen wechselten. — Als das Urtheil, welches gegen die schwersten Verbrecher auf 20 Jahre schweren Kerker lautete, veröffentlicht ward, soll Stecher aufathmend unwillkürlich geflüstert haben: „Also doch nicht gehängt!“ Er wurde mit Andern in die Strafanstalt nach Ilawa, nördlich von Trentschin, abgeführt; hier brach eine Verschwörung unter den Gefangenen aus, die geringe Wachmannschaft wurde bei einer günstigen Gelegenheit über-

rumpelt, und nur der Zufall, daß eben bei Gelegenheit der Rekrutirung Militär im Orte war, machte, daß die Gefahr niedergeschlagen wurde. Die an dem Ueberfall der Mannschaft Betheiligten wurden hingerichtet; unter ihnen soll Stecher gewesen sein. —

Es erübrigt nach dieser Abschweifung noch die Frage: welche politisch-soziale und reichsgesetzliche Stellung nahmen bisher die Juden in Ungarn (heute an 330,000 Köpfe) ein, und welche haben sie fürder zu gewärtigen?

Die Juden sind vielleicht schon im neunten, spätestens im elften Jahrhunderte nach Ungarn eingewandert, erhielten aus Böhmen und nachmals aus Westeuropa seit den in der zweiten Hälfte des Mittelalters gegen die damals theilweise hochgebildeten Juden von Seiten der Staatsgewalt gerichteten Maßregeln unabläßig kleine Zuzüge und erfreuten sich hier, wo sie in Finanz- und Handelsangelegenheiten ein nothwendiges Moment bildeten, mannigfacher Privilegien und des Schutzes wiederholter Reichsgesetze während des Mittelalters. Ladislaus I. (1077—1098) erließ die ersten Gesetze — doch nur kirchlich-politischer Natur, das Christenthum war noch ganz jung im Lande — in Betreff der Juden. Der erleuchtete, als Gesetzgeber höchst bedeutsame K. Koloman (1098—1114) erlaubte ihnen bereits, wenngleich unter gewissen Beschränkungen, Grundstücke anzukaufen und ordnete den Handelsverkehr zwischen Christen und Juden auf eine sehr humane Art, indem er gleichzeitig eine strafgerichtliche Gleichstellung anbahnte. Im 13. Jahrhundert hatten die Juden häufig die Verwaltung einiger Kameralien

(z. B. des Berg- und Münzwesens) inne und gelangten wiederholt in den Besitz von Gütern; ja zwei Juden wurden sogar zu Grafen erhoben. Unter Andreas II. wurde die Stellung der Juden durch deren Mißbräuche im Finanzwesen so übermächtig und dem Lande so verderblich, daß zuerst, ähnlich wie im fünften Jahrhundert sich fast ganz Cypern, Candia, Minorka zum Judenthum bekehrten, auch in Ungarn viele arme Leute zum mosaischen Glauben übertraten und zuletzt, vorübergehend, gesetzliche Beschränkungen eintreten mußten (in der Goldenen Bulle). Des schwachen Andreas bedeutender Sohn, Béla IV., suchte die jüdischen Beamten als Kronprinz zu entfernen, als König aber ertheilte er nach dem verheerenden Mongoleneinfalle den Juden den großen Freiheitsbrief (1251), eine Nachbildung des österreichischen Judenprivilegs. Obwohl die Juden der Theorie jener Zeit gemäß als Eigenthum der Krone wie in andern Ländern („Kammerknechte") galten — für den Schutz, den ihnen die Krone gewährte — so stellte Béla sie doch unter ihre eigenen Richter, die nur dem König und dessen Kanzler unterstanden —; er schützte ihre Schulen gegen Störungen durch Christen, ihre Person gegen die Willkür christlicher Beamten, gestattete ihnen völlige Freizügigkeit und das Pfandrecht auf Liegenschaften, verordnete auch, daß bei allen Klagen vor Gericht nie ein Christ allein als Zeuge gegen den Juden zugelassen werde, sondern immer Christ und Jude (der König nennt dies letztere selbst eine Billigkeitsrücksicht „temperamentum"). Diese Gesetze Béla's blieben Norm für die späteren Zeiten

und wurden öfter bestätigt; nach K. Mathias erscheint sogar ein Vorsteher (praefectus) der Judenschaft urkundlich. — So war das ganze Mittelalter hindurch die Stellung der Juden in Ungarn durch Reichsgesetze und Privilegien geschützt und gesichert; denn die Juden bildeten ein unentbehrliches Moment im gewerblichen Leben und Verkehr. Sie zu vertreiben dachten nur flüchtig die Anjous (welche als Italiener gerade aus einem Lande kamen, wo man des in Geld- und Geschäftssachen viel gewandten Juden Concurrenz nicht scheute, und welche jenen Gedanken weniger aus national-ökonomischen Gründen, als aus religiöser Unduldsamkeit faßten), und später das Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Immer blieb in Ungarn seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo jüdische Zöllner, Steuerpächter und Schatzmeister das Volk aussaugten, eine Gehässigkeit gegen den Juden, welche durch den Neid gegen den Reichen, der öfter auf unrühmliche Art zu Reichthum gelangte und ihn ebenso verwendete, stets geschürt wurde, und bis auf den heutigen Tag ist man in Ungarn, wo man so unglaublich zäh an alten Vorurtheilen hängt, geneigt, alle Verbrechen, deren Thäter unentdeckt bleiben, den Juden in die Schuhe zu schieben. Aber die Reichsgesetze der neuen Zeit, welche die von dem großen Koloman (1098—1114) ausgesprochene Zulassung zum Grundbesitze nicht mehr vorfanden, — so daß der Jude mit seinem reichen Talente nur auf Handel und Wucher angewiesen war, was man ihm dann so verübelte, —

tasteten im Ganzen ihre im Verhältniß zu anderen Ländern höchst günstige Stellung nicht an; nie kannte man in Ungarn die in Deutschland üblichen, gesetzlich so ungleich berechtigten Classen der Israeliten. Geldmarkt und Handel ließen sich ihnen nicht entreißen, so daß stets Juden aus der Ferne einwanderten. Mochte auch die Volksstimmung noch so feindselig sein (z. B. nachdem die Juden, deren arme Vorfahren Ofen so muthig gegen Suleiman II. vertheidigen halfen, nachmals es so hartnäckig mit den Osmanen hielten; ich erwähne ferner die Ausplünderungen im Jahre 1848), die verschiedenen Regierungen Ungarns waren sehr human und vorurtheilsfrei gegen die Heimathlosen. Mathias Corvinus erhob einen getauften Juden zum königlichen Schatzmeister und später zum Ban von Croatien, Slavonien und Dalmatien. Zur Zeit Ferdinand's III. und Rákóczy's gab man ihnen bereitwillig die Erlaubniß zur Abhaltung des großen Judenconcils von Nagy-Ida bei Kaschau (1650), welches aus ganz Europa und Vorderasien beschickt wurde. Die angeblich besonders scharfen Strafgesetze Ferdinand's III. stellen sich bei näherer Betrachtung fast als ganz identisch mit den für die Christen erlassenen heraus; einzig bei der Hinrichtung am Galgen fand zwischen Christ und Jude der Unterschied statt, daß der Jude auf einen besonders vorragenden Balken gehängt ward.

Als die Juden im Lande immer zahlreicher wurden, der Geldmarkt und Handel zuletzt fast ausschließlich in ihre Hände gerieth, und häufig auch ein Theil der Gefälle,

wurden einige Gesetze beschränkender Natur erlassen, die Mautpachtung ihnen nachdrücklich verboten, ihre Steuern wurden erhöht u. s. w. Doch beirrte dies die vortheilhafte Stellung der Juden nicht; Maria Theresia fand z. B. den stärksten Zweig des ungarischen Ausfuhrhandels fast ganz in den Händen der Juden, so daß sie wegen der in's Große getriebenen Weinfälschung gegen die Israeliten einschritt. Keine bekehrungslustige Priesterschaft beunruhigte den Israeliten, und der Uebermuth des Adels traf in vielen einzelnen Fällen hart, aber nicht gesetzlich. Die Landtage trafen seit 1840 besonders günstige Verfügungen, erlaubten das Betreiben der Gewerbe, zuletzt die Erlangung von Grundbesitz. Längst schon träumt der ungarische Jude nicht den Traum des Talmud von einem Neu-Jerusalem, in welchem er leicht betteln gehen könnte, oder von einem unabhängigen Judenstaate wie in Hedschas und Abbyssinien. Als in Neuyork 1825 die Gründung eines Judenstaates proclamirt wurde, erschien auch aus Ungarn kein Jude. Dagegen begrüßten 1848 manche den Agitator Kossúth in Plakaten als den „Messias", da sie von ihm die völlige Emancipation hofften; alle wurden nach 1850 von der österreichischen Regierung den übrigen Glaubensgenossen in bürgerlicher Beziehung gleich gestellt; heute begehren alle wieder die volle Emancipation und weisen jede theilweise entschieden zurück. Dem deutschen Leser dürfte Einiges aus den Landtagsverhandlungen über die Juden nicht unwillkommen sein:

Auf dem Landtage von 1843 wurde die Frage über die Judenemancipation ventilirt, nachdem sie bereits auf den Landtagen von 1790 und 1817 angeregt worden, damals hatte freilich die hierzu ernannte Reichsdeputation ohne Erfolg gearbeitet. Die Städte protestirten 1843 gegen die Emancipation und führten als Grund an, das improvisirte Gesetz von 1840 zwinge die Städte zur Aufnahme der Juden und begünstige die letzteren durch die Ertheilung der Gewerbefreiheit gegenüber dem Zunftzwange der christlichen Handwerker. (Die Städte vergaßen hier allerdings, daß sie selbst gegen die Gewerbefreiheit protestirten.) Nur wenige Städte hatten vor 1840 die Juden freiwillig aufgenommen. Von Seite der Stände zeigte sich eine theilweise Abneigung gegen die Emancipation, ein Hinweisen „auf die Thatsache des Abscheues der niedern Volksklassen, des Widerwillens selbst unter den gebildeteren und gebildetsten Klassen gegen die Juden“ (Zsedényi). Ein Redner fand — bedeutsam genug — die Juden noch nicht „national genug“, er fand in ihnen eher ein deutsches Element, und auch dieses im herabgekommenen Zustande, und wollte daher für jetzt noch nicht die Gleichstellung!

Dagegen wiesen andere Stimmen darauf hin, daß die Juden von den Christen durch Verschließung jedes anderen Erwerbszweiges zu dem vielberufenen Wucher gezwungen und genöthigt worden, so zu werden, wie sie sind; — daß unter ihnen der Wohlthätigkeitssinn, die häuslichen

und Familientugenden vorzüglich ausgebildet seien und **daß ein anderer Geist den Juden beseelen werde, sobald man ihn nicht mehr einzig und allein auf den Handel als Erwerbszweig anweise,** — daß der gebildete Sohn des reichen Juden rechtloser sei, als der letzte christliche Verbrecher, der nach Ablauf der Strafzeit wieder alle bürgerlichen Rechte genieße u. s. w.

Somsich allein faßte die Frage von einer wichtigen politischen Seite auf. Ihm genügte die Ueberzeugung, daß die Juden in materieller Hinsicht viel zu wichtig geworden seien als daß man sie in ihrem bisherigen rechtlosen Zustande belassen könne. Der Staat sei gezwungen, die Juden entweder völlig abzusondern, oder zu berechtigen, **damit er sich jedoch diese gefährliche Macht nicht zur Feindin mache, werde er besser daran thun, sie aufzunehmen.**

Interessant war das Ergebniß der Abstimmung. Während auf dem vergangenen Landtage sich kaum 1—2 Redner gegen die völlige Emancipation ausgesprochen hatten, stimmten nun 23 Comitate und der geistliche Stand gegen die Ertheilung des Bürgerrechtes.

Sehen wir zu, welche Gründe der ungarische Landtag von 1860, namentlich Herr v. Tisza, welcher sich sonst als der geistige Erbe Teleky's gebahren wollte, gegen die Juden-Emancipation vorbrachte. 1) „Sie haben dem früheren System als Pächter indirecter Steuern gedient." Das thaten Einzelne; dafür kann man, angenommen, daß es ein Vergehen war, nicht ein ganzes Volk strafen. 2) „**Sie**

schließen sich in Sitte und Sprache nicht genug dem Lande an." Die Muttersprache des Juden in Ungarn, bemerkte dagegen ein Jude aus einer magyarischen Gegend im „Fortschritt", ist die deutsche, und Niemand wird behaupten wollen, daß die mehr als 800,000 Deutschen in Ungarn keine Landeskinder seien; übrigens darf man nicht vergessen, daß die Juden seit dem fünften Jahrhundert nicht mehr Hebräisch sprechen, sondern die jeweiligen Landessprachen. Versteht man unter „Anschließen" das Magyarisiren, so fehlte es auch an diesem frühzeitig nicht. Abgesehen von einzelnen magyarisirten Juden früherer Zeiten hatte z. B. Ofen im sechszehnten Jahrhundert neben der deutschen eine magyarische Judengemeinde. Seit den dreißiger Jahren, wo die Aktien des Magyarenthums zu steigen begannen, machen die Israeliten Ungarns stark in „National". Mit der Revolution gingen sie durch Dick und Dünn, wofür sie dann Haynau tüchtig auf die Finger klopfte; sie kämpften sogar in der ungarischen Armee.*) Jene Einwendungen sind also faule Fische und offenbar wenigstens der erste nur Vorwand. Sehen wir den 3) Punkt an: „Sie werden bei der jetzigen Geldverlegenheit den Grund-

---

*) Die Juden unterschied man ehedem in Ungarn in deutsche, ungarische und slavische (welche letztere indeß selten sind). Während die ältere Judenschaft streng kaiserlich blieb, magyarisirt sich die Jugend auffallend leicht. Dies gilt auch von den Jahren 1860/61, wo den Juden die Sorge um sein baares Geld und seine ganze Existenz, dann die leidige Eitelkeit Kalpak und Sporen unwiderstehlich finden ließen.

besitz, namentlich den bäuerlichen, ganz in ihre Hände bringen." Das sieht eher aus wie ein Grund. Aber ist Das an sich ein Unglück, wenn der Jude Grundbesitz erwirbt? Hindert ihn doch Niemand, der reichste Mann im Lande zu werden, und kann er doch möglicher Weise sein Feld eigenhändig bebauen, wie er dies im römischen Reich (im dritten Jahrhundert) that und heute in Cochinchina noch thut. Man drücke sich also unverhohlen aus: „Viele nicht-bäuerliche Güter sind so verschuldet, daß sie den Namen nach der Familie, factisch aber dem jüdischen Gläubiger gehören, in dessen Hände sie also jetzt auch rechtlich gelangen können." Das ist wohl für manche adelige Familie traurig; aber was will man dagegen machen? Eine theilweise Schuldentilgung anordnen, wie im Alterthum gegenüber dem Patricier, oder im Mittelalter gegenüber dem Juden? Bereits auf früheren Landtagen konnte man ähnliche Gründe vorbringen hören, nur rückte man damals mit der Farbe heraus, indem man die demüthigende Thatsache vor Augen hatte, daß viele Güter stark verschuldeter Adeliger als Pfänder in Judenhänden waren. Bei der Sorglosigkeit, Genußsucht und Eitelkeit vieler Grundherren, die das Beispiel so manches Magnaten nachahmten, — der in Paris oder Wien sein Geld verschwendete, zu Hause es im Spiel verlor, oder durch mancherlei kostspieligen Luxus (den Unterhalt von Musikern und Künstlern, die Anlegung großer aber unbenutzter Bibliotheken u. dgl.) sich zu Grunde richtete, — bei den falschen Ansichten von Ehre, welches Wort der Ungar immer im Munde führt: kamen viele Edelleute so herab,

daß sie, wenn sie an Producten nichts mehr zu verschreiben hatten, zuletzt Güter verpfändeten. Das Pfand konnte gegenüber einem christlichen Gläubiger ganz verfallen; der jüdische Gläubiger dagegen bekam vor 1848 manches Gut auf die gesetzliche Versatzzeit von 33 Jahren in die Hände und beutete es dann nach Herzenslust aus. — Man sagt weiter: „Viele unserer Bauern sind roh und könnten leicht ihr Gut bei dem wuchernden Juden nach und nach vertrinken." Ungarn hat seit dreißig Jahren große geistige Fortschritte gemacht; sorgt also dafür, daß der Bauer nicht so roh bleibe, zwingt auch die gemeineren Juden, Etwas zu lernen, damit sie den Wuchergeist ablegen!

Man führt zwar keine bornirte confessionelle und keine sophistische Gründe gegen die Juden in's Gefecht, und Das ist nur löblich; man führt auch nicht an, daß der Jude leicht durch Bestechung zu Aemtern gelangen könnte oder sein Amt parteiisch verwalten werde; denn Juden begleiteten Aemter im römischen Reich (im dritten Jahrhundert), im mohammedanischen, selbst im christlichen Spanien mit gutem Erfolg. Aber man vergißt oder weiß nicht, daß, wo die Juden völlig gleichberechtigt waren, sie an geistiger und sittlicher Bildung nicht hinter den anderen Landesbewohnern zurückstanden und dem Lande treue Bürger waren. Lehren uns Das nicht im Mittelalter Spanien, Italien und Sicilien und theilweise Deutschland? in unseren Tagen Frankreich, Belgien, Holland, weiter England und Dänemark und ein Theil Deutschlands, dann manches außereuropäische Land? Dagegen schloßen sich im Königreich Polen selbst die armen

unwissenden Juden den Bestrebungen des polnischen Adels zur Wiederherstellung Polens an, einzig darum, weil sie auf Wiedererlangung ihrer von Rußland gebrochenen günstigen Stellung von ehedem hoffen. Sehen wir noch zu, wie sich die Bevölkerung im Jahre 1860/61 gegen die Judenschaft benahm. Während sich diese massenhaft über Hals und Kopf in das magyarische Kostüm stürzte, und ungarisch radebrechte, suchten viele von der „Fortschrittspartei" die rührige und gefährliche Rasse auf unvorhergesehene Fälle zu gewinnen, setzten mit großer Selbstüberwindung und vielem Lärm Verbrüderungen zwischen den Ungarn und den Juden in Scene u. s. w. Doch da und dort drängte sich die wahre Natur auch bei solchen Gelegenheiten vor, und in einer größeren Stadt drohte ein solches Verbrüderungsfest plötzlich in ein Judenhinauswerfen auszuarten, trotz der sorgfältig gepredigten und kommandirten „Einheit aller Zungen und Religionen." An andern Orten, wo die Bevölkerung ihrer Abneigung freien Lauf lassen konnte, fehlte es nicht an Beweisen von kränkender und erbitternder Behandlung, und mancher Jude, der äußerlich ganz magyarisch aussah, traf im Stillen seine Anstalten zum persönlichen Schutze und sehnte mit Zähneknirschen die Zeit herbei, wo er nicht mehr ein Paria sein werde, der er wieder über Nacht geworden war. — Niemand verkennt, daß die Juden-Emancipation in Osteuropa, also auch in Ungarn, eine ganz andere Tragweite hat als in Westeuropa, wo die Anzahl der Juden verhältnißmäßig klein ist; aber sie ist keine Frage der Zeit mehr, sondern eine brennende Frage; Das fühlt man auch

in Ungarn, möchte sie aber am liebsten umgehen. Man wird sie jedoch bald und sehr ernsthaft erwägen müssen. Ich bin kein Landeskind, kein Jude (werde auch keiner werden), nicht einmal ein besonderer Verehrer der ungarischen Juden; ich bin aber unbefangen und begreife nicht, welchen Rechtsgrund man gegen die Emancipation geltend machen will.*) Möchte aber das ungarische Unterhaus von den Engländern, mit welchen sich die Ungarn so gern vergleichen, lernen, wie man diese Frage in einem Parlament behandelt; und ich mache auf Macaulay's Rede für die Juden-Emancipation**) aufmerksam, welche ich auch meinen geehrten Landsleuten bestens empfohlen haben möchte. Ein sicheres Mittel, die Frage zu lösen, wäre freilich folgendes: Wenn die ungarische Judenschaft einem hohen Adel und verehrungswürdigem Publikum gegenüber das große Wort gelassen ausspricht: „Unser Schuldbuch sei vernichtet!" so wird sie emancipirt, und vielleicht fallen dann auch die gesellschaftlichen Schranken, welche heute noch gegen sie aufgerichtet sind.

---

*) Das schonendste Urtheil, welches ich von einem sehr gebildeten Ungarn hörte, der diesen Aufsatz in seiner ursprünglichen Gestalt las, war: „Alles ganz richtig, die Juden bleiben aber doch (das Folgende sagte er indeß mit kräftigeren Worten, als ich hier gebrauche) — Egoisten ohne jeglichen Adel der Gesinnung." — — Nun, so sorgt für ihre bessere Erziehung in den Schulen und im öffentlichen Leben!

**) 1833. S. „Ausgewählte Schriften", Band VII. Vergl. Band V.

Das Concil der Juden in Nagy-Ida*)

im Jahre 1650.

Die Sehnsucht der Israeliten nach dem „Messias", seit der babylonischen Gefangenschaft und dem Verfall ihres

*) Nagy Ida (sprich Nadj-Ida, d. h. Groß-Ida) ist ein Marktflecken im Comitat Abauj und zwar drei Stunden von Kaschau entfernt, an der Grenze des slavischen Nordungarn, stark von Israeliten bewohnt, im Lande bekannt durch den Heldentod der Zigeuner (1537). Die Ebene dehnt sich stundenweit aus, im Westen durch die höhlenreichen, rebenbekränzten Kalkberge von Torna (reich an höchst interessanten Thälern, z. B. das reizende Szadellö, das liebliche Aï; hier barg sich Bela IV., der nachmals so viele Deutsche ins Land rief, nach der unglücklichen Mongolenschlacht am Sajó 1241) freundlich eingerahmt; im Süden abgeschlossen durch den jetzt meist trockengelegten Sumpf Kanyapta, der noch vor einem Menschenalter den Anblick eines norddeutschen, weitgedehnten Erlenhochwaldes darbot, umsäumt von einem Rohrwald, durchzogen von Wasseradern voll Schildkröten und Sumpfgeflügel. Heute brüten nicht selten Trappen auf diesem Plateau, dessen zerstreute,

Staats immer rege, ward durch die Zerstörung des National-heiligthums und die Zerstreuung des „Volks Gottes" noch lebhafter gesteigert und der Messias, den man von Jahrhundert zu Jahrhundert erwartete, zuletzt mit allerhand sonderbaren Attributen ausgeschmückt. Seit dem Auftreten des Bar Kocheba, der unter Hadrian die Juden als Messias zu einem Verzweiflungskampfe gegen die Römer aufrief (133 bis 135), der mit dem Tode einer Million Juden durch das Schwert der Zwingherren endete, fand unter dem leicht erregbaren Volke, welches Rache für die zum Theil mit Unrecht erlittenen Unbilden in den fremden Ländern begehrte, und von Wiederherstellung der nationalen Selbständigkeit, ja von einer allgemeinen Theokratie und der Weltherrschaft träumte, schnell jeder falsche Prophet, der sich für den Messias ausgab, Eingang; aber auch jenes Schicksal, welches die Anhänger Bar Kocheba's ereilt, ward zum bedeutungsvollen Vorspiel der Verfolgungen, welche die, ohnehin durch fremdartige Sitte und starre Abgeschlossenheit oft verhaßte, nun auch rebellische Sekte nach jeder solchen Erhebung trafen.

Im 12. Jahrhundert allein waren neun solcher Propheten aufgestanden (selbst in Persien und Arabien); jener

---

durch Gräben unnahbar gewordene Erlenwäldchen eigenthümlich düster dastehen. Hier erblickte ich zuerst die déli báb (deutsch Mittagszauber; Fata Morgana) im Bilde eines rasch dahinfließenden Wassers, das in den nächsten Wald zu strömen schien. (Im trockenen Hochsommer; ich stand auf einem Maulwurfhügel, nur von diesem war die Erscheinung sichtbar.)

Messiasglaube hatte jedem Fanatiker, jedem Betrüger unter ihnen Jünger zugeführt. Zu ganz besonderem Ansehen war aber Zebhi Sabbathai von Aleppo gelangt; Smyrna, Jerusalem und das stark von Israeliten bewohnte Morea huldigten ihm; zahlreiche Schriftgelehrte seines Volks glaubten an ihn, während sein Genosse Nathan in Europa schwärmerische Anhänger für ihn in Bewegung setzte. Die Erhebung scheiterte. In Konstantinopel von einem polnischen Juden als Betrüger entlarvt, nahm Zebhi, um der Strafe des „Spießens" zu entgehen, den Islam an, ward aber schließlich auf Befehl Mohammed's IV. enthauptet *).

Noch zitterten die Nachschwingungen der national-religiösen Bewegung in den Gemüthern der meist talmudistischen Judenschaft, stärker als je regte sich die Sehnsucht nach dem Messias. Doch schon schwankten einige Gelehrte in der Hoffnung auf dessen Ankunft (hatte doch schon der berühmte Rabbi Manasse in seinem Werke: „Spes Israelis", ungescheut ausgesprochen, daß, selbst wenn der Messias nur ein lahmer Krüppel wäre, er längst hätte kommen müssen), ja schon keimte in dem denkenden Theile des Volks der Zweifel. Da einigte sich das zerstreute Volk in der Idee der Abhaltung eines Concils, welches alle über den Messias ausgegangenen Prophezeiungen eingehend prüfen und durch den Mund der gewiegtesten Männer bestimmen solle, „ob der Messias bereits dagewesen sei, oder ob man noch länger seiner Ankunft harren solle."

---

*) Näheres darüber erzählt der Engländer Paul Ricaut.

Zur Abhaltung einer solchen, dem Judenthume so neuen Versammlung ward Ungarn als am meisten geeignet anerkannt. Die Gründe, eben dieses Land zu bestimmen, möchte ich in Folgendem suchen: Ungarn enthielt schon zu jener Zeit eine starke und rührige jüdische Bevölkerung; es war — im Osten Europas gelegen — der natürliche Mittelpunkt für die umwohnenden Juden des Abend- und für die des Morgenlandes; hier stand keine Verfolgung zu fürchten wie im Orient (wo kaum der durch Zebhi hervorgerufene Aufstand gedämpft war); in dem durch Türkenkriege und bürgerliche Unruhen sehr entvölkerten Lande (Nagy-Idas Schloß wurde 1557 nur durch 1000 Zigeuner vertheidigt, welche hier den Heldentod starben) machte schon die bunte Mischung christlicher Confessionen die Toleranz leichter. Ferner, und das mag wohl entscheidend gewesen sein, hätten in keinem europäischen Staate, in welchem die Juden in größerer Anzahl wohnten (Polen und Rußland, Deutschland, Frankreich) in Folge der kirchlich-politischen Verhältnisse die Juden die Erlaubniß zur Abhaltung einer solchen Synode erhalten, während in Ungarn die Stellung der Juden von altersher ungemein günstig, und die Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeiten fast nie beirrt war. In der That ertheilten die Landesherren bereitwillig die Erlaubniß zu der angeregten Versammlung. Die Ebene von Nagy-Ida ward zum Versammlungsorte ausersehen und reges Leben entfaltete sich schon in den Voranstalten zur Unterbringung und Verköstigung der voraussichtlich großen Menschenmasse. Am 12., nach Andern am 21. October 1650 wurde die Versammlung eröff-

net, zu welcher aus Europa und Asien Tausende von Juden, darunter an 300 Rabbiner herbeigeströmt waren, die nun Tag und Nacht, wie einst die Väter in der Wüste, unter Zelten lagerten, welche weithin die Gefilde bedeckten. Das größte Zelt wurde zum Berathungsplatze bestimmt; in dasselbe sollten aber nach einem Vorbeschlusse nur diejenigen Einlaß haben, die 1) das Hebräische geläufig sprachen, und 2) ihr Geschlechtsregister genau nachzuweisen im Stande waren. Zum Vorsitzer der Versammlung ward ein Rabbi Zacharias aus dem Stamme Levi gewählt; mit dem Antlitz gegen Sonnenaufgang gekehrt, nahm er seinen Sitz vor einem Tische ein, während ringsum die übrigen Rabbiner im Kreise sich gruppirten. Der erste Tag verfloß mit der persönlichen Anmeldung jedes einzelnen Ankömmlings und der Untersuchung, ob er die geforderten beiden Eigenschaften nachweisen könne, welche Prüfung mit peinlicher Strenge vorgenommen ward, so daß an 600 Juden, meist aus Spanien, Frankreich und Italien, zurückgewiesen wurden und nur in gewisser Entfernung der Berathung ohne Stimmrecht beiwohnen durften.

Am folgenden Tage eröffnete der Vorsitzende das Concil mit einer Rede, in welcher er die Aufgabe der Versammlung auseinandersetzte; nämlich genaue Untersuchung aller messianischen Weissagungen, um darnach zu entscheiden, ob der verheißene Messias bereits gekommen sei, oder ob man noch länger auf seine Ankunft warten solle. Gleichzeitig wurden die betreffenden Bücher des Alten Testaments der Versammlung unterbreitet.

Bei den sogleich sich entspinnenden Erörterungen, die mit aller orientalischen Lebhaftigkeit vor sich gingen, ergab sich eine starke Meinungsverschiedenheit. Bald tauchte die Ansicht Einiger auf, der Messias sei bereits dagewesen, ohne daß sie nachweisen konnten, in wessen Person er erschienen sei. Diese Ansicht wurde unterstützt durch Hinweisung auf den augenblicklichen elenden Zustand des israelitischen Volks, der nur eine Fortsetzung der Jahrhunderte alten Leidensgeschichte sei, für welche man keine genügende Ursache finden könne. „Wenn ehedem," argumentirten sie, „unser Volk in der Gefangenschaft schmachtete, war die Abtrünnigkeit, der Götzendienst unserer Völker schuld; dieser Sünde haben wir uns seit den Tagen von Babel nicht mehr schuldig gemacht. Unser Elend muß also eine andere Ursache haben, und diese kann nur sein, daß der Messias bereits angekommen ist und wir ihn nicht erkannten."

Diese Worte schienen Vielen bedeutend und Manche standen auf, welche den Messias in Elias erblicken zu müssen glaubten. Denn „jener habe eine auffallende Macht besessen, die er auch in der Ausrottung der falschen Propheten bewiesen; dann sei er in Uebereinstimmung mit den Prophezeiungen — durch Ahab und Jezabel — verfolgt worden; weiter sei er mehr als ein gewöhnlicher Mensch gewesen und Gott habe ihn so geehrt, daß er ihn lebend in den Himmel aufgenommen; endlich habe er für sein Volk ganz Vorzügliches gethan und es zuletzt nicht verwaist gelassen, sondern den Elisäus zu seinem Nachfolger eingesetzt." Dennoch schienen der Mehrzahl in der Versammlung diese Gründe nicht ge=

wichtig genug und lebhafter Widerspruch erhob sich von Seiten derer, welche behaupteten, der Messias sei noch nicht gekommen und Ursache dessen sei die Sündhaftigkeit seines Volkes.

Nach langen und heftigen Gegenreden drang diese Anschauung bei der Abstimmung mit Stimmenmehrheit durch.

Nun aber wurde der Wunsch Vieler laut: wenn der Messias noch nicht dagewesen sei, möchten die Merkmale genau bezeichnet werden, an welchen er sich offenbaren werde. Darauf hin einigte sich die Versammlung in folgenden drei Punkten: 1) der Messias werde als König und großer Held erscheinen, mächtiger denn alle Könige, werde das jüdische Volk aus den Händen seiner Feinde befreien, den Tempel neu aufbauen und den Jehovadienst wieder herstellen; 2) an dem alten Glauben Nichts ändern; 3) von einer Jungfrau geboren werden.

Ein unerwarteter Zwischenfall erregte mächtig die Versammlung. Männer, welche entweder heimlich Freunde Jesu waren oder der Abschließung ihrer Glaubensgenossen gegen Sitte und Wesen des Abendlandes ein Ende machen wollten, warfen die Frage auf: ob nicht Jesus, den die Väter gekreuzigt, der verheißene Messias gewesen sein könnte, und kämpften mit gewaltigen Gründen für diese Ansicht. Die anwesenden, weitaus zahlreichern Talmudisten widersprachen stürmisch und hartnäckig, indem sie althergebrachte Gründe anführten: daß Christus in niedrigem Stande geboren sei und ein Feind des mosaischen Gesetzes, während er als

Messias in Glanz und Herrlichkeit hätte erscheinen müssen. Hinwieder erhob sich Rabbi Abraham und nahm in feuriger Rede Jesus in Schutz, schilderte dessen Wunder mit glühenden Farben und fragte die Gegner, mit welcher Macht Jesus solche Thaten habe vollbringen können, wenn er nicht der Messias gewesen? Zebedeus, das Haupt der Orthodoxen, erwiderte, daß Jesus alle Wunder mit Zauberkraft bewirkt habe. Und als Rabbi Abraham desto angelegentlicher die Wunder Jesu verfocht und solche geltend machte, die man mit bloßer Zauberkraft nicht ausführen könne, entgegnete sein Widersacher, jene Blinden, Tauben, Lahmen, Gichtbrüchigen und Todten seien bereits im Mutterleib verzaubert gewesen und es sei mithin für Jesus, der die Magie gar wohl verstanden, ein Leichtes gewesen, jene Kranken zu heilen, jene Todten zum Leben zu erwecken. Dieses Argument, im Grunde aber das alte Aergerniß des Judenthums an einem gekreuzigten Messias, siegte bei der Zuhörerschaft und so ward auch für weiterhin Jesus die Messiaswürde bei dem Volke Israel verweigert.

Am siebenten Tage wurde dieses Concil auf eigenthümliche Art unterbrochen, indem plötzlich sechs Ordensgeistliche, von dem Papste zu dieser Versammlung gesendet, eintraten und nachdrücklichst zu beweisen suchten, daß Christus in der That der verheißene Messias gewesen. Großer Aufruhr entstand darüber und die Berathung ward sogleich abgebrochen. Am folgenden Tage kam man nochmals zusammen, aber nur um Zeit und Ort für ein künftiges Concil zu bestimmen; man beschloß nach Ablauf dreier Jahre sich in

Syrien wieder zu versammeln. Hiermit wurde das Concil für aufgelöst erklärt*).

*) Ein Augenzeuge, Samuel Breſtſenus, brachte eine Abſchrift aller Akten dieſes Concils in ſeine Heimath, nach England, wo ſie abgedruckt wurden; auch in Dänemark erſchien eine ausführliche Arbeit über dieſes Concil, über welches in Deutſchland meines Wiſſens eine genauere Kunde noch fehlt, ja wo es gänzlich verſchollen ſcheint.

Metzenseifen und die Metzenseifner.

Jetzt, wo das deutsche Volksthum in Ungarn täglich mehr an seiner Ursprünglichkeit einbüßt, ja mancher Orten völlig abstirbt, ist es gewiß an der Zeit, Schilderungen diesem Volksleben entnommen, zur Kenntniß der Oeffentlichkeit zu bringen; denn nur wenige Jahrzehente werden vergehen und die Kunde von dem Gehaben und Gebahren der eigenen Vorfahren wird dem Gedächtnisse der Kinder und Enkel vieler unserer Stammbrüder jenseits der Leitha entschwinden.

Eine interessante Fundgrube deutscher Volksthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen, und zugleich der Gegenstand eines drolligen Anekdotenschatzes bei den nahen und entferntern Umwohnern bilden die beiden Städtchen Metzenseifen *) in

*) Dieses rheinländische seifen (mittelhochdeutsch sîfe = Bach) fand ich fast in der ganzen Zips verbreitet in zahlreichen Namen von Bächen und Thälern; hier scheint es sich auf die Montanindustrie, deren Betriebswasser = seiffe, seiffen in Schlesischen, Zipser (besonders Gründner) und andern Urkunden nicht selten vorkommt, zu beziehen.

dem nordwestlichen Winkel des Comitates Abauj. Nordwestlich von der reichen Abtei Jászó (Josz) liegt an dem Bache Bodva, den hier 10 Eisenhämmer beleben, der größere Ort Unter-Metzenseifen, freundlich, nett und behäbig, die einzige heute noch rein deutsche Ansiedlung im Comitate, etwas höher oben Ober-Metzenseifen, welches statt der als nationales Element ungefährlichen Zigeuner, die sich im untern Flecken angesiedelt, bereits auch Anfänge einer slovakischen Bevölkerung enthält. Die Metzenseifner nähern sich in ihrer wunderlichen Mundart am meisten den „Gründnern" der Zips und den Bewohnern von Dopschau in Gömör. Sie wurden einst wahrscheinlich von dem benachbarten Stifte ins Land gerufen, um die reichen Eisenlager und vielleicht auch Schürfe auf Silber und Kupfer zu erschließen, und die Ausbeute an Eisen gewerbsmäßig zu verarbeiten. Die Aebte mögen zu dieser Berufung der bergkundigen Gäste durch die glücklichen Erfolge, welche die Krone in der hart anstoßenden südlichen Zips erzielte, angeregt worden sein. Im Jahre 1399 gebot ein königliches Dekret, die hospites von Göllnitz, Schmölnitz, Jászó und „Mezensöf" in ihrem Bergbetriebe nicht zu stören, was die Herren auf Krasznahorka, Pelsöcz und die von Torna gern thaten. — Damals machte man augenscheinlich nur Eines Metzenseifen Erwähnung. Ober-Metzenseifen, ohne Zweifel jüngeren Ursprunges, scheint längere Zeit unbedeutend geblieben zu sein. (In einem kaschauer Strafprotokolle vom 16. Jahrhunderte kommen Bauern — nicht Bürger — von Ober-Beckseifen vor, unter denen wahrscheinlich die Ober-Metzenseifner zu verstehen sind.)

Nachmals bildeten die Metzenseifner mit den benachbarten Gründnern eine Berggenossenschaft.

Es stellten nämlich die „Herren Unter-Metzenseifner" im J. 1726 an die „fünf königlichen Bergstädte" Gölnitz-Bánya, Schmölnitz-Bánya, Schwedler, Einsiedel und Stoß das Ansuchen um die Incorporirung in ihren Verband und um gemeinschaftlichen Antheil an deren jus gladii (der Blutgerichtsbarkeit). Bald folgten mit gleichem Ansuchen die von Ober-Metzenseifen. Ueber diesen Casum wurde von den fünf „löblichen königl. Bergstädten ein ordentliche Umfrag mit reifer Unterredung und ihrem freien Willen" und nach vorsichtiger Erwägung aller Schwierigkeiten actus gehalten, und die beiden Orte in den Verband aufgenommen. Als indeß zwei Jahre später „die Verknüpfung der sieben Bergstädte mit selbst eigener Verwilligung und Consens einen Congreß hielten, sich de novo der uralten königl. Bergstadt Göllnitz-Bánya, qua principali membro einzuverleiben", so wurden die jüngst einverleibten zwei Bergstädte, welche das jus gladii per se nicht produciren konnten, „sondern solches Ihre Joszauer Herrschaft vor sich allein zu behalten gesonnen wäre", angewiesen, sich dieses Recht zu redimiren. In unsern Tagen ist der Bergbau hier fast ganz erloschen, doch enthält ein „Tanzbüchel"*) der Stadt Ober-Metzenseifen

*) Das Tanzbüchel enthält die Vorschriften für die Ordner der bergmännischen Feste: „Unsere Altväter bemüheten sich zwischen Städten und Flecken nachzusehen, und funden, daß die schöne Gerechtigkeit des Berg gehalten wird, bei welchem sich die Ehrsame

aus dem Anfange der zwanziger Jahre die Vorschriften für Tanzmeister, Bergmeister, Altknecht und Brüder.

Die unmittelbare Nähe des grundherrlichen Stiftes hinderte die Metzenseifner nicht, insgesammt das Augsburger Bekenntniß anzunehmen, und erst zur Zeit der allgemeinen Protestantenverfolgung gelang es im 17. Jahrhundert den Joszer Aebten, die Gegenreformation hier gewaltsam durchzuführen. —

Diese Notizen sind freilich sehr dürftig, doch wurde ich an der Einsicht in das Archiv durch Zufälle gehindert, erhielt auf Anfragen keinen Bescheid und entlehnte diese Bruchstücke dem Göllnitzer Archive.

Die Metzenseifner halten sich für Nachkommen der „Sachsen"*) und legen auf diese Abstammung einen gewissen Stolz, denn sie lieben es bei Trinkgelagen auszusprechen, daß sie Nachkömmlinge „des kleinen Sachsenvölkchens" seien. Obwohl seit 1848 allmälig magyarischer Geist in die jüngere Generation dringt, so erwidert doch der Metzenseifner, wenn man sagt, daß er ungarische Kleider trage, die ungarische Kleidung sei eng, gespannt, die seine jedoch nicht, er trage also deutsches Gewand.

Die Tracht der Metzenseifner ist ein Gemisch aus deutschen und ungarischen Elementen. Die Männer tra-

Jugend erfreuet. Unsere Altväter haben es, um uns und unsere Bergstadt Ober-Metzenseiffen zu zieren, zuwege gebracht, daß auch hier die Gerechtigkeit ist eingeführt worden."

*) Sachsen nennt man in Ungarn die älteren durchwegs mitteldeutschen Colonisten, die jüngeren, süddeutschen Einwanderer heißen „Schwaben."

gen ungarische Beinkleider und Stiefel („Schuhe"), eine deutsche Weste („Leibl"), eine deutsche Jacke („Kurta"), sämmtlich dunkelblau, dann einen großen, dem slavischen ähnlichen Hut, welcher indeß bei den jüngeren Leuten einem ungleich kleineren Platz macht. Bei besonderen Gelegenheiten zieht der Metzenseifner statt des Kurta ein verschnürtes ungarisches Kleid („Rock") an, das dem Attila fast gleicht, und über welchem er den rothen, silbergestickten Gürtel befestigt, dann einen kurzen, mit silbernen Knöpfen verzierten Pelz, das eigentliche sorgfältig geschonte Staatskleid. Im Sommer geht der Metzenseifner — den Sonntag ausgenommen — in weiten ungarischen Unterhosen, „Gatjenk", Schurzfell, Weste, und manchmal noch in dem Kurta oder dem etwas längeren „Schousrock" neueren Ursprunges. Die Alten tragen dann Pantoffeln, die Kinder sind barfuß. Bei üblem Wetter tragen die Männer das Eermetleibel, eine Art Ueberrock und einen schwarzen Mantel; beide Kleidungsstücke kommen immer mehr ab.

Bei dem weiblichen Geschlechte unterscheidet man die „ungarische" und die „deutsche" Tracht.

Die deutsche Tracht besteht aus einer schwarzen Haube mit weißen Streifen und einem schwarzen, bis zu dem Knie herabfallendem Bande, einem dunkelgrünen „Rock" aus Tuch, ohne Aermel, mit Spangen, und mit färbigen Streifen oberhalb des Saumes geschmückt, einem nicht sehr breiten rothen Tuchgürtel, welcher über die Schürze gebunden wird, und rothen Stiefeln. Geht man über die Gasse, so wird über die Haube nach Art der slavischen Weiber ein buntes

großes Tuch gelegt. Die deutsche Tracht wird jetzt fast nur noch bei den ältesten Frauen getroffen, welche seit ihrer Kindheit daran gewöhnt sind, sie dürfte auch mit den Matronen aussterben.

Die jüngere Welt bedient sich der „ungarischen" Kleidung. Zu dieser gehören: eine schwarze Haube mit einer — seit den letzten Jahren — breiten, goldenen Spitze und einem bis zu den Knieen oder noch tiefer herabhängenden schwarzen Bande, eine mit Spangen versehene hellfarbige Weste, über welche ein kleines Tuch kommt, das Hals und Busen bedeckt, ein zeugener oder jetzt auch ein seidener Rock und gelbe Stiefel mit hohem rothen Absatz. Um den Hals werden falsche, selten ächte Granaten „Kreln" (d. h. Korallen) genannt, getragen, an diese wird rückwärts eine Schleife, „Krelnschnur", geknüpft; jüngere Frauen schmücken sich mit einem breiten, flimmernden diademartigen Stirnbande, dem Spötz (d. h. Spitze), ältere lieben die Spangen an der Weste aus Silber zu tragen (sowie die vielen Knöpfe an den Männerkleidern, die jetzt aus Zink sind, einst gleichfalls aus Silber waren). Beim Ausgehen werden über dem Kopf nach Belieben dunkle oder ganz weiße Tücher geschlungen. —

Das Haar wird von den Frauen rückwärts um einen dicken, herzförmigen Draht, den „Pont" gebunden. Die Mädchen unterscheiden sich von den Frauen nur dadurch, daß sie keine Haube tragen, sondern das Haar in Einen Zopf flechten, in dessen Ende ein breites buntes flatterndes Band geknüpft wird; auf der Gasse tragen sie kurze, schmucke „Pelzl", gelbbraun gebeizt.

Im Hause gehen die meisten Frauenzimmer barfuß, sie sollen auch überhaupt keine Strümpfe tragen; doch sah ich einen herzigen Backfisch, welcher eben von einem Besuche kam, in ein Nebenzimmer schlüpfte und nach einer Weile ohne alles Metzenseifnerische erschien in zierlichen ausgeschnittenen Schuhen und blendendweißen Strümpfen.

Im Sommer und zur Feldarbeit tragen die Frauenzimmer weiße Leinwandkittel und rothe oder grüne Tuchleibel ohne Aermel.

Einen Rest älterer Zipser Kleidung bildet die „Koutsch" (Kotsche), eine schmale feine Leinwanddecke, die an beiden Enden verziert ist, um den Nacken liegt und von beiden Armen herabhängt. Sie wird an Feiertagen und bei Leichenbegängnissen getragen. Bei letzteren Gelegenheiten nehmen die Frauen zu der deutschen Tracht ein weißes Tuch um den Kopf, zu der ungarischen einen schwarzen Flor, der bis zu den Knieen reicht.

Da Abbildungen und Beschreibungen aus früherer Zeit fehlen, vermag ich nicht anzugeben, ob die „deutsche" Tracht die älteste Metzenseifner Kleidung darstellt, oder was in ihr vielleicht nur Zuthat älterer Zipser Moden ist. Breite, reich geschmückte Stirnbänder, langes Zopfband, bunte Stiefel z. B. sind Bestandtheile der Zipser Mädchentracht des 17. Jahrhunderts; auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß die Metzenseifner durch ihre Kleidung heute von allen ungarländischen Deutschen abstechen.

Unter den Mädchen dringt übrigens jetzt die „städtische" Kleidung ein, bei den jüngeren wohlhabenderen

Leuten beiderlei Geschlechtes seit 1860 die magyarische Mode.

Betrachten wir die Wohnung eines Metzenseifners von altem Schrot und Korn.

Die älteren Häuser, durchwegs klein, aus Holz gebaut, ruhen auf steinernen Grundlagen, die Dächer werden auf dem Vordertheile mit Schindeln, auf der Rückseite mit Stroh gedeckt, Rauchfänge sind nicht üblich. Die Fester macht man sehr klein und sie sollen ehedem nur mit Ochsenblasen statt des Glases versehen gewesen sein, daher man erzählte, in Metzenseifen seien die Stiere Glaser, und die Metzenseifner neckend fragte: „Bu bont hïe da Glosa?" (Wo wohnt hier der Glaser?). Treten wir in das Vorhaus, so führt links gleich hinter dem Eingange eine Treppe auf den Boden, uns gegenüber steht der Herd. Die Hausflur ist in der vordern Hälfte mit Brettern überdacht, die rückwärtige Hälfte ist wegen des Herdes offen bis zum Dache. In dem Vorhause ist Alles so geordnet, daß die Hausfrau, wenn sie aus dem Hofe eintritt, es leicht überblicken kann. Die großen und kleinen Milchtöpfe und andere Gefäße liegen theils geordnet auf dem Herde, theils sind sie auf einem Gestelle aufgehangen. Der Bratspieß, dann alles beim Schweineschlachten nöthige Geräthe fallen in die Augen, die thönernen Teller und Schüsseln und die hölzernen Löffel befinden sich wohlgeordnet in dem Gestelle; oben auf den Sparren sitzt das Volk der Hühner. Rechts gelangt man aus dem Vorhause in die zwei Wohnzimmer, deren kleineres in der Regel als Schlafgemach dient, links in die Kammern, hinter welchen gewöhn-

lich die Holzlage, also noch unter Dach sich befindet. Weiterhin stehen ein bis zwei Ställe für die Kühe, denn solche hat fast jeder Hausvater —, gegenüber liegt der Schweinestall, quer zwischen beiden die Scheune. Ueber den Zimmern und den Kammern breiten sich abgesonderte Böden aus, der Heuboden aber über den Ställen und der Holzlage, falls diese nämlich hinter den Ställen angebracht ist.

Der Fußboden des Wohnraumes besteht in den älteren Häusern aus gestampfter Erde, in den neueren aus Dielen. In den Zimmern stehen ein bis zwei mit Lehnen versehene Bänke, ein Tisch, ein paar Stühle, eine Truhe und eine Rahme, in deren oberen Fächern die Teller regelrecht zur Schau gestellt, und die blanken eisernen Löffel, jeder in einer Kerbe aufgehängt sind, während in dem unteren das sehr in Ehren gehaltene Brot verwahrt wird. Wo eine solche Rahme fehlt, läuft ein schmales Fach an den Wänden ringsum, und befestigt man an dieses die thönernen und gläsernen Krüge. Um den behaglichen mächtigen Ofen streckt sich eine breite Bank, an den Wänden gewahrt man einige schlichte Heiligenbilder. — In dem kleineren Nebenzimmer erblickt man die hoch aufgethürmten Federbetten und zuweilen eine Rahme zum Aufhängen der Kleider, welche übrigens meistens wie andere nicht zum alltäglichen Gebrauche erforderliche Gegenstände in der Kammer aufbewahrt werden und zwar in dem Brautkasten.

Auf Reinlichkeit wird im ganzen Hause sehr gesehen. Jeden Sonnabend werden Tisch und Bänke gescheuert, alle 2 bis 3 Wochen wird der Zimmerboden gewaschen, das

Vorhaus mindestens jeden Monat, das Zimmer in jeder Jahreszeit einmal geweißt. Von der Gassenseite des Hauses wird der untere, aus Steinen aufgeführte Theil, ungefähr bis zu den Fenstern reichend, während des Sommers häufig, die ganze Außenseite alljährlich zweimal übertüncht. —

Bemerkenswerth ist, daß in Metzenseifen nur wenige Familiennamen vorkommen, diese aber von einer großen Menge geführt werden, besonders die Namen: Ballas, Bodenlos, Böhm, Bröstl, Eiben, Frindt, Grentzer, Gedeon, Göbl, Hundl, Meder, Müllner, Schmid, Schmidl, Schmotzer, Scholtz, Schürger, Stromp, Tischler, Tomas, Wagner. So giebt es beispielsweise 15 Zeugschmiede und 12 andere Handwerker in Unter-Metzenseifen, welche den Namen Gedeon führen; unter den 90 Zeugschmieden in Unter-Metzenseifen findet man fast nur 12 Familiennamen, die unablässig wiederkehren. Es beweisen diese Thatsachen: 1) daß ursprünglich nur wenige Familien eingewandert sind; 2) daß die durch die Abgelegenheit des Thales gegen Kriegsleiden geschützten Bewohner selten oder gar nicht zur Auswanderung genöthigt wurden.

Etwas mehr als die Hälfte der Bewohner — ich rede zunächst von dem bedeutenderen Unter-Metzenseifen — besteht aus Hammer-, Nagel- und Zeugschmieden; der größere Theil der Uebrigen beschäftigt sich mit Wegemachen *) oder geht im

*) „Die Metzenseifner sind geschickt, die größten Felsen und unbesteigliche Orte gang- und fahrbar zu machen, wissen Moräste auszutrocknen, Fischteiche zu graben. Sie machen Flinten, Eisen-

Sommer nach Siebenbürgen und Südungarn, wo er sich mit verschiedenen Erdarbeiten, besonders mit Anlegung der Gruben zum Aufbewahren der Frucht ein Stück Geld verdient. Die nöthigen Handwerker sind alle, am stärksten die Schuhmacher, vertreten, einige Köhler versorgen die Hammerwerke mit dem Brennmateriale, Fuhrleute sind mit 1—2 eigenen Wagen beständig auf den Straßen, um die Erzeugnisse des heimischen Gewerbes zu verführen.

Das ganze Leben der Metzenseifner fußt auf der Eisenindustrie, welche sich bei den meisten Betheiligten sehr vervollkommnet; besonders tüchtig sind die Ackergeräthe von Schürger & Schmotzer, die Waaren der Fabriksniederlagen von Simon Pöhm, Heidl & Comp., dann die von Mathias Göbl & Comp., welche meist in Ackergeräthen bestehen. Die rührigen Metzenseifner führten ihre Waaren schon vor langer Zeit auf die Jahrmärkte nach Marmarosch-Szigeth, auf „Debretz" und sonst „in's Ungarn"; sie versorgen nicht allein viele Plätze des östlichen Ungarn mit ihren Waaren, sondern diese verdrängen theilweise sogar die steirischen Erzeugnisse, und wurden neuerer Zeit selbst außerhalb Ungarns gekauft.

Die Lebensweise des Schmiedes ist eine angestrengte, die des Hammerschmiedes eine doppelt schwere, für den Metzenseifner aber — vielleicht zum Theil wegen der ungenügenden Nahrung — eine aufreibende. Schon um

werkzeuge u. s. w. Die Weiber besorgen den Acker." .... S. Korabinsky, Lexikon.

2 Uhr Nachts geht der Schmied in den Hammer mit leerem Magen und arbeitet nüchtern bis gegen 7 Uhr, wo man ihm das Frühstück bringt, welches nur aus Suppe besteht (aber nicht aus Rindsuppe); zu Mittag genießt er Speck mit Brot, abends wieder nur Suppe, selten etwas Fleisch. Mancher hat nur Sonntags eine ordentliche Suppe und ein wenig Fleisch, wer etwa noch Dienstag und Donnerstag Fleisch essen kann, ist schon ein Gegenstand des Neides. Die ungemein schwere Arbeit vom 12. Lebensjahre an, und der starke Genuß des Branntweins (Wein trinken nur die Wohlhabenden), vielleicht auch die nicht genug nahrhafte Kost rauben den Meisten früh das Leben, die Schmiede sterben mit ungefähr 40 Jahren. Will Jemand ein höheres Alter erreichen, so muß er mit beiläufig 30 Jahren aufhören zu „arbeiten", und sich der Landwirthschaft zuwenden.

Diese Landwirthschaft deckt indeß den Bedarf des Industrieortes nicht, die großen Jahrmärkte, welche Metzenseifen und einen Theil der Zips mit Frucht versehen, setzen nur zugeführtes Getreide um. Mit Gartenbau befassen sich die Metzenseifner gar nicht; was man hier Garten nennt, enthält einen größern Rasenplatz zum Bleichen der Leinwand, und wird von armen Leuten, die keine Aecker haben, zum Theil mit „Grullen" (Kartoffeln) bepflanzt. —

Mächtig wurde das Stillleben des abgelegenen Bergthales seit der ungarischen Revolution von 1848, welche den Metzenseifnern Hunderttausende für die Lieferung von Kriegsgeräth zuführte, aufgerüttelt, und seither beginnt ein Umschwung im sozialen und geistigen Leben zum Guten und

— vom Standpunkt des Deutschen — auch zum Schlimmen. Denn, da mit dem Veralteten, Lebensunfähigen, auch mancher dem deutschen Gemüthe eigenthümliche Zug abgestreift wird, und die Mittel deutsch=nationaler Bildung fehlen, wird Unter=Metzenseifen wahrscheinlich dem Magyarenthum verfallen (das ärmere Ober=Metzenseifen dem Slaventhum), zu dessen Tonangebern die magyarisirten „Studirten" werden. Welche gefährliche Gewalt aber besitzen Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister, wenn sie Magyaromanen sind!

Man behauptet, ohne daß ich die Bürgschaft dafür übernehmen kann, viele Metzenseifner seien eingefleischte Magyaromanen. Wie leicht sich aber ein willenloser Haufe ungarländischer Deutscher von einigen magyarisch gesinnten Fanatikern einschüchtern und leiten läßt, haben mir Erzählungen von Zipsern, „die auch dabei waren," aus dem Jahre 1848 bewiesen. Vorschub leistet der magyarischen Propaganda, daß in Metzenseifen, mit wenig Ausnahmen, Jeder magyarisch spricht (obschon mit wunderlichen Accent), da die Kinder mit 12 Jahren gewöhnlich in ein ungarisches Dorf zur Erlernung der sonst so schwierigen und heute nothwendig gewordenen Sprache gegeben werden. — (Im Uebrigen ist die Kenntniß des Slavischen stark verbreitet. Unter einander sprechen die Metzenseifner im Dialekt, mit Fremden aber hochdeutsch.)

In geistiger Beziehung geht Metzenseifen indeß seit 1848 entschieden vorwärts; schon das überraschend nette und solide neue Schulgebäude beweist, daß Metzenseifen anfängt, sich zu bilden und auf die Bildung Werth legt. Während ehe=

dem nur wer mußte, den Geburtsort verließ, giebt es heute schon gereiste Leute und wendet sich eine größere Zahl von jungen Leuten den Studien, dem Kaufmannsstande, der Industrie u. s. w. zu. Neue Anschauungen, neue Bedürfnisse und Gewohnheiten dringen ein, sie erstrecken sich auf Sitten und Gebräuche, auf Kleidung und Lebensweise. Die Alten, welche treu an dem von den Vätern Ueberkommenen halten, und sich in diese fremde — zum Theil unberechtigte — Welt nicht finden können, grollen dem einreißenden „Verderben" und schließen sich auch gegen die verständigen Neuerungen ab (z. B. gegen den unschuldigen Regenschirm).

Ich will aus den Sitten und Gebräuchen der Metzenseifner einige hervorstechende Züge mittheilen, welche vermuthlich verschwinden werden, sobald die Gepflogenheit aufhören wird, daß die Metzenseifner blos unter einander heirathen, selten aus andern Orten eine Braut heimführen, eben so selten die Mädchen in die Fremde „sich verändern", d. h. heirathen lassen. Diese Abgeschlossenheit hängt wesentlich mit dem in Metzenseifen eigenthümlichen Bestehen der „Komerodschoûften" (Kameradschaften) zusammen. Es geben sich nämlich mehrere Mädchen gleichen Alters zusammen, und bilden zu Spiel und Geselligkeit untrennbare „Komerote", doch kommt es selten vor, daß eine arme Mâd (Maid) sich zu den reicheren Mân (Mädchen) giebt. Darum unterscheidet man bei den Mägden Abstufungen dem Alter, bei den Bürgermädchen dem Alter und dem Vermögen nach. Ein Gleiches gilt von den „Knechten" (Burschen). Fühlt sich ein Mitglied einer Kameradschaft von einem Kameraden be-

leidigt, oder gefällt ihm die Verbindung nicht mehr, so schließt es sich einer anderen Gesellschaft an. Eine männliche Kameradschaft geht gewöhnlich regelmäßig mit einer bestimmten weiblichen, und verkehrt viel mit ihr, indem der Sonntag, die Rockenstube, der Fasching viele Gelegenheit zu gemeinsamen Zusammenkünften bieten. Ist die Nachmittagsandacht am Sonn- und Feiertag vorüber, so kommt jede Mâd mit ihren Komerote zusammen; im Frühjahr gehen alle auf eine bestimmte Wiese, wohin auch die Burschen kommen, und spielen da ein Fangespiel, Hutschu genannt; da es aber vom St. Georgstage angefangen verboten ist, auf den Wiesen herumzulaufen, so gehen sie in das Thal hinab spazieren — bei welchen Gelegenheiten das ehedem übliche Singen von Volksliedern leider fast ganz abkommt — oder tanzen in einem Wirthshause, bis sie sich „austwiedln" (austanzen).

In den langen Winterabenden ist das Spinnen beinahe die einzige Beschäftigung der Frauen und Mädchen. Die Mädchen und Mägde versammeln sich den ganzen Winter hindurch jeden Abend in einem bestimmten Hause, die „Rockenstôub", wo sie unter Gesang und Erzählungen bis nach 9 Uhr spinnen. Solcher „Rockenstôum" giebt es manches Jahr viele, da die kleineren Mädchen nicht zu den größeren gehen dürfen, und diese nicht mit den Mägden halten, kurz, weil jede Kameradschaft ihre eigene Rockenstube hat. Daher wird hier freilich mehr geplaudert, als gesponnen und manche „Junfa" (Jungfrau, d. h. Liebende) kommt nur, um ihren „Junka" (Junker, d. h. Geliebten) zu sehen, der sich wohl allabendlich einstellt. An einem verabredeten

Abende bringen die Mädchen Mehl, Speck, Eier, Brinsen u. a. mit und bereiten sich die Prinzenknöül (Brinsennudeln), zu welchen die Burschen eingeladen werden. Oft gehen auch die Musikanten des Ortes, die Zigeuner, nachfragen, ob man nicht tanzen wolle, oder sie werden von den Burschen gerufen, so daß der Abend mit Tanz endet.

Da immer je zwei Kameradschaften so viel mit einander verkehren, so ist eine begreifliche Folge, daß die meisten Burschen Mädchen aus „ihrer" Kameradschaft heirathen, und daß es in Metzenseifen keine alten Jungfern giebt. Die Ehen werden sehr früh geschlossen, die Burschen treten mit 20—24 Jahren in die Ehe, die Mädchen durchschnittlich mit 15, selten mit 16, manchmal bereits mit 14 Jahren.

Es steckt noch viel Urväterthum in dem Metzenseifner Wesen. So z. B. nennen sich die jungen Leute gegenseitig: Bruder, Schwester — wie in den Gründen — und reden sich mit Du an, werden auch von den Aelteren so angeredet, welche sie ihrerseits mit Ihr ansprechen. Der gewöhnliche Gruß besteht darin, zu fragen, wo man gewesen sei, was man mache, wohin man gehe. Trifft man Jemand vor der Thür, so fragt man gewöhnlich: Habt's Euch 'rausgeben? Man tritt mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! ein, und wird herzlich „bewillkommt"; man nimmt Abschied mit den Worten: Bleibts gesund!

Gegen Fremde ist der Metzenseifner sehr gastfrei und besonders stolz darauf, zur Kirmeß (Kirchweihe) Gäste zu haben. Am lustigsten geht es in den letzten Faschingstagen zu, da wird vom frühen Morgen bis in die späte

Nacht getanzt und gejubelt. Ehedem bestand als beliebtes Faßnachtsstückchen das „Spieß tragen". Ein launiger Geselle wird als Metzenseifner Frau verkleidet, ein anderer lustiger Kumpan maskirt und in eine fremdartige Tracht gesteckt, der Hauptspaßmacher aber streicht sich das Gesicht schwarz an, zieht über das Beinkleid eine weite Unterhose, welche er mit Stroh ausfüllt, hängt eine Laterne um seinen Hals und entstellt sich auf alle erdenkliche Weise. In der einen Hand trägt er ein Gefäß voll mit Asche vermischten Wassers, in der andern einen alten Besen. Einer der Burschen trägt auf der Schulter einen Spieß, an welchen er den Speck steckt, welchen die übermüthigen Burschen sich einfordern. Um die drei Schalksnarren nämlich gruppiren sich die ledigen Bursche und prangen mit dem Sträuschen am Hute, welche sie von ihren Geliebten erhielten. Unter dem Vortritt der musizirenden Zigeuner setzt sich der Zug in Bewegung, und macht vor den Elternhäusern der Burschen und vor den Wohnungen der zum Tanze geladenen Mädchen Halt. Die Junker tanzen und springen so lange um den Spieß, bis man ihnen Speck, Mehl, Eier, Butter u. dgl. verabreicht, wovon sie sich später in einem Privathause ein gemeinschaftliches Nachtmahl herrichten lassen. Ist man nicht willig, oder will der Schalksnarr Jemanden einen Schabernak spielen, so taucht er den Besen in das schmutzige Wasser und malt ein mehr ausgiebiges, als zierliches Kreuz an das Haus. Häufig schließt man vor dem Schnellmaler das Thor, oder begießt ihn mit erklecklichen Wassergüssen, denn er läuft bisweilen in das Vorhaus und streicht alles

an, was ihm unter die Hand kommt, oder steckt alles Eßbare ein, dessen er habhaft werden kann. Auf ähnliche Art brandschatzen die Knechte ihre Dienstherren. — Zum Kehraus gehen noch heute die Burschen am Aschermittwoch „die Fasching suchen".

Aehnlich wie bei den bergmännischen Festen das „Tanzmeisterbüchel" den Ordnern genau ihr Verhalten vorschreibt, eben so enthält das „Tischmeisterbüchel" alle Sprüche, welche der Tischmasta, der Ordner bei Hochzeiten, am rechten Orte mit gebührender Feierlichkeit vorzubringen hat: wenn er z. B. den Abend vor der Vermählung mit dem Bräutigam „im Freien geht," wenn die Braut aus der Kirche kommt, wenn er den ersten Pächer Wein trinken soll und die Braut ansprechen muß, wenn die „Braut geführt wird" u. s. w. Der durchaus religiöse, ja durchaus kirchliche, mit Bibelstellen untermengte Inhalt dieser Sprüche läßt vielleicht auf protestantischen Ursprung schließen.*)

*) Der Bräutigam wird z. B. ermahnt, den lieben Eltern, welche noch bei Leben, nicht zu Schand' und Spott, sondern zu Freud' und Trost zu leben, dem Gebote Gottes zu folgen, denn der weise Salomo schreibt uns im 3. Cap. im 2. Buch Moses . . . (sic!). Das Brautpaar wird angewiesen, nachdem der Tischmeister ihm den lieben Frieden und die liebe Liebe gewünscht, Witwen und Waisen nicht zu vergessen, Kirchen und Schulen in Obacht zu nehmen . . . . Die Neuvermählten werden, wie der Engel Raphael zu dem jungen Tobias gesprochen, aufgemuntert, drei Tage und Nächte im Gebet sich zu verhalten, als nämlich die 1. Nacht, damit ihre Kopulation im Himmel bekräftigt werde,

Am Hochzeitstage oder an dem vorhergehenden Sonntage findet das „Gabtragen" statt. Der Bräutigam übersendet nämlich durch den Tischmeister der Braut die Brautschuhe, in welche er ein Geschenk an Geld, mitunter bis 40 Fl. legt (gewöhnlich indeß nur einige halbe Kreuzer), wofür er als Gegengeschenk ein Sacktuch und einen Kranz zugesendet erhält. Die Hochzeitgäste stellen sich bereits einige Tage vorher mit einer kleinen Beisteuer ein, bestehend in Milch, Geflügel oder Geld. An dem Ehrentage werden der Braut in den Mehlkasten Münzen geworfen, wobei jeder den Wunsch ausspricht: es möge sich das Geld im Kasten unabläßig mehren.

Wird ein Kind geboren, so muß ein doppelter Taufschmaus, einer unmittelbar nach der Taufe, der andere bei dem ersten Kirchenbesuche der Wöchnerin, stattfinden; man hat für ersteren Schmaus den Ausdruck Zankes*), für letzteren die Bezeichnung Einlâten (Einläuten?).

Kinder werden Nachmittags, Erwachsene Vormittags beerdigt. Bei Leichenbegängnissen pflegen die nächsten Verwandten den Verstorbenen zu „beklagen"; da diese Urvätersitte jedoch durch unmäßiges Lob, oder ungebührlichen Tadel des Todten, oder durch unterlaufenen Unfug oft Anlaß

die 2., damit sie unter die Patriarchen gerechnet werden, die 3., damit sie den reichen Segen Gottes empfangen.

*) Dieses seltsame Wort findet sich noch als Zonkas in Dopschau, aber nirgend in der Zips, die Pudleiner z. B. nennen dies „Kindlgebler."

zu Aergernissen gab, kommt sie nach und nach ab.*) Am Tage des Begräbnisses wird jedoch, wie ehedem, Mittags ein Trauermahl, „Torr," abgehalten.

Ist das letzte Getreide eingeführt, so flechten die Schnitter einen Kranz aus Aehren, der mit vielen Bändern umwunden und unter Gesang auf einer Stange durch die Stadt zum Eigenthümer des Feldes getragen wird. Hierauf folgt der Ernteschmaus und manchmal ein Tanz. — Am ersten Mai stellen die Burschen vor den Häusern, namentlich jenen, in welchen Mädchen wohnen, Birken auf.

Flüchtig will ich einige Proben des harmlosen Aberglaubens der Metzenseifner geben. Am Palmsonntage

*) Diese Sitte scheint einst unter den ungarländischen Deutschen sehr verbreitet gewesen zu sein. In Kaschau z. B. gingen noch vor 200 Jahren bei den Leichen vornehmer Leute 2—4 verhüllte Klageweiber hinter dem Sarge, trieben indeß nur ein liederliches, anstößiges Possenspiel mit dem Beklagen. Unter den Krickerhäuern hat sich dieser merkwürdige Brauch noch erhalten. K. J. Schröer theilt folgende Probe aus Münichwiesen mit; ein Weib klagt am Sarge ihres Mannes:

„Ach Gôtele! ach Gôtele mains!
Was we ich jetz machen?
Ach du mein Ehgesell
Vorstêa maina! —
Gutkât mainê,
Du hast mich dâu gelaßt:
Wer wid etze mai Kind erhalln?
Wen de Monele anhâm koma,
Wu wist du sain?
Ach Gôtele mains, Gôtele mains!"

bindet man während der Passion ein Kreuz aus geweihten Palmen, welches an die Stallthür genagelt wird, um das Vieh gegen die Hexen zu schützen. Am Mittwoch in der Charwoche gehen die Mädchen in den Wald, um Birkenreis zu holen, am Grünendonnerstage früh werden mit diesen Ruthen die Wände des Zimmers berührt mit dem vielsagenden Rufe: „Naus, Flöh' und Wanzen!“ — Am Frohnleichnamstage werden Zweige auf die Felder getragen, um die Frucht vor dem Hagel zu bewahren.

Ich schließe diese Skizze mit einer Sprachprobe, welche am sichersten die ursprüngliche Heimath der Metzenseifner wird erschließen lassen, und wähle hierzu das durch Grimm bekannte Märchen: die Boten des Todes in wortgetreuer Uebersetzung.

Touhds Pouhtn.

Es éß ahmuhl ûf da grûßen Landstruhß a Riesn gebandat; ûf ahmuhl éß a onpekannta Mohn (Mann) kégn om gesprungen ond sagt a suh: „Stéh stéll, kah Schritt beitra!“ Bos? sagt da Riesn, du Wicht, dögn ich zböschen (zwischen) Fingan zerdrökn kohn, du béllst (willst) mieh en Beg vasparn? Béah (wer) pést du, taß du a suh keck réhn tearfst? (reden darfst). — Ich sei (bin) da Touhd, sagt da andra; mieh bédastéht nimont, ont ach du mußt mieh folgn. Da Riesn aba hat om nüscht doahgehörcht (nicht gehorcht), ont hot men (mit dem) Touhd ohgefangen ze rangen (ringen). Es boa a langa ond pöißa (böser) Streit; zalezt oba boa a Riesn stärka, ond hat en Touhd mit da Faust nida=

geschlogn, toß a nebn an Stahn zehaf (zusammen) gesunken éß. Da Riesn eß sein Beg gangen ond da Touhd eß übabonnen (überwunden) duet (dort) gelegen, ond hat ka Gebalt méh, toß a sich lida ôfgehuben hätt. — Bos soll draus bêhn (werden), sagt hea, benn ich hie en Binkel lign pleip? Es stirpt ka Mensch méh uf da Belt ond sie bit mén Leuen (Leuten) a suh ohngeföllt bean, toß se kan Platz méh beam hom, néhm ananda ze stéhn. Ohntadessen éß a junga Mensch döge (diesen) Beg gangen, fréṡch ond gesond, hat a Lied gesungen ond hat hin ond hea geluckt (geblickt). Bi a en Halbohnmächtegn daplеckt hot, hot a sich seina dapoamt, hot en ufgehum, hot tom (hat ihm) aus seina Flasch an Trunk eingeflöuzt, ond hot gebart (gewartet) poß a bida (bis er wieder) éß zu Kräften kommen u. s. w.*)

*) Der Dialekt der Metzenseifner ist an wunderlichen Idiotismen überreich, dennoch werden den Metzenseifnern viele sprachliche Ungeheuerlichkeiten nachgerühmt, welche eben so wie die über sie in Umlauf gesetzten böotischen Stücklein der Begründung entbehren. So finden sich die ihnen unterlegten Ausdrücke: Schnabelhölzl für Gabel, Freßbrettal für Teller durchaus nicht vor.

Die in „Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes" von K. J. Schröer [Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1863] mitgetheilten Sprachproben, Redensarten, Sprichwörter u. s. w., dann das Wortverzeichniß aus Metzenseifen — deren Quelle nicht genannt wird — stammen sämmtlich von dem Verfasser.

Das deutsche Element im östlichen Oberungarn.

Da das Deutschthum in Ungarn für die nächste Zeit einer üblen Zukunft entgegengeht, obwohl in diesem Lande an 800,000 Deutsche leben, dürfte es wohl interessiren, Einiges über das Zahlenverhältniß der Deutschen in dem östlichen Oberungarn, dem ehemaligen Kaschauer Verwaltungsgebiete, zu erfahren. Ueber diesen mächtigen Raum von 686 österreichischen Quadratmeilen sind unter eine Bevölkerung von 1,388,000 Seelen 83,000 Deutsche zerstreut. Von den wenigen — nur 37 — Städten dieses Gebietes enthält die Zips 25, und auch die meisten anderen Städte sind deutschen Ursprungs, da die Magyaren ursprünglich höchstens in Märkten, die Slovaken, Ruthenen und Romanen fast nur in Dörfern wohnten (86 Märkte, 2231 Dörfer). Vor Jahrhunderten hatte die westliche Hälfte, d. h. die Comitate Zips, Sáros, Abauj, Torna und Gömör, eine weitaus stärkere deutsche Bevölkerung als heute.

Die meisten Deutschen, an 57,000, wohnen in der Zips. Das Deutschthum stirbt in der Zips seit dem fünfzehnten Jahrhundert ab und wurde besonders in den zerstreuten Orten allmälig durch das Slovakenthum verdrängt. Die Magyaren behaupten, in Ungarn hasse man die Deutschen nicht, und weisen lebhaft auf die Zips hin. Nun, und wie machen es die Zipser Deutschen? Die Katholiken, an Zahl unbedeutend, sind meist sehr arm und können sich nicht rühren; die Protestanten, wenn Bauern, sind entzückt, wenn ein ungarischer Edelmann ihnen schön thut; in den Städten tragen sie sich heute meist ungarisch, können zwar häufig nicht Magyarisch, verleugnen aber doch mitunter die Muttersprache und nannten im Jahre 1860 die abgetretenen Beamten „deutsche Hunde". Dafür rühmen sich aber die Magyaren in demselben Athemzuge, das Magyarenthum, welches bekanntlich im Norden nirgends die Landesgrenze berührt, reiche heute bis an die Tátra.

Zahlreiche Deutsche lebten einst in den 1850—1859 vereinigten Comitaten Abauj-Torna, mit nur Einer Stadt. Die Deutschen des kleinen magyarischen Comitates Torna sind fast ganz magyarisirt, eben so die des südlichen, magyarischen Theiles von Abauj (die Bewohner von Hidas-Némethy [Deutschenbrücken], Tórnyos-Némethy), dagegen die des nördlichen, slavischen Theiles slavisirt: die in Mislye, Ujfalu, Deutschendorf, in welchem letzteren Orte von den unter Joseph II. Eingewanderten vor wenigen Jahren nur noch Ein Weib etwas Deutsch verstand; die Bewohner der Bergorte Telki-Bánya, Arany-Idka und Ratka hingegen

nomadisiren, sobald sie keinen Erwerb haben. Nur die gewerbfleißigen, wohlhabenden katholischen Metzenseifner, an 3000, sind deutsch geblieben. Der Sitz der früheren Statthalterei-Abtheilung, Kaschau, ist heute eine gewöhnliche Comitatshauptstadt geworden, nur durch ihre Lage für Handel und Kriegswesen wichtig. Noch bis zum sechszehnten Jahrhundert eine wichtige deutsche Stadt, hat sie mit Ausnahme der Verarmung die gewöhnlichen Schicksale der Deutschstädte Ungarns durchgemacht: freiwillige oder bei der Gegenreformation erzwungene Auswanderung oder auch Aussterben der alten Stammbevölkerung, Eindringen des Magyaren- und Slaventhums in die entnationalisirte Stadt, zuletzt Verleugnung des Deutschthums bei den kärglichen Resten (2441) und Magyarisirung derselben. Kaschau bot in einem centralisirten Ungarn einen guten Anknüpfungspunkt für das deutsche Element dar, da es überdies die Zips im Rücken hat. Die Bewohner sprechen Deutsch, Ungarisch und Slavisch, zwar nicht correct, aber geläufig, und Kaschau besitzt nebst Presburg und Ofen-Pest allein ein namhafteres Bürgerthum in Ungarn, obschon dieses keinen Vergleich mit Deutschlands Städtewesen zuläßt. Kaschau besitzt keinen ausgesprochenen nationalen Charakter; obwohl es seit Jahrhunderten auch magyarische Bewohner hat, überwog zeitweise das Slavische und sprachen noch vor dreißig Jahren wenige Leute Ungarisch. In den letzten zehn Jahren nahm Kaschau unter dem Einflusse des Deutschthums einen mächtigen materiellen und geistigen Aufschwung und trug diesen auch in seinen auf Gesundheit, Bequemlichkeit und Schönheit des

Lebens gerichteten Maßregeln zur Schau. Die große Schillerfeier von 1859, die schönste in Ungarn, und die im Winter 1860 unter dem lebhaftesten Zudrange aller Gebildeten von Lehrern der Rechtsakademie, des Gymnasiums und der Realschule abgehaltenen populär-wissenschaftlichen Vorträge bezeichneten den Höhepunkt deutschen Geisteslebens in Kaschau.

Mehrere Grabstätten deutschen Lebens enthält das slovakische Comitat Sáros, zunächst in seinen drei Städten; aber auch die noch nicht slavisirten Reste, 2900, sind zerstreut und, seitdem Eperies ein Schwerpunkt protestantischen Lebens wurde (Einführung der Jesuiten in Kaschau), ohne alles Nationalgefühl. Eperies hat jetzt 1200, das polnisch-slovakische Bartfeld 180, das einst blühende Zeben 90 deutsche Bewohner; um Eperies, zumeist in Sóvár (Salzburg) leben 500 Deutschböhmen, „Schwaben", wohlhabende Bauern, ohne nationalen Halt.

Aehnlich verhält es sich mit dem einst gleichfalls von vielen Deutschen colonisirten Gömör; hier haben sich diese, da die ethnographischen Verhältnisse denen von Abauj ähnlich sind, in dem nördlichen Theile slavisirt, in dem südlichen magyarisirt. Die Deutschen waren z. B. in Nagy-Röcze (Rauschenbach), Jolsva (Eltschau), Pleischnitz, Rima-Szombatt (Großsteffelsdorf) u. s. w. zahlreich; heute sind sie nur durch Beibehaltung mancher alten Sitten und durch die Personennamen zu erkennen; selbst die Namen der alten Feldfluren verschwanden vor dem stark mit dem Calvinismus eindringenden Magyarenthum. Von den 4200 Deutschen des Comitates kommen die meisten auf die alte Bergstadt Dob-

schau und das noch vor fünfzehn Jahren gemüthliche deutsche Städtchen Rosenau (das sich durch ein auffallend reines Deutsch auszeichnete, heute aber magyarisch ist), — zusammen 3800 Seelen.

Ungleich weniger deutsche Colonien enthält der östliche Theil des in Rede stehenden Gebietes.

Im Norden von Zemplin, 107 Quadratmeilen, sind die wenigen deutschen Colonisten slavisirt, z. B. in Homonau, im Süden magyarisirt, nur bei Ujhely wohnen 1400 gedrängt in Dörfern, die übrigen 1200 ganz zerstreut, z. B. bei Tokay (dafür hat das Comitat nur Eine Stadt). Im Comitate Ung — 53 Q.-M., eine Stadt — leben nur 500 Deutsche in drei Ortschaften; — in den ehedem vereinigten Comitaten Beregh-Ugocsa auf 85 Q.-M. 4700 Deutsche, die zu den jüngeren Colonisten gehören und in Gruppen um Munkács, dann im Norden und Süden der Gespanschaft vertheilt sind, sämmtlich arme Handarbeiter und Bauern. Die uralte, heute magyarisirte Sachsencolonie Beregh-Szasz (Sächsisch-Beregh) zählt heute dreizehn Deutsche! — Die Marmaros beherbergt auf 180 Quadratmeilen an 6200 Deutsche, Arbeiter in Gruppen um Sziget, Husztḥ, Rakó, Tecsö, Visso, aber auch hier nicht in Marktflecken, sondern nur in Dörfern.

Die Deutschen in dem östlichen Theile des besprochenen Gebietes sind durch geographische Vertheilung und sociale Stellung in ungünstigen Verhältnissen und für das Deutschthum ohne Bedeutung, die in dem westlichen Theile ohne nationales Bewußtsein — die wenigsten haben eine Kenntniß von unseren großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts

— sind durch Slaven und Magyaren in ihrer Volksthümlichkeit zersetzt und werfen sich in neuerer Zeit unbedingt dem Magyarenthum in die Arme. Nicht erst seit heute gehören manche vollklingende magyarische Namen, in Ungarn gefeiert, deutschen Renegaten an, die den deutschen Namen ablegten; man conscribire in diesem Jahre, und man wird staunen, wie sehr die Deutschen herabgeschmolzen sein werden und in das Lager der Ungarn mit klingendem Spiele gegangen!

Viele Ungarn wollten der österreichischen Regierung den Vorwurf machen, sie habe alle Leute mit deutsch klingenden Namen unter die Rubrik „Deutsche" conscribirt, namentlich gelte dies in Betreff der Juden. Zur Beruhigung ihrer Gemüther diene die Bemerkung, daß auf jenem großen Gebiete mehr Juden als Deutsche conscribirt worden, nämlich 91,000, was auch von einzelnen Comitaten gilt: z. B. Abaujtorna mit 10,000, Sáros mit 11,000, Zemplin gar mit 25,000, Ung mit 11,000, Beregh-Ugocsa und die Marmaros mit je 15,000 Juden. Wir bitten jene Herren um geneigte Aufklärung und bemerken noch, daß anderseits Gömör nur 300 Juden zählt, da diese dort ehedem nicht geduldet wurden, und die Zips, in der es genug betriebsame Deutsche giebt, blos 3200 Juden (davon ein Drittheil in der Umgebung von Kesmark).

Studien über die gewerblichen und industriellen Verhältnisse im östlichen Oberungarn.

Auch der stürmische, von den schroffsten nationalen Gefühlen leidenschaftlich erregte Landtag von 1861 konnte nicht umhin, durch den Mund einiger reichbegabter Männer auszusprechen, daß Ungarn die Anregung und Förderung materiellen und geistigen Lebens jeglicher Art der Einwirkung Deutschlands und der Deutschen verdanke. Da aber Ungarn in Folge seiner höchst mannigfaltigen bodenphysikalischen, ethnographischen und Cultur-Verhältnisse das Land der Gegensätze ist, so liegt die Annahme nahe, daß der Einfluß des deutschen Elementes auf die verschiedenen Theile des Ungarlandes ein der Art, oder wenigstens dem Grade nach verschiedener gewesen sein müsse. Wo das Zahlenverhältniß der seit uralten Zeiten seßhaften, oder frühzeitig in das ungarische Reich eingewanderten deutschen Bewohner am größten, dort ist selbstverständlich ein gewisses deutsches Gepräge

des äußeren Lebens am leichtesten nachweisbar. Elsner, ein vorzüglicher Kenner Ungarns, hat diese mannigfachen Anklänge an deutsches Wesen (auch dort, wo sich alte deutsche Ansiedler nicht mehr nachweisen, oder nur in geringer Zahl vermuthen lassen) in der sogenannten kleinen ungarischen Ebene, dem alten Pannonien zwischen Donau und Drau, oft wahrgenommen und spricht sich darüber als ruhiger, besonnener Mann — übrigens den Magyaren sehr gewogen — wiederholt aus. Umsonst würde man dagegen in anderen Gebieten der Ebene sowohl, als des Berglandes, nach dieser Aehnlichkeit mit der Heimath in der Art zu wohnen und sich zu gebahren forschen und spähen. Im Allgemeinen wird sich eine nachhaltige Einwirkung des Deutschen — wenn man nur das eigentliche Ungarn vor Augen hat — zunächst im Banat, dann unter den im ungarischen Alpenlande wohnenden Magyaren und den protestantischen Slovaken nachweisen lassen, im geringsten Grade oder gar nicht bei den katholischen Slovaken, den Ruthenen und Romanen, dann an jenen Magyaren, welche nicht im Berglande, sondern in der Donau-Theiß-Ebene sitzen und durch manche, dem fremden Einwanderer verderbliche Eigenthümlichkeiten des Landes (rascher Wechsel der klimatischen Verhältnisse, Mangel an trinkbarem, gesundem Wasser, die selbst dem Eingebornen verderblichen Fieber) gegen die allerdings friedlichen und ersprießlichen Invasionen deutscher Ansiedler geschützt waren und dies bleiben, — — bis etwa einst die Anlegung größerer Schatten gebender und die Feuchtigkeit erhaltender Baumpflanzungen Schutz gegen die sengende Dürre des Sommers und besseres Baumaterial,

die Bohrung zahlreicher artesischer Brunnen, die Erschürfung ergiebiger Kohlenlager die hier dringendsten Bedürfnisse, Wasser und Brennmaterial, gewähren, und anderseits große Strecken Landes heute nur zur Hutweide benützt, durch Straßen zugänglich gemacht, im Werthe steigen, und durch den Pflug des Colonisten urbar gemacht werden, dessen Leben in der durch die Bodencultur gereinigten Luft dann auch keine Fieber mehr bedrohen dürften.

Allgemeine Sätze lassen sich indeß anzweifeln und gewähren keine Anschaulichkeit, diese kann nur durch Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse gewonnen werden. Ich will zu diesem Zwecke ein Bild der gewerblichen, industriellen und der damit zusammenhangenden Zustände des ehemaligen Kaschauer Verwaltungsgebietes, also eines Fünftheiles von Ungarn, in allgemeinen, aber klaren Umrissen entwerfen *).

Weitaus am besten mit Gewerbsleuten versehen ist die heute nur noch zu einem Drittheile von Deutschen bewohnte Zips, das an Städten reichste Comitat, seien diese auch zum Theil nur dorfähnlich, oder ganz herabgekommen. Jedes Städtchen, aber auch jeder der heute noch ganz oder überwiegend deutschen Orte besitzt die nöthigen Handwerker im auffallenden Gegensatze zu den slovakischen oder slovakisirten Ortschaften. Die gesammte gewerbliche und industrielle Thätigkeit ist in den Händen des deutschen Bürgers, die Mannigfaltigkeit, Solidität und theilweise Nettigkeit der

*) Zum Verständniß der folgenden Skizzen füge ich hier eine interessante statistische Tabelle bei und bitte die geehrten Leser, diese sich gegenwärtig zu halten: (Siehe folgende Seite.)

	Flächenraum in geograph. □Meilen	Absolute Bevölkerung.							Relative Bevölkerung
		Deutsche	Magyaren	Slovaken	Ruthenen	Romanen	Israeliten	Zigeuner	
Zips . . .	67	57,500	1,300	112,000?	?	—	3,000	? ?	2,381
Gömör . .	73	4,200	80,000	73,000	—	—	300[1])	150	2,156
Sáros . .	69	2,900	2,000	116,000?	30,000?	—	11,000	600	2,114
Torna . .	10	70	17,000	1,800?	?	—	800	? ?	1,967
Abauj . .	50	6,000	73,000	45,000?	? [2])	—	10,000	1,000	2,700
Zemplin .	112	2,600	90 000	105,000	33,000	—	25,000	1,400	2,181
Ung . . .	55	500	22,000	17,000	60,000	—	11,000	400	1,787
Beregh . .	69	3,700	45,000	—	66,000	—	10,000	400	1,853
Ugocsa . .	20	1,000	13,000	—	30,000	7,000	5,000	1,100	2,682
Marmaros	189 [3])	6,200	12,000	100	101,000	45,000	15,000	1,000	976

1) Nur die Comitate Gömör und Sohl enthalten eine so geringe israelit. Bevölkerung, in allen übrigen Comitaten Ungarns betragen die Juden wenigstens mehr als 2 Procente der Bevölkerung.

2) Das Fragezeichen bedeutet, daß sich in den betreffenden Comitaten die Ruthenen sehr schwer von den Slovaken unterscheiden lassen, es wurden deshalb — Sáros abgerechnet — daselbst die Ruthenen den Slovaken beigezählt.

3) Der Flächenraum der Marmaros dürfte um fast 20 Quadratmeilen größer sein.

gewerblichen Erzeugnisse übertreffen weit die ähnlichen Leistungen der ungarischen Comitate und würden nicht vermuthen lassen, daß die vor der Wiedergewinnung durch Maria Theresia sehr herabgekommenen Städte erst durch die Fürsorge Joseph's II. mit manchen fehlenden Handwerkern, gleich anderen Theilen Ungarns und der Nebenländer neuerdings ausgestattet werden mußten*).

Charakteristisch für die volkswirthschaftlichen Zustände Ungarns sind übrigens selbst in der Zips, wo sich das Uebergewicht des Deutschen so geltend macht, die Frucht-, Woll- und anderen Händler, dann die „Speculanten", durchwegs Juden.

Der Zips zunächst stehen in gewerblicher und industrieller Beziehung jene wenigen Comitate, welche die zahlreichsten, wenngleich bereits großentheils magyarisirten oder slavisirten deutschen Colonien enthalten, somit zuvörderst das Comitat Gömör, voran das durch Bergbau ausgezeichnete Städtchen Dobschau, das ungemein gewerbfleißige Rima-Szombath, dann Theißholz, Csetnek, Jolsva

*) Trotz vorangegangener Unbilden und Schwächungen erhielt sich das Zipser Bürgerthum, fußend auf Gewerbe, Industrie und Handel, bis zum Anfange der Neuzeit, erst dann begann der durch eine lange Kette der mannigfachsten Leiden und die Rückwirkung mancher die europäischen Verhältnisse umgestaltenden Ereignisse herbeigeführte Verfall. Wird die Eisenbahn durch die Zips geführt, so dürften sich die industriellen, gewerblichen und commerciellen Verhältnisse der Zips wieder heben.

(Eltschau), Rosenau. Abgesehen von diesen Orten, welche sich, wie zahlreiche andere im Comitat, schon durch ihre Bierbräuereien als ursprünglich deutsche Niederlassungen ankündigen, hat nur das magyarische Ratko viele Gewerbsleute aufzuweisen; Gerber und Kürschner, Tuchmacher und Grobschneider, Lederarbeiter und Gubamacher, Hafner und Tischler bilden die Mehrzahl der meist magyarischen oder von magyarisirten Deutschen stammenden Handwerker. Die schwunghafte Industrie dieses Comitates reicht, sowie in der Zips — weil zum Theil auf dem Bergbau beruhend — vielfach dem Kleingewerbe die Hand; wie dort gehören auch hier einzelne gewerbliche Erzeugnisse zu den besten des Landes; in beiden Comitaten erwuchs die rege materielle Cultur auf Grundlage des Protestantismus (hier zum Theil auf dem Calvinismus).

Auch in Sáros zeichnen sich nur die ehemaligen Deutschstädte Eperies, Bartfeld, Zeben verhältnißmäßig durch Gewerbfleiß aus, selbst die kleineren ursprünglich deutschen Orte, wie Siebenlinden, decken den eigenen Bedarf; in den slavischen Ortschaften dagegen hat der Jude Alles an sich gerissen und erscheint in diesem slovakischen Comitate zumeist als „Händler" in allen möglichen Gestalten; Groß-Sebes z. B. gleicht am Vorabend des Schabes einem Neu-Jerusalem, wenn die Judenschaft von nah und fern zu Fuß, mit Karren, auf Wagen, und beladen mit allem nur denkbaren Gerümpel einrückt, das entweder verarbeitet oder zusammengeflickt und aufgeputzt, und solchergestalt wieder in den Handel gebracht wird. Aehnliche Ursachen,

welche die Entvölkerung, Verarmung und Slavisirung der Zipser Städte bewirkten, richteten die Sároser Colonien, zumeist das einst durch Zwischenhandel blühende Bartfeld zu Grunde und schwächten den Protestantismus; nur Eperies, ein Stützpunkt protestantischen Lebens, enthielt immer zahlreiche Handwerker, welche für die Bedürfnisse des Comitates arbeiteten und nahm in dem seit 1852 centralisirten Ungarn als Sitz eines k. k. Oberlandesgerichtes und anderer Behörden einen unverkennbaren gewerblichen Aufschwung.

In Abauj ragen das ehemals ganz deutsche Kaschau, die Deutschstädtchen Ober- und Unter-Metzenseifen, das ehedem nur theilweise deutsche, heute ganz magyarische Jászó hervor; ihnen nähern sich das vermuthlich von Italienern angelegte Szánto, und das vielleicht von Romanen gegründete Moldau; doch ist auch in den letztgenannten zwei Orten der Magyar nur Guba- und Tschismenmacher, Grobschneider, Hafner, Gerber. Die kleineren deutschen Niederlassungen, im Norden des Comitates slavisirt, im Süden magyarisirt, hatten es nie zu einer Bedeutung gebracht. Das dicht bevölkerte Comitat wiederholt gleichsam die gewerblichen und industriellen Verhältnisse Ungarns im Kleinen. Inmitten liegt eine ehemalige Deutschstadt, im 13. Jahrhundert angelegt, bis zum 16. ihren nationalen Charakter bewahrend, später die Schicksale der meisten Deutschstädte Ungarns und einiger Städte Siebenbürgens theilend, immer aber durch ihre Lage höchst wichtig. Als ehemalige „Hauptstadt Oberungarns“, und im abgelaufenen Decennium als Hauptstadt

eines Verwaltungsgebietes besitzt sie mit Ofen-Pest und Preßburg das einzige nennenswerthe Bürgerthum in Ungarn, an das sich übrigens in Kaschau der Maßstab Westeuropa's noch nicht anlegen läßt. Seine ziemlich vielseitige gewerbliche Thätigkeit, der starke Verkehr mit Pest und Wien, das Hereinziehen in das Eisenbahnnetz Ungarns, die Errichtung einer Oberrealschule machen Kaschau in Bezug auf materielle Cultur zur ersten Stadt des ehemaligen Verwaltungsgebietes. Kehrt man von Streifzügen in den Nachbarcomitaten zurück, dann erscheint Kaschau durch die Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse — die sonst fast nirgends zu Theil wird — als die Großstadt jenes Gebietes. — Wie groß aber ist der Abstand der umliegenden magyarischen, slovakischen und gemischten Orte selbst mit Rücksicht auf die Kleingewerbe. 10,000 Juden finden darum ihren Unterhalt im Comitat! Wie anders steht es da in der Zips und in Gömör!

Von dem mikroskopischen Comitat Torna läßt sich wenig sagen. Die deutschen „Gäste" des Marktes Tornau können einst nicht zahlreich gewesen sein; die Landschaft ist ein schönes, jedoch armes Kalkgebilde, nur zu kleinen dörflichen Anlagen geeignet.

Je weiter wir von hier an gegen Osten vorschreiten, desto geringer wird die Anzahl der deutschen Colonien im Allgemeinen, desto seltener wanderten deutsche Ansiedler als Bürger und Städtegründer ein (sie kamen nur als Bauern, Arbeiter, Holzschläger), desto mehr nimmt die Anzahl der Städte ab, in denen übrigens das eigentlich

städtische Leben, ja das bürgerliche Element gänzlich fehlt; hier beginnt das Dorado des Juden, der aber durch die Art seiner Thätigkeit den Mangel des befruchtenden deutschen Einflusses nicht zu ersetzen im Stande ist. So weit noch Magyaren vorkommen, betreiben diese das Geschäft des Gubamachers, Kürschners, Gerbers; der Jude dagegen, für den der Gewinn hier so leicht wird, hütet sich, ein anstrengendes Gewerbe zu wählen, betreibt allenfalls das Geschäft des Schneiders und („deutschen") Schuhmachers, zieht es aber wo möglich vor, als Kauf- und Handelsmann, als Händler und Schankwirth seinen Speculationsgeist nach allen Richtungen zu verwerthen, zu kaufen und zu verkaufen, die Bodenerzeugnisse in die Ferne, und Erzeugnisse des Gewerbes und der Industrie herbeizuschaffen, kurz hier hören die westeuropäischen Verhältnisse allgemach auf. Hier hat der Jahrmarkt noch eine Bedeutung, die selbst unsere Urgroßväter nicht mehr kannten; befremdend groß ist in den bedeutenderen Orten die Anzahl der (jüdischen) Handelsleute, welche, ob sie nun ihr Geschäft im Großen oder Kleinen betreiben, mit allem Möglichen handeln, das der Mensch nur brauchen kann.

Wie ein Naturgesetz gilt für Oberungarn der Satz: Je geringer die Anzahl der eingewanderten (gleichviel, ob entnationalisirten) Deutschen, desto größer die der Juden, desto unbedeutender und schlechter aber sind Gewerbe und Industrie, desto ausgebildeter ist das „Handelswesen."

Sprechend genug steht in Zemplin. die Anzahl der Gewerbsleute in der volkreichen Hauptstadt S. A. Ujhely verhältnißmäßig weit hinter jener der slavisch-deutschen Colonie Homonnau zurück. Seltsam steht es um die Flecken und Märkte im 14 Quadratmeilen großen Hegyallyaer („Tokayer“) Gebirge; weil die Leutchen sich für Bürger halten und etwas Oekonomie treiben, so fehlt es überall an Arbeitskräften für die Weinberge; aus weiter Ferne wandern sie gegen hohen Lohn für die Zeit der Arbeit zu, die Arbeitgeber aber wissen nichts von Industrie, kaum daß es in den Ortschaften genug Binder giebt; in gesegneten Weinjahren ist es vorgekommen, daß man für ein leeres Faß — ein volles von der vorjährigen geringeren Lese gab, weil man Fässer haben mußte und den minder guten Wein nicht übermüthig wegschütten wollte.

Noch schlechter ist es in Ung, wo es mit Ausnahme der Comitatshauptstadt fast keine rechten Gewerbsleute, sondern nur Handelsleute giebt, in Ungvár selbst aber stehen die Laden von 80 (!) Kaufleuten neben einander, über deren Religion kein vernünftiger Mensch einen Zweifel hegen wird (denn sie heißen Weiß, Weißbach, Weißburg, Weinberger, Weinfeld u. s. w.). Gleiches gilt von Beregh und Ugocsa; die „Stadt“ Beregh — nicht zu verwechseln mit der ehemaligen alten Deutschstadt Beregh-Száß (Sächsisch-B.) — enthält an Handwerkern nur 1 Binder, je 2 Schneider, Tischler, Tschismenmacher und 4 Wagner.

Die Marmarosch hat nur in der Hauptstadt M. Szigeth eine größere Anzahl von Gewerbtreibenden, und

zwar meist Schneider und Tschismenmacher, Gerber und Riemer, dann Hafner. — Will man die Erscheinung, daß nur dort, wohin der Deutsche seinen Fuß als Städtegründer setzte, heute die Gewerbe, wo nicht in einem entschieden guten, so doch in einem leidlichen Zustande sich befinden, während sie anderwärts erst im Zustande der Kindheit vegetiren (was allerdings auch mit der Bedürfnißlosigkeit der weniger gebildeten Bevölkerung zusammenhängt), eine zufällige nennen? —

Berücksichtigt man die Nationalität der Gewerbtreibenden, so ergiebt sich, daß der Deutsche alle Arten von Gewerben betreibt, auch die der Kunst verwandten, der Magyar überwiegend sich dem Geschäfte der Gerberei (Weißgerberei) und den Arbeiten in Leder zuwendet, in welchen er eine uralte, rühmlichst bekannte Geschicklichkeit besitzt, also Riemer, Sattler und Kürschner wird, noch häufiger aber Tschismenmacher (in dem kleinen Moldau z. B. leben 100 Tschismenmacher), dann Hafner, Gubamacher, Grobschneider, und in Gömör Grobtuchmacher. Der Slovak betreibt nur Kleingewerbe, und zwar in ehemaligen deutschen Ansiedlungen, der Ruthene und Romane beschränkt sich auf die unentbehrlichsten Gewerbe oder überläßt diese, soweit die dort übliche Hausindustrie die einfachen Bedürfnisse nicht befriedigen kann, dem anstelligeren Juden. Der Jude dringt überall ein, wo ihm der Deutsche nicht schon zuvorgekommen ist, wird diesem aber durch seine Genügsamkeit und Sparsamkeit, dann

weil er mit größerem Capital arbeitet, indem er durch allerhand Nebenerwerbe leichter zu Geld kommt, ein gefährlicher Nebenbuhler. Er befaßt sich in der Regel mit Gewerben, die keine körperliche Anstrengung erfordern, ist aber noch lieber Kaufmann, Krämer, „Althändler" (Tandler), Holz-, Woll-, Leinwand-, Vieh-, Fruchthändler und Speculant.

Einzelne Thatsachen sind höchst interessant und werfen charakteristische Streiflichter auf die Culturverhältnisse dieses Landestheiles und der einzelnen Nationalitäten. Jeder deutsche Ort hat die nöthigen Handwerke, der große slovakisch-magyarische Markt Forro z. B. hat dagegen nur 1 Binder, 1 Schmied, 1 Tischler; in der magyarischen Stadt Göncz (gleichfalls in Abauj), die nie deutsche Elemente enthielt, machen die Borstenviehhändler ganz andere Geschäfte, als die wenigen Handwerker, die noch nach der Urväter Sitte arbeiten. Uhrmacher sind fast nur in den von Deutschen bewohnten Ortschaften, dort aber häufig, die große Marmarosch dagegen begnügt sich mit Einem Uhrmacher. Die Fußbekleidungskünstler unterscheiden sich in „deutsche Schuhmacher", welche für die Deutschen und die Stadtbevölkerung arbeiten*), und in „ungarische Tschismenmacher", welche Stiefel verfertigen für die Magyaren und die übrigen Nationalitäten, insofern sie nicht barfuß laufen oder selbst-

*) Wenigstens galt dies bis 1860, wo mit dem Wiederauftauchen der ungarischen Mode die Herren zu den Tschismen griffen; die Mode nimmt mancher Orten schon wieder stark ab.

gefertigte Bundschuhe tragen, dann für die Bauernweiber aller Zungen, welche durchwegs in — meist schwarzen, bei Romanen und Magyaren in rothen, da und dort in gelben — Stiefeln umherwandeln. In gleicher Weise unterscheidet man „deutsche" und „ungarische" Kleidermacher, überdies noch „Grobschneider", die für den Bauer arbeiten. Bierbräuereien sind fast durchwegs Kennzeichen des ursprünglich deutschen Charakters der betreffenden Ortschaft. Kunstweber kommen fast nur, und zwar vereinzelt unter den Zipser Deutschen vor. (Es bezeichnet dies den Stand der dortigen einst schwunghaften Linnenindustrie, welche sich heute fast nur auf die häusliche Erzeugung beschränkt; die magyarischen, romanischen und ruthenischen Bauern gehen im Sommer fast nur in grobe Hanfleinwand gekleidet, auch der Slovak trägt kein Linnen.) Gold- und Silberarbeiter, Büchsenmacher, Tapezierer, Kupferschmiede, Glockengießer, Gürtler, Drechsler sind seltene Handwerker, noch seltener aber Schieferdecker, und auf diesem ungeheueren Raume ist nur Ein Instrumentenmacher beschäftigt. Handschuhmacher sind nur in Kaschau, Eperies und den Zipser Städten Kesmark und Igló (Neudorf), Zuckerbäcker nur in 6 Comitatshauptstädten und einer Landstadt, gute Buchbinder nur in Eperies, Leutschau, Kaschau. Kunsttöpfer kennt man nicht, und wenn man einige Prunkwohnungen abrechnet, so erschrickt das Auge fast überall vor den riesigen grünkachlichen, antediluvianischen Oefen. — Manche gewerbliche Erzeugnisse werden billiger aus der Fremde zugeführt, weil

der Handwerker nur mit großen Kosten tüchtige Kräfte gewinnen und halten kann; wer einwandert, will selbständig werden, nicht dienen, verschmäht aber bald selbst Hand anzulegen; wer etwas zu können vermeint, bleibt nicht in dem kleineren Orte, so daß dieser die besten Arbeiter verliert. —

Die meisten Handwerker arbeiten nur für den Localbedarf, oder für den nächsten Umkreis, über das alltägliche Bedürfniß und zur Ausfuhr nach entfernten Comitaten produciren die Schneider in Kaschau, die (90) Zeug- und die Nagelschmiede in Metzenseifen, die Schmiede in Göllnitz, die Messerschmiede in Stoóß (gleichfalls in der Zips); von heute magyarischen Orten thut sich nur Rima-Szombath (Großsteffelsdorf) durch vielseitige gewerbliche Rührigkeit hervor.

Vergleicht man die gewerblichen Zustände mit denen der westlichen Kronlande der Monarchie, so fällt der Vergleich, wenn man die Zips und Gömör abrechnet, sehr zu Ungunsten Oberungarns aus; dies fühlt namentlich der gebildete Fremde, der an höhere Bedürfnisse, oder wenigstens an solide Arbeit gewöhnt, mit den einheimischen Erzeugnissen sich begnügen muß. Dem Fremden muß Vieles auffallen, was der Eingeborne gar nicht bemerkt. In dem ehemaligen Verwaltungsgebiete sind nur zwei Großhändler, Kunstgärtner in kaum 8 Städten, Seifensieder fehlen mitunter in volkreicheren Orten; die Schweinezucht wird in so ausgedehntem Maße getrieben und doch giebt es auf diesem ausgedehnten Raume

nur 2 Bürstenbinder. Im ganzen östlichen Oberungarn findet man nur in Miskoliz und Kaschau je Einen Optiker, und was für einen in Kaschau! einen ehemaligen israelitischen Liqueurhändler, der, obwohl Naturalist, sich Optiker nennt, weil er Brillen dreimal theurer verkauft als der Kaufmann, der dieselbe Dutzendwaare führt, aber sie wohlfeiler geben kann, weil er nicht von dem ausschließlichen Verkauf der Gläser leben muß. Es fehlen allenthalben die Erzeuger chemischer Waaren, sogar Leimsieder, Thranerzeuger und Knochenbrenner u. s. w. (Gyps kömmt mitunter in großen Lagern vor, wird aber nicht zur Düngung verwendet, eben so ist mir nur von Kesmark bekannt, daß daselbst Versuche mit Knochenmehl angestellt wurden, welches in Ungarn, wie mir ein sehr gebildeter Mann schrieb, zu theuer käme.) Am günstigsten haben sich die gewerblichen Verhältnisse innerhalb der letzten 10 Jahre in Kaschau gestaltet, zunächst weil es Sitz einer Statthalterei-Abtheilung wurde; hier und in Metzenseifen bestehen die einzigen gewerblichen Niederlagen in dem so ausgedehnten Bezirke der Kaschauer Handels- und Gewerbekammer. Der meistens niedrige Stand der Gewerbe wird zur Genüge erklärt, wenn man bedenkt, daß auf diesem das Königreich Sachsen so beträchtlich an Flächenraum übertreffenden Gebiete nur 37 Städte zerstreut sind, von denen überdies 25 auf die Zips entfallen, und manche diesen Namen nicht verdienen. — —

Schon aus dem bisher Mitgetheilten ergiebt sich, daß der Zustand der Industrie durchschnittlich ein noch mangel-

hafterer ist, als jener der Gewerbe. Zwar fehlen über Beide umfassende Daten, doch läßt sich die industrielle Thätigkeit leichter überblicken. Wenige Theile der österreichischen Monarchie sind an Bodenschätzen der mannigfaltigsten Art so reich, als dieser Kammerbezirk, nicht alle besitzen eine auf diese Art von Thätigkeit so hingewiesene Bevölkerung, und dennoch werden hier große Massen von Mineralien gar nicht, andere nur mangelhaft verwerthet, viele harren noch ihres Entdeckers. — Dobschau's mächtige Lager von edlen Serpentin, Iglo's gewaltige Gypslager, zahlreiche Massen schönen Marmors liegen ganz unbenützt, die Antimonerzeugung nimmt stetig ab, Kobalt und Nickel kommen in ungeheuern Quanten vor, aber Tausende von Centnern ärmerer Erze bleiben unverwerthet liegen, und der Abbau der Gruben richtet sich nur nach den Anfragen des Auslandes. Zips, Gömör, Torna, Abauj, auch Sáros sind mit ausgedehnten Lagern von Eisenstein bedeckt, doch werden nur wenige derselben ausgebeutet, weil bei dem Mangel an entsprechenden Wegen die hohe Fracht für das Brennmaterial den Gewinn zu sehr beschränken würde. (Die Waldungen aber haben manchmal für den Besitzer wegen Mangel an Absatzwegen fast keinen Werth, das Holz verfault, oder wird zu Pottasche verwandelt, was jedoch bei der Trägheit der arbeitenden Classe und den hohen Taglöhnen nicht in's Große getrieben werden kann. Nur der große Grundbesitzer vermag bei solcher Forstwirthschaft zu bestehen.

Hart neben einander trifft man die höchsten und die niedrigsten Preise des Holzes, und doch läßt sich das Holz der Hochgebirge mancher Orten nicht verwerthen*). Steinkohlen wurden erst in den letzten Jahren, nicht ohne Erfolg, gesucht. Die Eisenindustrie ist die wichtigste und ausgedehnteste in diesem Districte, leider haben die Gewerke sich aus allerhand Gründen davon enthalten, der Handelskammer die zu einer eingehenden Darstellung nöthigen Mittheilungen zu machen. Wo Gruben und Waldwege leicht zugänglich sind, dort ist die Erzeugung eifrig, mitunter schwunghaft, im entgegengesetzten Falle aber gehen die Werke ein, oder stehen still; im Ganzen jedoch war unter dem Schutze des hohen Agio ein Aufschwung in den letzten Jahren unverkennbar, trotz der sonst empfindlichen Theuerung, und obwohl der technisch minder Gebildete ungleich kostspieliger arbeiten mußte. Ausgeführt wird das Roheisen aus Gömör und der Zips erst seit 1838, und zwar nach Galizien, Schlesien

*) Im Jahre 1853 fand sich kein Pächter für die bei Szobráncz gelegenen 36,000 Joch umfassenden Waldungen. Im Ganzen sind die Waldungen des Districtes in einem sehr verwahrlosten Zustande: die der Verwerthung günstiger gelegenen Forsten sind ganz widersinnig abgeholzt, die etwas entfernten, bei dem Mangel an Wegen aber unzugänglichen, werden gar nicht beachtet, und so angesehen, als ob sie nicht vorhanden wären. — In der Stadt K. kostete vor wenigen Jahren die Klafter harten Holzes 8 fl. ö. W.; 4 Meilen davon — in der Luftlinie gezählt — konnte man die ungleich größere Waldklafter im Forste um 1 fl. kaufen; die Zufuhr nach K. hätte aber so viel gekostet, daß der Preis nicht unter 8 fl. hätte gestellt werden können.

und Mähren in sehr beträchtlichen Mengen. Doch werden durch den Umstand, daß der gewöhnliche Transportweg auf der Waag und den in ihr Thal einmündenden schlechten Straßen unsicher und kostspielig ist, und daß sich Roheisen-Speculanten des Zwischenhandels bemächtigten, die Preise dieses wohlfeil abgelassenen Eisens zum Nachtheil der Käufer und Verkäufer unverhältnißmäßig in die Höhe getrieben. Stabeisen und Eisenwaaren gehen aus der Zips nach Galizien, der Liptau, nach Trentschin, Debreczin und Siebenbürgen, aus Gömör nach Pest; doch ist in Pest und Debreczin die Concurrenz Oesterreichs, Steiermarks und Mährens von Belang, da die Verbindung mit diesen Ländern besser ist als die mit Nordungarn; und auch der preußisch-schlesische Gewerk, der mit wohlfeileren Materialien arbeitet, ist seit dem Handelsvertrage Oesterreichs mit Preußen kein ungefährlicher Nebenbuhler. Die gesammte Eisenindustrie dieses Districtes, die unter günstigeren Verhältnissen eine hohe Blüthe erreichen könnte, verbraucht von den 2,800,000 Katastraljoche betragenden Waldungen jährlich das Holz von nur 7—10,000 Waldjochen. Bei Errichtung neuer Anstalten müssen die Unternehmer in diesem Agriculturlande nicht allein mit großen Geldopfern und mancherlei Begünstigungen fremde Arbeiter hereinrufen, die ihnen den jüngeren Nachwuchs erziehen, sondern müssen auch, wenn sie nicht Kinder von Häuern und Hüttenarbeitern gewinnen, darauf gefaßt sein, daß der Nachwuchs, sobald er nur vermag, die ungewohnte Beschäftigung verläßt, um als Bauer weniger mühsam zu leben, sein eigener Herr zu werden und

seine Existenz zu sichern. — Glas wird meist aus Böhmen bezogen, die Fabriken erzeugen theils ordinäre Gläser, theils Sauerbrunnflaschen, feine Gläser erzeugt nur die Hütte Neuantonsthal (Gömör). Die Seidenzucht wird nur von einem Herrn v. Soós in Nádasd (Abauj) in einer nennenswerthen Weise betrieben; das Landvolk verhält sich völlig gleichgiltig gegen seine Erfolge. Die zwei Porzellanfabriken gehen ein, stehen still, die Steingutfabriken liefern mittelmäßiges Erzeugniß. Die Kaschauer Rübenzuckerfabrik ist gezwungen, Felder zu kaufen, oder zu pachten, um ihren Bedarf an Material zu decken. Die Papierfabriken arbeiten nur für Ungarn, ohne sich, eine abgerechnet, mit den feineren Arten Papier zu befassen, die meisten machen schlechte Geschäfte oder gehen ein; das Comitat Gömör nimmt in der Papiererzeugung einen hervorragenden Platz ein.

Als besondere Hindernisse der Industrie in jener Gegend nennt der Bericht der Kaschauer Handels- und Gewerbekammer vom Jahre 1852/53: 1) Mangel an genügenden Arbeitern; 2) zu frühzeitige und überspannte Ansprüche der Werkeigenthümer auf Rentabilität; 3) empfindlichen Mangel an geeigneten Communicationsmitteln*); 4) äußersten Mangel nicht allein an billigen, sondern auch an Capitalien überhaupt.

Der Bericht sagt S. 77: „Man kann nicht umhin

*) Seither ist es durch die Staatsverwaltung um Vieles besser geworden.

einzuräumen, daß, während die Landwirthschaft im Allgemeinen eben so schlecht betrieben wird, wie die Landleute roh, ungebildet und arm sind: der Handel höchst unbedeutend und wenig ergiebig genannt werden müsse; eigentliche Fabriken fast gar keine existiren, die Industrie aber mit geringer Ausnahme auf einer niedrigen Culturstufe stehe." — Es ist zwar seither besser geworden, auch wird die technische Bildung künftig verbreiteter sein, als heute, doch sind jene oben genannten Gebrechen nicht von heute und gestern, sondern alt, tief eingewurzelt, also nur allmälig zu heben. Ein ungemein empfindliches Uebel war in den letzten Jahren und ist heute noch das schwierige Creditwesen, welches bei dem Mangel an baarem Gelde dem Wucher freien Spielraum gewährte. Die wenigen Sparcassen waren doch nur Hülfsquellen in einem beschränkten Umkreise, und keine Creditanstalten. Nur so kam es, daß die oberungarische Waldbürgerschaft trotz der sicheren Bürgschaften, die sie bot, im Anfang der fünfziger Jahre ein Capital von 300,000 Gulden nicht aufzutreiben im Stande war (sie gewann damal schon jährlich an 18,000 Ctr. Kupfer, 1000 Ctr. Quecksilber, 6000 Mark Silber), auch nicht als sämmtliche Waldbürger mit ihrem gesammten, Millionen repräsentirenden Montanvermögen solidarisch haften wollten.

Im Jahre 1858 bestanden in diesem ausgedehnten Handelskammerbezirke folgende Fabriken: je 1 Ackerwerkzeug-, Draht-, Ketten-, Draht- und Schnallen-, Eisen-, Striegel-, Messer-, Schaufel- und Hauen-, Kupfer- und

Messing=, Alaun=, Vitriol=, Cementkalk= und Ziegel=, und Zuckerfabrik; je 2 Maschinenpapier=, Porzellan=, Tuch= und Nagelfabriken; je 3 Leder= und Glasfabriken; 4 Steingut=, 10 Schöpfpapierfabriken. (Einige andere „Fabriken" genannte Unternehmungen verdienten diesen Namen nicht.) Ueberdies bestanden 41 Eisenwerke, 10 Eisen=, 3 Kupferhämmer, 6 Hochöfen, 3 Kunstmühlen.

Die im Jahre 1857 bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers veranstaltete erste oberungarische Naturproducten= und Industrieausstellung war für die in Rede stehenden Verhältnisse äußerst lehrreich. Außer der oberungarischen Waldbürgerschaft, welche bedeutende Eisenwerke und Kupferhütten in der Zips besitzt*), stellten sich als namhafte Industrielle heraus: das k. k. Aerar, der Herzog von Sachsen=Coburg=Gotha (Eisenwerke, z. B. das großartige von Pohorella an der Quelle der Gran, Eisenhütten, Ackerwerkzeugfabrik, Kunstmühle, Steingutfabrik u. s. w.), Graf Schönborn (Eisenwerke bei Munkács), die Grafen Andrássy (Eisenwerke und Hämmer), der Bürger Mänesdorfer, die Rima=Murányhaler Eisenwerksgesellschaft, dann die Gräfin Csáky u. A.

Von Einwanderern thaten sich die Brüder Jakobs aus Baiern (Eisenhütte bei Göllnitz, Hámor bei Kaschau) hervor; von auswärtigen Besitzern ist Georg Heinzelmann in Augsburg (Eisenwerk zu Chisnovoda in Gömör) zu nennen. —

*) Sie wurde auf der Londoner Weltausstellung von 1862 mit einer Medaille ausgezeichnet.

In höchst schlagender Weise stimmt die Entwicklung des Vereinswesens mit den Zuständen des gewerblichen Lebens und der Industrie überein. Die Handels- und Gewerbekammer in Kaschau umfaßte 10 Comitate, doch hat sie nur aus den 4 westlichen (das kleine Torna kann hier nicht in Rechnung kommen) eingehendere Daten erlangen können, die östlichen hatten wenig über sich zu berichten und schwiegen lieber. Sparcassen entstanden bisher nur in Kaschau, Eperies, Leutschau, Igló. Lesevereine bestanden in größerer Anzahl in den Comitaten Zips (Leutschau, Kesmark, Göllnitz, Schmöllnitz, Igló), Gömör (Rima-Szombath, Rosenau, Dobschau, Jolsva, Putnok), Sáros (Eperies, Bartfeld), Zemplin (Ujhely, Tokay, Mád); in Abauj, Ung nur in der Comitatshauptstadt; und sie fehlen gänzlich in den Comitaten Torna, Beregh, Ugocsa. Rechnet man die Marmaros ab, wo die Lesevereine von der zahlreichen Beamtenschaft (der k. k. Berg-, Salinen-, Forst- und Güterdirection) in Szigeth und Hußth gebildet werden, so ist der Zusammenhang des geistigen Bedürfnisses nach solchen Vereinen mit der Entwickelung der Industrie, dem Vorhandensein eines mehr oder minder entwickelten Bürgerthums und der Verbreitung und Einwirkung des Deutschthums überaus lehrreich.

Industrielle und gewerbliche Vereine bestehen selbstverständlich nur in den vier westlich vorgeschritteneren Comitaten und haben eine sehr ungleiche, mitunter

nur locale Bedeutung. So stehen der mehrfach berührten Waldbürgerschaft Gesellschaften einzelner Private gegenüber, die nicht aufkommen können, oder schon zu Grunde gehen. Diese Vereine sind theils Gewerkschaften, theils Stadtgemeinden, theils „Vereine" oder Actiengesellschaften, theils Innungen (letztere indeß selten); sie haben meist Eisenwerke in Händen (7 Vereine), je 2 Gesellschaften besitzen je 1 Papier- und Steingutfabrik, je 1 besitzt 1 Eisenhammer, 1 Kunstmühle, 1 Nagel-, 1 Porzellan-, 1 Zuckerfabrik. Das Vereinswesen ist also auch in dieser Richtung mangelhaft ausgebildet; doch tritt hier grell der Unterschied zwischen der westlichen und der östlichen Hälfte hervor, da die letztere nicht Einen Verein dieser Art aufweisen kann.

Von den wenigen anderen theils unbedeutenden, theils ephemeren Vereinen (z. B. dem kürzlich geschlossenen Damen-Leseverein in Sáros-Patak) sind nur die Frauenvereine zur Unterstützung der Armen in Kaschau und Eperies erwähnenswerth. —

Schließlich erwähne ich noch Einiges hierher Gehörige, welches geeignet sein dürfte, zur Charakteristik des geistig-sittlichen Lebens jener Theile Ungarns beizutragen. Buchdruckereien bestehen in Kaschau (Werfer, Elinger), Leutschau (Werthmüller), Eperies (Staudy), Rosenau (Keck), Rima-Szombath (Werfer), Ungvár (Ellinger); eine Lithographie dagegen nur in Kaschau; andere Kunstanstalten giebt es nicht.

Buchhandlungen besitzt Kaschau (Werfer und Hay-

mann, Hartig), Leutschau (Seeliger), Eperies (Vetter), Ujhely (Weiß); die Comitate Gömör, Torna, Beregh, Ugocsa, Marmaros dagegen beweisen, daß man auch ohne Buchhandlung leben kann. Den größten Absatz finden deutsche Bücher wissenschaftlicher und unterhaltender Natur,*) die Magyaren kaufen wenig Bücher, lesen aber viele Zeitungen, für die geistigen Bedürfnisse der Slovaken, Ruthenen und Romanen reichen Gebetbücher aus (so weit nämlich das Lesen verbreitet ist), einige Schulbücher und Kalender.

In Kaschau erscheint ferner eine Zeitung, das „Kaschau-Eperieser Kundschaftsblatt"; es enthält, oder enthielt „Buntes Vermischtes", d. h. eine Anthologie von Klatsch außerhalb Kaschau's, dann Stadtklatsch, ein Feuilleton, dessen Romane man selbst lesen muß, um zu glauben, daß man derlei Fabrikat druckt, Inserate und die Preise von Speck, Mehl u. dgl.**)

Zu den einträglicheren Industriezweigen gehört z. B. im Comitat Sáros die Branntweinerzeugung. Branntwein wird in Ungarn durchschnittlich nur von Slovaken und Ru-

*) Pulszky, der bekanntlich nicht für die Deutschen schwärmt, konstatirt, daß die Deutschen in Ungarn am meisten lesen.

**) Gelesen wurde es am stärksten, wenn sich darin scandalsüchtige Leute hechelten, oder „literarische" Gassenbuben jüdischer Zunge in die Haare kamen. Nach dem 20. October erschien eine Zeit lang das Kundschaftsblatt in magyarischer Sprache, da es aber alsbald wegen Mangels an Kundschaften einzugehen drohte, behielt es zwar den neuen magyarischen Namen, erschien aber fortan wieder fast ganz deutsch.

thenen „getrunken" (ich weiß ein kleines Dorf, dessen Bewohner jährlich für 4—6000 österr. Gulden Branntwein vertilgen, es giebt Leute, welche 14—18 Seidel in Einem Tage vertragen, wenn sie dazu kommen), dann von Romanen, wenig von Magyaren und Deutschen. In Oberungarn sind — wenn man von Kaschau mit seinen 66 Wirthshäusern und Kneipen absieht — dort wo die Volksbildung am geringsten ist, die Wirthshäuser sehr zahlreich, minder häufig, wo jene etwas besser bestellt ist. So enthalten die vielen Städtchen der Zips zusammen nur 41 Wirthshäuser, das Comitat Zemplin, in seiner Hauptstadt und den größeren Märkten mit Ausschluß aller Dörfer 183! Gleichergestalt sind das am reinsten slavische Sáros und die östlichen Comitate mit elenden Branntweinkneipen überreich gesegnet. Die wohlhabenderen Orte Gömör's leiden an Wirthshäusern gleichfalls keinen Mangel, doch kommen diese auf Rechnung der hier lebhafteren Industrie. Wie im ganzen Lande sind die Wirthshäuser in deutschen oder magyarischen Gegenden ziemlich gut, in slavischen Orten in der Regel schauderhaft.

Höchst auffallen muß, daß in einem Lande, wo man so wenig zu Hause sitzt, so viel im Gasthause, wo man so häufig auf der Straße ist und die Geselligkeit so liebt, das Kaffehausleben so wenig ausgebildet wurde. Kaffeehäuser nach westeuropäischen Begriffen giebt es in diesen Gegenden gar nicht, was man hier so heißt, kommt nicht einmal in allen Comitatshauptstädten vor, besteht dann nur in Verbindung mit einem Wirthshause und enthält fast keine

Zeitungen. Hunderte von Fremden, die aus ihrer Heimath eine starke Anhänglichkeit an das Kaffeehaus mitbrachten, vermieden hier diese Räume, welche in Ungarn von dem gemischtesten Publikum betreten werden. Schon in Pest erblickt man allenthalben zwischen dem elegantesten Publikum Leute in der schmierigsten Kleidung, Juden, Armenier, Raizen, welche im Kaffeehaus die größten Geschäfte abschließen; im östlichen Oberungarn aber wäre es nicht überall gerathen, sich ohne Insectenpulver in's Kaffeehaus zu wagen, und da dies Auslagen und Unbequemlichkeiten im Gefolge hat, giebt man endlich den Besuch auf. — —

Ich schließe diese Skizzen mit der Erklärung, daß sie auf Vollständigkeit — schon wegen der Lückenhaftigkeit und sonstigen Unvollkommenheit des Materiales, aus welchem die vorliegenden Resultate zum Theil erst mühsam gezogen werden mußten — keinen Anspruch machen, sondern nur den Zweck haben, das gebildete Publikum außerhalb Ungarns über „die gewerblichen und industriellen Verhältnisse des östlichen Oberungarn" zu orientiren, daß ich etwaige Berichtigungen durch eine sachkundigere Feder gern entgegen nehme, und durch diese Skizze nur ähnliche, aber gelungenere Mittheilungen aus anderen Theilen Ungarns anregen möchte.

Wie wurden die deutschen Ansiedlungen in Ungarn slovakisirt und magyarisirt?

Seit dem 13. Jahrhundert entstanden in Ungarn durch deutsche Einwanderer einerseits königliche Städte, andererseits bischöfliche Städte und Märkte und andere den Kapiteln und Abteien angehörige Orte; andererseits auf den Gütern mächtiger Magnaten große Colonien deutscher Bauern unter eigenen Schultheißen (sculteti), deren Amt (Scultetia, Advocatio, Richterlég) ähnlich wie in den Colonien Böhmens, Mährens und Schlesiens allmälig erblich ward.

Die freien königlichen Deutschstädte nahmen seit ihrer Gründung eine besondere Stellung in dem ungarischen Staatswesen ein, unabhängig vom Comitate. Diese ihre bevorrechtete Stellung und nationale Geschlossenheit suchten sie nachmals durch Bündnisse größeren oder kleineren Umfanges, bleibender oder vorübergehender Art zu bewahren und zu befestigen. Trotz zeitweiliger Mißhelligkeiten zwischen einzelnen

Handelsstädten, meist aus Eifersucht auf das Stapelrecht entstanden, erfreuten sich die deutschen Niederlassungen unter dem Schutze der Krone und der Aegide der Reichsunmittelbarkeit bis in das 15. Jahrhundert eines fröhlichen Aufblühens, das durch den regen Wechselverkehr mit dem Mutterlande wesentlich gefördert ward. Interessante mittelalterliche Baudenkmale geben Zeugniß für den Wohlstand und die geistige Entwicklung der ältesten Einwanderer, deren Nachkommen Recht und Bildung aller Art aus dem Mutterlande holten, dieses nicht selten aus eigener Anschauung kennen lernten und durch ununterbrochene Nachwanderungen aus dem Stammlande bis in das 17. Jahrhundert von dort her mannigfache Anregung erhielten. Dieser rege Zusammenhang mit dem Mutterlande wird durch die reißend schnelle Ausbreitung der Reformation unter den ungarländischen Deutschen mehr als sattsam bestätigt.

Allerdings war die Wohlfahrt der ungarländischen Deutschen (welche im 14. Jahrh. ungefähr eine halbe Million betragen haben dürften) keine ungetrübte; schon im 14. und 15. Jahrh. hatte sich manche Deutschstadt der Raubsucht und Gewaltthätigkeit benachbarter Dynasten nachdrücklich zu erwehren; andererseits erlitt das deutsche Element eine namhafte Schwächung durch die Verpfändung eines Theiles der Zips (1412), durch die Einwanderung der „böhmischen Brüder", dann der räuberischen Hussiten (welche den Zusammenhang der oberungarischen Städte bis nach Gömör und in die Zips hinein unterbrochen), durch die ungesetzliche Vergabung der noch übrigen 11 freien Zipserstädte an Emerich

Zápolya (1465) als Grundherrn (was den nationalen Untergang dieser Orte nothwendig vorbereitete), und endlich durch nachfolgende Schicksalschläge mannigfacher Art.

Ungleich schlimmer, ja verhängnißvoll gestaltete sich für die ungarländischen Deutschstädte die Neuzeit seit dem Beginne der 200jährigen blutigen Religions- und Bürgerkriege. Uebermüthige Oligarchen bedrängten ärger als je Wohlstand und Freiheit der des königl. Schutzes entbehrenden Städte; die Kaiserlichen und deren Gegner suchten sich wetteifernd in den Besitz dieser wichtigen und wohlhabenden Bollwerke zu setzen: die Aufständischen suchten sich durch die Stärkung und gewaltsame Einbürgerung des seit den Anjou's und Mathias C. mächtig aufstrebenden: Magyarenthums und die Ausbreitung des Calvinismus zu befestigen; die Kaiserlichen dagegen griffen zu der Aechtung der protestantischen Deutschen, welche seither entweder nach Unterungarn flohen (wo sie sich meist magyarisirten, obschon manche ihre deutschen Namen nicht ablegten), oder in die auch nicht minder hart von Kriegsleiden heimgesuchten Wohnstätten ihrer Stammgenossen in Siebenbürgen. Gleichzeitig wurden von der katholischen Magyarenpartei die vertriebenen Protestanten durch magyarische, aber katholische Landedelleute ersetzt. Durch solche friedliche, mittels k. Patente bewirkte oder durch gewaltsame Einbürgerungen des magyarischen Elementes erwuchs den Städten eine bedenkliche Gefahr. Schon hatten bis dahin, angelockt durch die mannigfachen Vortheile städtischen Lebens, ärmere magyarische Landedelleute sich in die Stadt gezogen; bald aber strebten sie verbündet mit den

reicheren Comitatsadel, der sich in dem Weichbilde der Stadt die Erbauung von Curien*) zu verschaffen gewußt hatte, den Genuß der Vollbürgerrechte bis zum Antheile an dem „Rathe" der Stadt auszudehnen, um sich Einfluß zu Gunsten des magyarischen Elementes zu verschaffen. Sobald nämlich in diesen unruhigen Zeiten die nachhaltigen Zuwanderungen aus dem deutschen Mutterlande aufhörten (d. h. seit dem 16. Jahrh. bis auf Joseph II.) zogen in die Städte, deren alte Bevölkerung allmälig abstarb oder sich im Lande zerstreute, magyarische Handwerker und Kaufleute, in die deutschen Dörfer dagegen und in die Städte des westlichen Berglandes rückten allmälig Slovaken ein. (Aehnlich wie in Ungarn das magyarische und slovakische Element wurden in Siebenbürgen Magyaren und Romanen den vielseitig bedrohten deutschen Gemeinden immer gefährlicher.)

Bald begehrte die neue, fremde Bevölkerung, welche die Zeitverhältnisse benutzte, Antheil an der Gemeindeverwaltung; es kam zu Parteiungen und Reibungen zwischen Deutschen und Magyaren, die mitunter — wie in Ofen und Klausenburg — zum Aufruhr, zu Gewaltthaten und Blutvergießen führten. Die Deutschen schlugen gegenüber diesen tumultua-

*) Curie heißt ein mit adeligen Vorrechten ausgestattetes Wohngebäude, dessen Besitzer also nicht der städtischen Jurisdiction, sondern dem Comitate unterstand. Die königl. Freistädte wehrten sich deshalb begreiflich gegen die Errichtung solcher Curien in ihrem Weichbilde.

rischen und rechtslosen Vorgängen den Rechtsweg ein, hofften von dem Landtage kräftige Abhülfe und — zogen den Kürzeren; denn während die Deutschen durch Vorweisen der Handfesten ihre Gegner zu widerlegen suchten, hatten sich diese in den Besitz der Vollbürgerrechte gesetzt, aus dem sie sich nicht mehr vertreiben ließen*).

Zwar bestand noch zu Anfang des 17. Jahrh. in den Städten Ungarns die überwiegende Zahl der Bewohner aus Deutschen, wie dies die Acten des Landtages von 1608 beweisen. (Der Art. 13 enthält die Stelle: civitatum ... incolae pro majori parte ex Germanica constent natione.) Doch gab das bereits eingedrungene fremde Element seit Böcskay's Schilderhebung Gelegenheit zur Entstehung deutscher und magyarischer Bürgerparteien im östlichen Berglande, welche einem Bethlen, Rákóczy, Tököly und Franz Rákóczy willkommene Handhaben zu dem gewaltsamsten Magyarisiren der Städte darboten. Aber auch die Siege der Kaiserlichen schlugen zum Nachtheile des deutschen Bürgerthums aus (Dragonaden der Jesuiten und des Primas), der protestantische Magistrat wurde aufgelöst und von den ungarischen Regierungscommissären aus ungarischen Edelleuten ein neuer

*) Streitigkeiten wegen der in die Stadt eingezogenen — allerdings freizügigen — Grundholden, welche zu Pfahlbürgern wurden, gaben zuerst Anlaß zu Reibungen mit den adeligen Grundherren; die Comitatsbehörde, nur aus Edelleuten des Comitates zusammengesetzt, schritt zu Gunsten der Standesgenossen ein; die appellirenden Städte aber fanden keinen gesetzlichen Schutz bei dem älteren Tavernikal- und dem jüngeren Personalstuhle.

zusammengesetzt. Die zweite Hälfte des 17. Jahrh. ward dadurch für die Deutschstädte wahrhaft verderblich. Die Schrecknisse der Periode von 1670—1680 allein knickten die Zipser Städte gänzlich. Ueberdies wurden die Städte allmälig gegen die „deutschen" Soldaten und die „deutsche" Regierung erbittert und sympathisirten nun mit Ungarn, ihrem neuen Vaterlande.

Schon das Ende des 17. Jahrh. fand die Deutschstädte größtentheils materiell und moralisch gebrochen. In Leutschau z. B., von welchem einige Jahre vorher der Ungarische Simplicissimus schrieb, „der Magistrat muß in deutschen Mänteln (über den ungar. Röcken), Schuhen und Strümpfen auf's Rathhaus und in die Kirch' gehen, wegen habender deutscher Rechte", wurde 1675 die deutsche Rathsherrnkleidung beseitigt, weil die neuen Rathsherren, welche man mit Gewalt eingesetzt hatte, Ungarn waren. Was hatte der tapfere Widerstand der Bürger gegen das Festsetzen des magyarischen Adels genützt? Allerdings hatte Leutschau bereits damals neben der deutschen auch eine slovakische Bevölkerung; doch diese erschien noch ungefährlich. — In Kaschau, wo nicht lange vorher der Magistrat deutsch war und die Ungarn nur in den „äußeren Rath" kamen, bestand zu jener Zeit der Magistrat bereits aus mehr Magyaren als Deutschen, in die „Erwählte Gemeinde" aber waren nebst den Ungarn auch schon „Winden" (Slovaken) aufgenommen. — In Eperies wurde bereits „deutsch, ungarisch und windisch geredet und gepredigt." — Von Kesmark sagt Simplex: „Es hat auch eine Windische Kirch

allhier, wie in allen oberungarischen Städten." Diese slovakischen *) Kirchen erwähnt er noch zum Ueberflusse ausdrücklich bei Zeben und Kaschau. — Bartfeld hatte bereits damals slavische Vorstädte. —

Neben dem in den Städten schon erstarkenden magyarischen Bürgerelemente drang also bereits damals das Slaventhum in die deutschen Dörfer und in die Vorstädte; ja, wie dies z. B. in Kaschau der Fall war, — in die Stadt selbst. —

Noch einmal erneuerte das 18. Jahrh. (1708) die Gefahr schrecklichster Kriegsnöthe, aber obschon diese schnell vorübergingen, war Rettung aus dem tiefen Verfall oft nicht mehr möglich. Der Handel hatte andere Wege aufgesucht **), Räuberbanden nach Hunderten von Köpfen zählend und wiederholte Handelssperren hatten das Ihre gethan, Gewerbe und Verkehr stockten, Freund und Feind hatten bei der damaligen unmenschlichen Art Krieg zu führen, durch Plünderungen, Requisitionen, Brandschatzungen, Steuern, Ausgabe werthlosen Geldes den Wohlstand der Städte zu Grunde ge-

*) Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß in Ungarn der calvinische Glaube der magyarische, der lutherische der deutsche, der katholische endlich der slovakische im Volksmunde hieß und mancher Orten noch heißt.

**) Eperies, das einst so reiche Bartfeld — in zweiter Reihe Leutschau und Kesmark, waren einst Vermittler des Verkehrs zwischen Süd und Nord, und hatten auch ihren Antheil am Welthandel.

richtet, Gemeindegüter wurden verpfändet, verkauft, Regalien gingen verloren, dabei mußten wiederholt Schulden gemacht werden. Fürchterliche Brände — ehedem eine schreckliche Plage der ungarischen Deutschstädte, besonders aber der Zipser — zerstörten wiederholt ganze Städte, so daß diese sich entweder nie wieder erholten, z. B. Lublau seit 1533, oder gar nur als armselige Landgemeinden sich wieder erhoben; viele Bewohner waren vertrieben, andere in die Ferne gezogen, oder dem Schwert der Feinde, der Hungersnoth, den häufigen Seuchen*) erlegen.

Schlimmer noch als diese materielle Noth waren die moralischen Folgen. Die furchtbar herabgeschmolzene und verarmte Bevölkerung war nur mehr auf die Erhaltung der bloßen Existenz angewiesen, und bei der allmälig immer häufiger werdenden Unbekanntschaft mit ihren Rechten und Freiheiten, oder der Unmöglichkeit, solche geltend zu machen, mehr auf die Erhaltung der Gewissensfreiheit als auf andere Güter bedacht. Die Obrigkeiten waren, besonders in den kleinen Orten, mitunter ohne die nöthige Bildung, und war die Gemeinde bereits aus einer freien zu einer grundherrlichen herabgesunken, so verfolgten die gefügigen Richter ihr eigenes Interesse und wurden manchmal sogar zu Verräthern an den muthlos gewordenen Gemeinden. Hatte aber auch eine Gemeinde ihre Selbständigkeit gerettet,

*) Die Pest verheerte Ungarn namentlich in den Jahren: 1441; 1509, 10, 11; 1676, 88, 98, 99; 1700, 1, 10, 42, 70, 71.

so konnte sie doch dem immer stärkeren Sichfestsetzen des slovakischen Elementes, welches sich meist in der Form des Proletariates einnistete, nicht steuern, denn die katholischen Pfarrer begünstigten in stark protestantischen Gegenden, um die Zahl der katholischen Gemeindemitglieder zu heben, die Aufnahme alles möglichen zugelaufenen Volkes: Slovaken, Ruthenen, in der Zips auch Polen, und verhalfen diesen zu Aemtern. Aller Zusammenhang zwischen den ungarländischen Deutschen zerriß, der Gegensatz von Protestantisch und Katholisch war ein unheilbarer sogar innerhalb derselben Gemeinde, die reichern Bürger, welche sich adeln ließen, und die wenigen Städte, welche sich aus dem Verfall erhoben, verfolgten ganz selbstische Zwecke.

Immer tiefer griff unter solchen Verhältnissen die Zersetzung des Deutschthums durch die Slovaken um sich, und ging namentlich mit der Schwächung des Protestantismus dem Verluste der bürgerlichen Freiheit und der sich daraus ergebenden Verarmung Hand in Hand.

Manche halb entnationalisirte Stadt wurde dann unschwer durch das Comitat, welches die reichsfreie Stellung der Städte mit deren „fremden" Rechte seit langer Zeit scheel ansah, oder einen mächtigen Grundherrn, welcher durch Pfandbriefe thatsächlich längst Herr war, zum Landmarkt, oder zum rechtlosen Dorfe herabgedrückt. Die Krone aber anerkannte nachträglich — zu ihrem eigenen Nachtheil — diese Vorgänge. Die Urkunden über die schützen=

den Privilegien waren theils in den stürmischen Zeiten zu Grunde gegangen, oder von den Kriegsvölkern weggeschleppt, theils von den Grundherren mit List und Gewalt entrissen, vernichtet oder den eigenen Privatarchiven einverleibt worden. Höhnend forderten dann die Grundherren die Vorweisung der Privilegien, sobald die mit immer neuen Lasten heimgesuchten, kleinmüthigen und verzagten, weil schutzlosen Unterthanen ohnmächtige Vorstellungen gegen die sich wiederholende und steigernde Vergewaltigung machten. Gegenüber diesen berechtigten Klagen lag es im Interesse der Grundherren, die Reinhaltung des deutschen Stammes nicht zu begünstigen, sondern ihm durch Aufnahme von Nichtdeutschen möglichst entgegenzuarbeiten.

Das 18. Jahrhundert setzte geräuschlos, aber im größeren Maßstabe fort, was die vorangegangenen zwei Jahrhunderte begonnen: die Magyarisirung, noch mehr aber die Slavisirung der großentheils herabgekommenen, aller Stützen des nationalen Lebens beraubten Land- und der königl. Freistädte, in deren größeren der Adel die erste Rolle zu spielen begann, seitdem er nach dem Erlöschen der Bürgerkriege, seine festen, aber unbequemen Burgen und Schlösser verlassen konnte und die wohnlicheren Curien in der Stadt bezog*).

Die Regierung Joseph's II. brachte manchen Deutsch-

---

*) Bis hierher benutzte ich theilweise eine Reihe von Aufsätzen meines Freundes, des Prof. Dr. Krones, „der Deutsche im Ungarlande", in der Pest-Ofner Zeitung von 1860.

städten, namentlich der Zips, erhebliche Stärkung, aber auch manche dieser Zuzüge, z. B. nach dem Comitat Abauj, sind heute schon völlig slavisirt. Während unter Joseph das Deutsche als Bildungsmittel so stark in Ungarn eindrang, „daß Niemand für ehrbar oder angesehen galt, der des Deutschen unkundig war", während die deutsche Sprache bei dem Adel und den Honoratioren als Bildungsmittel und theilweise als Umgangsprache immer mehr Eingang fand, kam sie bei dem Volke und selbst im Mittelstande mehr in Abnahme — gegenüber dem neu erwachenden Magyarischen. Ueber die ungarländischen Deutschen sagt vor einem Menschenalter Csaplovits: „Die Zahl der Stockdeutschen wird täglich geringer, weil sie sich entweder magyarisiren, oder slovakisiren, oder ruthenisiren*), je nachdem sie mit diesem oder jenem Volke benachbart oder vermischt sind."

Die Vertretung, welche die Städte nach Joseph's II. Tode auf dem Landtage fanden, war eine so unzureichende gegenüber der Stimmzahl der Stände, daß ein Stärken des deutschen Bewußtseins der — nicht mehr rein deutschen — Städte unmöglich war. Die geistige Wiedergeburt Deutschlands im 18. Jahrh. äußerte keine Rückwirkung mehr auf die ungarländischen Deutschen, der geistige Zusammenhang

---

*) Bathyányi erwähnt z. B. Aehnliches von den Deutschen in Deutsch-Bocsko (Marmarosch) auf seinen Reisen im J. 1811, ruthenisirt wurden die zahlreichen deutschen Dörfer in Sáros und überhaupt im östlichen Berglande.

mit dem Mutterlande war bis auf das Nothdürftigste herabgeschmolzen; der ungarländische Deutsche war per tot discrimina rerum haltlos geworden. Die begabteren und strebsameren Naturen wendeten sich immer mehr dem täglich an Boden gewinnenden Magyarismus zu, immer häufiger magyarisirten sich die Wohlhabenden und Gebildeten, und in den Jahren 1848, 1849, 1860, 1861 legten so viele Deutsche (nicht etwa Ungarn mit deutschen Namen) eiligst ihre deutschen Namen ab! (Die ungarische Statthalterei bekam Gesuche um Namensänderung heerdenweise.)

Daß so viele vereinzelte Deutsche in den größeren Städten, so viele fähige, so viele selbstsüchtige Köpfe, daß so mancher deutsche Glücksritter, so manches zweideutige Subjekt in dem kräftigen, mit ausgesprochenen Magyarisirungsgelüsten an ihn herantretendem Magyarenthum aufgingen und noch aufgehen, ist eine für uns Deutsche betrübende, aber nicht schmähliche Thatsache. Das Magyarische hat so viele Bruchstücke kräftiger Barbarenvölker sich amalgamirt, so viele Theile der vielsprachigen Landsassen Ungarns in sich aufgenommen, — gleichgiltig, mit welchen Mitteln dies geschah — ; die Magyaren ließen seit dem 16. Jahrh. die anderen Nationen Ungarns so stark fühlen, „in diesem Lande seien die Hauptnation die Hungern, und haben auch höhere Gewalt, Verwaltung und Regiment inne", daß die Magyarisirung wenig Auffallendes an sich hat, und keines besonderen Erklärungsgrundes bedarf, — sobald man den Gedanken festhält, daß der ungarländische Deutsche nach seiner ganzen

Vergangenheit nationalen Halt nicht besitzt, ja ihn kaum besitzen kann.

Ein ganz anderes Gefühl bemächtigt sich jedoch unser bei dem Gedanken an die Slovakisirung so vieler Deutschen in Ungarn. Mit Magyaren traten Deutsche seit jeher in ehrende Verbindung, frühzeitig wurden deutsche Rittergeschlechter den altmagyarischen Stammgeschlechtern gleich gestellt (diese Adelsgeschlechter magyarisirten sich durch die Aufnahme in den ursprünglich überwiegend magyarischen Adel schnell, indem Standesgeist und Standesinteresse den nationalen Sympathien bald überlegen waren), deutsche Edle erhielten das Indigenat Ungarns, viele vornehme magyarische Familien sind nachweisbar deutschen Ursprungs, der ungarische Adel und Mittelstand wählt mit großer Vorliebe deutsche Frauen, kurz Bande des Blutes, der Verschwägerung und Freundschaft verbanden nicht erst in unseren Jahrhunderten deutsche und magyarische Familien. Der Slovak aber in den östlicheren, also den von Deutschen mitbewohnten Comitaten steht geistig und sittlich so tief unter dem Deutschen, und diese slavisirten Deutschen befinden sich in einem so versunkenen Zustande, daß uns diese Slovakisirung mit tiefer Beschämung und bittern Herzleid erfüllen muß.

Der Erklärung dieser Erscheinung müssen zwei gewichtige Bemerkungen vorangeschickt werden.

1) Der Slovake lernt in seiner Zähigkeit und geringen geistigen Gewecktheit keine fremde Mundart, sondern spricht, unbekümmert darum, ob er verstanden wird oder

nicht, zu Jedermann in seiner Sprache, so daß der Nachbar, wenn er sich mit dem Slovaken verständigen will, gezwungen ist, slovakisch zu lernen. Deutsche, Ruthenen, Serben, Magyaren eignen sich unter Slovaken gezwungen die Sprache des Slovaken an, der doch gegen seine Sprache eigentlich gleichgiltig ist, sich als gebildeter Mann oft seiner Sprache schämte, ehedem deutsch oder latein sprach, heute magyarisch lernt. Mit Recht sagt Fejér: „Wehe dem ungarischen und deutschen Dorfe, wo sie (die Slovaken) sich einmal einnisten, denn sie merzen die anderen Nationen rein heraus.“ Obwohl sich der einzelne Slovak, namentlich in der Stadt, oder z. B. in einem Hußarenregiment leicht magyarisirt, so magyarisiren sich ganze Dörfer ungemein schwer. Dagegen weisen z. B. im nördlichen Abauj, in den Comitaten Sáros und Zemplin viele magyarische Namen der Ortschaften, Berge, Wälder, Fluren darauf hin, daß die ehemalige magyarische Bevölkerung hier von den gegen Süden vordringenden Slovaken erstickt wurde. Von Zeben in Sáros sagt Simplex: „auf eine halbe Stund' aber ist Alles pur ungarisch“; heute ist keine Spur davon vorhanden. Das merkwürdigste Beispiel von Slovakisirung ist das große Nyirégyháza bei Debreczin. Der einzelne Slovak germanisirt sich allerdings, noch nie aber hat sich ein slovakisches Dorf germanisirt.

2) Der Deutsche dagegen ist immer bemüht, auch die Sprache des Nachbarn, des Fremden, sich anzueignen, und lernt bei seiner Weichheit mit der Sprache leider auch sehr leicht die Sitten und — Unsitten des Fremden. Dazu

kommt, daß das deutsche Element in Ungarn — ohnehin isolirt und zerstreut — sich seit Jahrhunderten im Lande nicht krystallisirt, sondern unabläßig zersplittert. Ich betone diesen Punkt um so mehr, da man ihn bisher fast gar nicht in Betracht gezogen hat:

Seit dem 14. Jahrhundert wurden die deutschen Pflanzstädte Ungarns ihrerseits wieder zu Mutterstädten städtischer, noch häufiger aber dörflicher Anlagen in demselben Comitate, öfter noch in benachbarten Gespanschaften. Ortsnamen, wie Bettelsdorf, Eltsch, Hamburg, Richwald, Rauschenbach, Stellbach, Schlagendorf und andere kehren — gewiß nicht zufällig — in zwei, meist benachbarten Comitaten wieder. So wurden z. B. die Zipser Städte und Dörfer zu Ausgangspunkten neuer Ansiedlungen in Sáros und Gömör, leider jedoch auf Kosten der Volkszahl, des Wohlstandes und der Bedeutung des Stammortes. Als in der oberen Zips sich der Bergbau minder ergiebig bewies, dürften zahlreiche Bergverwandte dieser Gegend nach dem nahen oberen Gömör gewandert sein, dessen reicher Bergsegen längs den Thälern der Rima, Muráný, des Csetnek und Sajó so eben durch Deutsche erschlossen wurde. Diese neuen Ansiedlungen konnten sich indeß nicht zu lange gegen die Aufnahme von Slovaken schützen; noch übler erging es natürlich der durch die Auswanderung geschwächten älteren Colonie. Meines Wissens hielt im vorigen Jahrhundert nur noch Eine Zipser Gemeinde an der alten Gepflogenheit, Slaven in den Gemeindeverband nicht aufzunehmen, fest.

Was geschah nun weiter? In manchen Städten Oberungarns wurde seit dem vorigen Jahrhunderte wenigen wohlhabenden Familien zu Gefallen die Predigt auch in slovakischer oder magyarischer Sprache eingeführt, in anderen bestand diese Sitte schon seit dem 17. Jahrhunderte. Die Deutschen bildeten fast überall in den Städten eine besondere deutsche Gemeinde, waren überall die wohlhabenderen und angeseheneren Bürger. Sie mußten jedoch an den meisten Orten slovakische Dienstleute halten, die nicht deutsch lernten; die Folge war, daß ihre Kinder im Elternhause die in Oberungarn nothwendige slovakische Sprache lernten, das Deutsche aber nur in der Schule und Kirche. So sprachen sie das Deutsche allerdings häufig reiner als viele Zipser; aber obwohl sie mit den Slovaken, denen sie sich überlegen fühlten, keine Gemeinschaft haben wollten, so gewöhnten sie sich bei dem häufigen Gebrauche der slovakischen Sprache, leider das slovakische bald als Umgangssprache unter einander an, so wie z. B. die Kaschauer heute noch thun, wenn sie gemüthlich unter einander plaudern wollen und sich unbeachtet glauben, oder sie mischten — falls auch noch Magyaren im Orte waren — alle drei Sprachen in demselben Satze auf die wunderlichste Weise untereinander und durchspickten das Ragout noch mit einigen lateinischen Brocken, wie die Eperieser heute*). So lernten

*) Hát servus, bonum mane pane Consul! ugyan jak se maju? jak oni przisli, ci na Vorspann, ci na eigene Gelegenheit? — So wurde einmal der Bürgermeister in Bartfeld angeredet.

allerdings die Kinder 2, 3 Sprachen „auf der Gasse", aber sie lernten oft keine dieser Sprachen richtig lesen und schreiben, namentlich bei den Katholiken, und nahmen überdies die schlimmen Seiten aller drei Volksstämme an. Nach wie vor wanderten indessen — wie das noch heute geschieht — unablässig Einzelne und ganze Familien — und das waren oft die rührigsten und betriebsamsten — in magyarische oder slovakische Gegenden, oder in entferntere Orte, als Wirthe, Handwerker und Geschäftsleute, Prediger und Aerzte, — die Armen als Dienstleute. Dort aber magyarisirten oder slavisirten sich deren Kinder ebenso unrettbar, als die vereinzelten Einwanderer, welche aus der eigentlichen Fremde nach Ungarn kamen, ihr Glück zu suchen, ihren Herd zu gründen, denn nur wenige Wohlhabende konnten ihre Kinder in eine entfernte deutsche Schule senden. (Auf ähnliche Art wurden z. B. Deutsche in Böhmen und Mähren slavisirt.)

In den ehemaligen Deutschstädten außerhalb der Zips schmolz also die eigentliche deutsche Gemeinde von Jahr zu Jahr an Volkszahl, Wohlstand, Bedeutung und — nationalem Halt in Sitten und Bräuchen, Fühlen und Denken herab, und hatte nur (wenn sie protestantisch war) in ihrer kirchlichen Verfassung eine Stütze; sie fristete ihr nationales Dasein nur durch Kirche und Schule. Aber welches elende Ungarisch-, oder Slovakisch-Deutsch wurde in der Schule gelehrt! und wie wurde es gelehrt! Ein gleiches Deutsch wurde auf der Kanzel als Wort Gottes gepredigt. Die Kluft zwischen Deutschen und Slaven wurde

täglich mehr ausgefüllt, Wechselheirathen verwischten den Unterschied namentlich in den unteren Ständen immer mehr, und endlich entstand ein leidiges Utraquistenthum*) — wie da und dort in Böhmen und Mähren — das aus seinem Zwitterthum gar schnell den kurzen Schritt zur völligen Slavisirung macht. — So wird begreiflich, daß heute in Eperies z. B. unter 10,300 Einwohnern nunmehr 1200 Deutsche sind, in dem „ungarischen Augsburg" Bartfeld unter 4300 bloß 180, in Zeben unter 2800 nur 90! So, daß in ehemaligen Deutschstädten Kirche und Schule slovakisch wurden. Städte wie Neusohl und Schemnitz gehen solchergestalt ihrer unrettbaren Slovakisirung, Rosenau und andere ihrer unrettbaren Magyarisirung entgegen. Lublau und Pudlein machen den Eindruck in rascher Verwesung begriffener Leichen.

In den Dörfern erfolgte die Slovakisirung noch rascher. War die Gemeinde etwa ohne eigene Kirche, oder verarmte sie im Laufe der Zeit, ging die Kirche zu Grunde, und wurde das Dorf einem slovakischen eingepfarrt, so war es schon geliefert. Hatte einmal das ehemals protestantische Dorf den eigenen Prediger verloren, siedelten sich einmal die immer zahlreicher nachrückenden und sich ungemein stark vermehrenden Slovaken an, so bestellte die Gutsherrschaft

---

*) Es ist Thatsache und ich kann sie aus mehrjähriger Erfahrung bestätigen, daß in oberungarischen Städten viele Leute ihre Muttersprache und Nationalität nicht bestimmen können; man könnte sie definiren als Slovaken, die deutsche Namen haben und gern Ungarn sein möchten.

gar bald neben den katholisch-slovakischen Pfarrer den slovakischen Schullehrer; Slovaken und Deutsche vermischten sich und Protestantismus und Deutschthum gingen zu Grunde. — So enthält beispielweise der Zipser Bezirk Altendorf, einst stark deutsch colonisirt, heute unter 17,700 Einwohnern nur 212 Deutsche, nur 197 Protestanten. Die Gruppe deutscher Orte westlich und südlich von Eperies ist verschwunden, die deutschen Dörfer um Bartfeld sind durch und durch slavisirt*). Zahlreiche Orte der Zips, namentlich der oberen (z. B. Gerlsdorf, Teplitz, Kühbach, Gränz, Schmögen, Sperndorf u. a.), wurden durch Schule und Kirche — zum Theil erst im vorigen Jahrhundert — so slovakisirt, daß nur die deutschen Namen der Feldfluren, Eigennamen (wie: Berger, Pfiffig, Nickerl, Scherfl, Scholz) und Spuren alten Bergbaues auf den deutschen Ursprung hindeuten, dessen Erinnerung die Bevölkerung meist unbegreiflich schnell vergißt.**)

Aehnliches läßt sich in den nordwestlichen Comitaten Gömör, Hont, Barsch, Thurócz, Neitra, Sohl u. a. nach-

---

*) Von all' den deutschen Ortsnamen um Bartfeld hat sich nur Richwald erhalten; noch vor 50 Jahren finde ich aber ein Langenau genannt, das ich nicht mehr entdeckte.

**) Mit der Sprache verschwindet zuerst Tracht, Sparsamkeit, Fleiß und Reinlichkeit, dafür zieht das gedankenlose Genießen des Augenblicks und die Trunksucht ein; sind die Leute einmal völlig slovakisirt, so unterscheidet sie nur ein feiner Beobachter von den „reinen Slovaken".

weisen, kurz, soweit im Mittelalter zerstreute Gruppen deutscher Ansiedlungen im ungarischen Berglande entstanden waren.*)

Und es ist nicht abzusehen, wie dieser geräuschlosen, aber unablässig fortschreitenden Slavisirung ganzer Gemeinden Einhalt zu thun ist, da die Ursachen, welche die Entnationalisirung so vieler Orte herbeiführten, heute bei dem Reste der Deutschen unablässig fortwirken. So z. B. verstehen in Münchwiesen (Comitat Thurócz) die Weiber und Kinder nicht oder nur wenig slavisch, nur die Männer, welche viel reisen, sprechen auch slovakisch. Doch ist der Gottesdienst slavisch und die Kinder müssen in ein slovakisches Dorf in die Schule gehen und lesen lernen in einer ihnen fremden Sprache. Sie haben slavische Gebetbücher und kennen keinen anderen Gebrauch des Lesens, als den, zu „beten," d. h. in diesem Buche zu lesen. Sie sagen die eingelernte Beichtformel slavisch her und beichten dann deutsch. —

Fassen wir das bisher Dargestellte zusammen, so ergiebt sich ungefähr folgendes Resultat: Daß der ungarländische Deutsche kein Nationalbewußtsein hat, ja daß er heute zum großen Theil entnationalisirt ist, mußte fast so kommen:

Vom ersten Augenblicke an, wo die hospites in's Ungarland gerufen wurden, ward der vornehme Deutsche, Hof-

*) Nirgends fand so vielfältiger Sprachwechsel statt, als in Ungarn, den meisten Theil hat aber an der Ausrottung der einen und der Verbreitung der andern Sprache 1) der Priester, 2) Lehrer und Schule, 3) das Gesinde.

und Staatsdiener, von der nationalen Eifersucht bitter angefeindet, die übrigen Deutschen, d. h. die große Mehrheit, führten als Bürger (und Bauern) ihr engbegrenztes, obschon meist autonomes Stillleben ohne politischen Einfluß auf das Ganze. Vom Anfang aber — und das ist entscheidend — war das Loos des Deutschen in Ungarn das: räumlich getrennt zu sein, durch keinerlei Art von Band verbunden zu werden, nie eine politisch-nationale Gemeinschaft eingehen zu können, nie eine „Nation" zu werden. Nur die mehr in Massen eingewanderten „Zipser Sachsen" besaßen eine Zeit lang einen Nationsgrafen, waren eine Zeit lang dem Comitat, dem Schwerpunkt ungarischen Staatslebens, nicht unterthan, unterhielten regen Verkehr mit dem Mutterlande, bewahrten treu ihr deutsches Geistesleben und damit ihre Nationalität bis in's vorige Jahrhundert, wo sie in Volkszahl, Wohlstand, bürgerlicher Freiheit und moralischer Kraft durch eine Jahrhunderte lange Reihe von Mißgeschicken bereits geschwächt, ja theilweise schon gebrochen waren.*) — Die andern in älterer Zeit eingewanderten nordungarländischen Deutschen befanden sich in weit ungünstigeren, für die Bewahrung ihrer Nationalität gefähr-

*) Die ständische Vertretung auf den Landtagen, welche Sigmund den k. Freistädten anbahnte, erwies sich bald als illusorisch gegenüber dem geschlossenen Widerstande der Magnaten, dem materiellen Verfall der Städte und der willkürlichen Anwendung des Grundsatzes: vota non numerantur, sed ponderantur, — (die Städtestimmen zu Einem Gesammtvotum herabzudrücken).

licheren Verhältnissen. Die jüngeren Ansiedler aber unter Maria Theresia's und Joseph's Regierung, überwiegend arme kleine Leute, ohne Bildung, zogen nur in einzelne nordungarische Städte, die sie — wegen ihrer kleinen Anzahl — nicht zum neuen Leben erwecken konnten, gingen großentheils nach Südungarn, wo sie die durch die Türkenkriege entstandenen furchtbaren Lücken füllen sollten, und unter Menschen fremder Zunge zerstreut, dem Comitat völlig untergeordnet, also ohne allen nationalen Haltpunkt, nur einen trefflichen „Kulturdünger" für Ungarn abgaben. —

Auf den Deutschen, der sein Mutterland verlassen, mußte das fremde Land, welches nun einmal sein Vaterland werden sollte und mußte, allgemach seine Wirkung äußern, wie auf eine aus dem Mutterboden gerissene und unter ganz andere Einflüsse versetzte Pflanze, namentlich seit sein abgeschlossenes Eigenleben mit dem Beginn der Neuzeit mannigfach gestört, gerüttet, vernichtet ward, der Schutz der Volksthümlichkeit durch die strengere mittelalterliche Geschiedenheit der Stände, die Abgeschlossenheit der Corporationen, den Genuß der Privilegien erlosch. Die staatlichen Verhältnisse in Ungarn erlaubten ihm nicht, was die riesigen und ganz anders gearteten Verhältnisse des Czarenreiches nachmals dem Deutschen in Rußland möglich machten: zu herrschen und zu schaffen, als Feldherr und Staatsmann, als ununschränkter Günstling, als hoch gehaltener Gelehrter und Künstler, sondern zwangen ihm eine bescheidene Stellung auf, und nöthigten ihn, wenn er aus seinem Kreise heraus-

treten, in Staat und Gesellschaft eine Rolle spielen wollte, dem herrschenden Magyarenthume zu dienen.

Der Deutsche kann im besten Falle reich in Ungarn werden, das ist aber auch Alles; und so war es bereits vor Jahrhunderten. Kein europäisches Land hat mit solcher Eifersucht auf seine „Rechte" die Nichteingebornen behandelt, als Ungarn, besonders seit der Herrschaft der Habsburger, da man die Deutschen der kaiserlichen Erblande als „Ausländer" bezeichnete, die deutsche Regierung seit Maximilian's II. Tode als religionsfeindlich, seit dem 17. Jahrhunderte auch als verfassungsfeindlich betrachtete, und ein ausgesprochener Deutschenhaß im Lande gang und gäbe wurde.

Was eine kleine Anzahl Deutscher Rußland im 18. Jahrhundert leistete, das Herausführen aus orientalischen Lebensformen in abendländische, das hatten Deutsche für Ungarn in den ersten Jahrhunderten des ungarischen Königthums in den Hauptzügen durchgeführt, dazwischen machten sich wiederholte nationale Reactionen, und nachmals Einflüsse anderer Kulturvölker geltend (der Byzantiner, Italiener, Franzosen). Was die Deutschen in der Folgezeit thaten, war für die materielle und geistige Entwickelung Ungarns von hohem Werthe, aber an sich nicht nothwendig geeignet, das Nationalgefühl des Deutschen zu heben. Gegenüber dem rücksichtslos durchgreifenden, im Lande herrschenden Magyaren, welcher nichts so sehr entwickelte als seine Nationalität, zog der weichere, oft hart bedrängte Deutsche allerdings den Kürzern. Wann aber

hatte er auch in Ungarn solche Vorbilder, wie sein Landsmann in Rußland? — Woher sollten ihm dessen Unternehmungsgeist und Ehrgeiz, woher dessen Rücksichtslosigkeit kommen? Jede feurige Natur schloß sich endlich — als alle Aussichten auf eine nationale Sonderstellung vernichtet waren — den magyarischen Bestrebungen an, — bis in die neueste Zeit den einzigen im Lande, wo Talent, Kraft und Thatendrang Spielraum fanden.

Zum Bewußtsein der Bedeutung des deutschen Elements in Ungarn kam aber der ungarländische Deutsche nie, ja bei seiner sporadischen Verbreitung im Lande, und dem Eigenleben jedes einzelnen Comitates lernte er seine Stammgenossen in der neuen Heimath nicht einmal kennen. Wie steht es denn damit heute bei ungleich zahlreicheren und besseren Verkehrsmitteln? Was weiß der Hienze an der deutschen Grenze von den Krickehaiern des ungarischen Erzgebirges? der „Zipser Sachse" von dem Banater „Schwaben"? Wie konnte also bei dem Mangel jeglichen Bindungsmittels, und bei dem Abgange einer deutschen politischen Presse in Ungarn und jeglichen anderen Zusammenhanges — das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den ungarländischen Deutschen aufkommen?*)

*) Schlimm erging es der deutschen Sprache selbst. — — — Die deutsche Sprache wird von den meisten ungarländischen Deutschen schlecht gesprochen und geschrieben; denn sie wuchs im Lande ebenso wild auf, wie die anderen Landessprachen. Der Einwanderer lernte nämlich seit Jahrhunderten zur Muttersprache noch jene Landessprachen, deren er im Handel und Verkehr mit

zu erwarten, daß die ungarländischen Deutschen (ich spreche nicht von Siebenbürgen) sich in unseren Tagen zu einem deutsch-nationalen Gefühle aufraffen werden, ist eine Utopie. Wie wenige derselben stehen auf der Höhe wahrer deutscher Geistesbildung! Begreiflich; denn die

---

Nachbarn und Gesinde gar nicht entbehren konnte: slavisch oder magyarisch, oder beide; die magyarische, als die schwerere, lernte er fleißiger, die slavische, als die im Bau verwandtere, blieb ihm leichter — und nur allzustark! haften. Während er nun als Gewerbs- und Geschäftsmann, oasenartig zerstreut, die Sprache der Leute lernte, mit denen er umgehen mußte, lernten seine Kinder zuerst auf der Gasse, dann in der Volksschule — aber auf die roheste, empirische Weise ohne alle Grammatik 2, 3—4 Sprachen auf einmal; aber wie entsetzlich sprachen und mischten sie diese! In den gelehrten Schulen war aber — wenn man das Wirken einzelner Lehrer und deutscher Vereine an einzelnen protestantischen Gymnasien abrechnet — das deutsche nicht zunftfähig, wurde gar nicht gelehrt, und alle Zeit dem Mechanismus des Lateinischen, seit 30 Jahren dem Einimpfen des Magyarischen geopfert. So blieb die deutsche Sprache, auch von den Gelehrten nicht immer rein gehandhabt, ohne Leitung und Veredelung, auf den Markt des Lebens beschränkt. Und während auf den wichtigsten und entschiedensten Gebieten der Sprachthätigkeit als Umgangssprache der gebildeten Stände, in Kirche und Schule, in Urkunden und Gesetzen in den Comitaten und auf den Reichstagen, also fast im ganzen geistigen und öffentlichen Leben in früheren Jahrhunderten das Latein, in unserer Zeit das Magyarische ausschließlich herrschte und aufblühte: litt die deutsche Sprache allenthalben Einbuße, verkümmerte der geistige Einfluß Deutschlands, sank das nationale Leben und die Werthschätzung des ungarländischen Deutschen.

Fülle deutschen Geisteslebens war, Naturwissenschaften und Medizin abgerechnet, selbst bei den Deutschen der westlichen Provinzen Oesterreichs bis 1848 nur ein Gast, von dem großartigen geistigen Aufschwunge, von der geistigen Wiedergeburt des Mutterlandes in dem letzten Zeitraum des 18. Jahrhunderts haben die ungarländischen Deutschen nichts abbekommen, — während, um den Deutschen im Lande den gebührenden Einfluß zu sichern, gerade der nachhaltigste und konsequenteste Zusammenhang mit den fortschreitenden Bemühungen des Mutterlandes auf den verschiedenen geistigen Gebieten in erster Reihe noth that. Und woher hätte auch in unseren Tagen nach 1848 — wenn man von den in der Periode 1853—1861 bestehenden 5—6 deutschen Staatsgymnasien absieht — das Edelste des deutschen Geistes in reicherem Maße zu ihnen bringen sollen?

Da ihnen die ausreichenden Mittel deutsch-nationaler Bildung fehlen, so schlossen sich die strebsamen Geister namentlich seit 30—40 Jahren der aufgehenden Sonne, der magyarischen Literatur an, wo überdies Ehre und Lohn zu gewinnen waren. —

Diese Betrachtungen sind allerdings geeignet, jeden Deutschen tief zu betrüben; doch dürfen wir ungescheut aussprechen: bei gleichen Schicksalen wäre ein anderer Stamm im fremden Lande wahrscheinlich zu Grunde gegangen, und hätte sich nicht so viele gute sittliche Eigenschaften aus dem Erbe seines Volkes gerettet.

Hätten die ungarländischen Deutschen ein geschlossenes

Sprachgebiet, wie es alle andern Nationalitäten Ungarns haben, besäßen sie die Bürgschaften politisch-nationaler Selbständigkeit gleich den Siebenbürger Sachsen, sie ständen gewiß diesen ebenbürtig da! Und zersplittert die eingefleischtesten Magyaren unter Deutschen — erlasset ihnen übrigens die Leiden, welche die ungarländischen Deutschen durchmachten — und Ihr werdet sie allmälig germanisiren, genau so wie magyarische Kriegsgefangene im westlichen Deutschland germanisirt, und viele freie Magyaren im eigenen Lande slavisirt wurden! —

Die Zigeuner in Ungarn.

Die Zigeuner, welche nach Ungarn unter König Sigmund im Jahre 1417 kamen und sich gleichzeitig in drei Zügen über Rußland, Kleinasien und Aegypten mit ihren dürftigen Heerden von Pferden und Eseln in Europa zerstreuten, aber in dessen östlichen Theilen am dichtesten wohnhaft blieben, haben die meisten der bei dem ersten Erscheinen im Abendlande an ihnen wahrgenommenen Eigenthümlichkeiten unverändert behalten, dagegen je nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Eigenart des Landes, in welchem sie sich niederließen, manches jener Merkmale ganz oder zum Theil aufgegeben, und entsprechend der erfahrenen freundlichen oder feindseligen Behandlung und der etwa veränderten Lebensweise andere Eigenschaften angenommen. Am ursprünglichsten blieben sie in dem weniger bewohnten Osteuropa; innerhalb des Donau-Theißlandes aber ist der Zigeuner Oberungarns, überwiegend unter Slaven im Gebirgslande und zwar in einer Art seßhaften Lebens wohnend, heute ein anderer, als der Südungarns, welcher unter Serben, Deutschen, Ro-

manen (Walachen), zunächst jedoch unter den Magyaren im Flachlande als Nomade herumstreift, während der Siebenbürgens häufig ein betriebsamer Landbauer geworden ist. Der Zigeuner Nordungarns ist seinem Bruder im Süden dort am ähnlichsten, wo das Tiefland gleichsam mit grünen Armen als üppiges Flußthal in das Bergland hinaufgreift, z. B. im untern Theile von Zemplin, auf dem zwei ansehnliche Zigeunerkolonien (seit Joseph II.?) ihr Wesen treiben, oder dort wo mitten im Berglande ein geräumiger Thalkessel den Schweifenden einladet, seine Leindwandzelte in größerer Anzahl aufzuschlagen, und wo Au und Weide am hellen Flusse seinen Pferden und Schweinen, unter denen das gefleckte Ferkel selten fehlt, reiche und wohlfeile Nahrung bietet, wie z. B. bei Pelsöcz in Gömör. Meistens aber machen die nomadisirenden Zigeuner Oberungarns mit ihren kleinen zweirädrigen Karren, den mageren Kleppern und der kleinen Kopfzahl ihrer Horden den Eindruck, daß sie sich auf ihnen ungünstigem Boden bewegen. Man sieht überdies unter ihnen nicht selten weiße Gesichter und lichte in allen Schattirungen, so daß man eine wahre Musterkarte von Farben zusammenstellen könnte bis zu jenem tiefdunkeln Gelbbraun mit rother Lasirung, das auch des Zigeuners in der indischen Heimath gebliebenen Vetter kennzeichnet*), auf dem Körper

*) Man übersieht gewöhnlich, daß der Name der Zigeuner in Ungarn, dann der ähnlich lautende in der Türkei, in Rußland, Polen, Schlesien, Mähren, Böhmen: „Czigany“ oder „Czingari“ an den indischen Stamm der Tzingaren erinnert, auf deren Aehn=

indeß noch dunkler erscheint, als in dem Gesichte. Jene Hellfarbigen sind in der That keine Zigeuner, sondern zugelaufene Leute, oder höchstens Mischlinge, mit deren Studium sich allerdings noch kein Physiologe beschäftigt hat, denen aber immer etwas mit den Zigeunern Gemeinsames anklebt — ein unergründlicher Schmutz. In Ungarn ist solches Zusammenlaufen begreiflich, denn es besteht zwischen den Zigeunern und den unteren Volksclassen, seit Joseph's II. Zeit besonders, unter welchem sich doch ein Theil von „Pharao's Volke" bleibend an das Ende der Städte und Dörfer zog, nicht jene tiefe Kluft, wie z. B. in den westlichen Theilen der Monarchie, wo sich selten nur Strolche gemeinster Art und ganz verkommene Landstreicher zu den Zigeunern schlagen. Der Zigeuner ist im eigentlichen Ungarn zu zahlreich (an 30—40,000 Köpfe) und dabei in beständigem Verkehr mit den Bewohnern der Stadt und des Landes; er ist der Musikant des Hotels und der Dorfschenke (wo kein Zigeuner im Ort, dort ist auch Sonntags keine Tanzmusik), der Schmied des Edelmanns und des Bauern, in Städten bei dem Häuserbau der Handlanger, der sich jeden derben Spaß seiner weißen Collegen gefallen lassen muß, freilich auch keinen schuldig bleibt; aber überall ist er der gern gesehene Tausendkünstler, der witzige Possenreißer, der gutmüthige Bruder Thunichtgut. Man hat ihn in Ungarn nicht gedrückt, nicht verfolgt, sondern immer gewähren lassen; Ungarn und

---

lichkeit mit den Zigeunern bereits die Briten hinwiesen, ehe die sprachvergleichende Wissenschaft den indischen Ursprung feststellte.

Türken im Lande wußte er sich in seiner Geschmeidigkeit zu empfehlen, und schon der tolerante Osmane sah bei seinen Festaufzügen gern den abenteuerlich aufgeputzten närrischen Gesellen als Musikanten voranziehen; der Magyar machte ihn zum ausschließlichen Musiker seiner Nationalweisen und nahm an dessen unstätem Herumschweifen in dem menschenleeren Lande keinen Anstoß. Trotz aller Bemühungen Maria Theresia's und Joseph's II., die Zigeuner zu „Neubauern" zu machen, waren sie allerdings mitunter zu festen Wohnsitzen aber nicht zum Ackerbau zu bewegen; das vom Staate geschenkte Getreide kochten die Zigeuner heimlich ab damit es nach dem Anbau, zu dem sie gezwungen wurden, nicht aufgehe; die auf Befehl des Kaisers erbauten Häuser ließen sie leer stehen und wohnten, weil sie nicht mehr in Zelten leben sollten, nebenan in Strohhütten; das Verbot der Zigeunerehen, die angeordneten Maßregeln ihnen die Kinder abzunehmen und bei Bauern und Bürgern erziehen zu lassen, zeigten sich als unausführbar, alle Geldopfer des Staates waren vergeblich; die Zigeunernatur spottete der Güte wie der Gewalt, — so tief steckt das Nomadisiren im Fleisch und Blut des heimathlosen Stammes. Man erzählt von einem höheren Offizier, der von Zigeunern stammte, und als er ausgedient hatte verschwand, und zuletzt unter einer Zigeunerbande wieder erkannt wurde.

Ich will weder als Zigeunerfresser, noch als Schwärmer für das „Heidenlumpengesindel" vorgehen, sondern Thatsachen aus dem Leben herausgreifen und so ein wahres,

obwohl nicht erschöpfendes Bild über das Treiben dieser merkwürdigen Bewohner Ungarns geben. —

Auf einem Spaziergange im Winter 1854 kam ich bei Deutschendorf unweit Kaschau an einer Zigeunerwohnung vorüber, für die in Oberungarn Seitenstücke aufzufinden, man in keine Verlegenheit käme. In den Abhang des lehmigen Hügels hatte sich der Zigeuner wie ein Hamster eingegraben; das „Dach" war gleich den imaginären Wänden nur eine angedeutete Fortsetzung des ausgehöhlten Erdreiches, es bestand aus wenigen morschen Brettern, die augenscheinlich einem Zaune angehörten, ehe sie stillschweigend in das Eigenthum des Zigeuners übergingen, und trug als architektonischen Schmuck die herabhangenden Fransen von Dünger und verfaultem Stroh, denen eine Handvoll aufgestreute Erde den nöthigen Halt gegen Wind und Regen gab. Die Thür war ein selbständiges Werk der bildenden Kunst, denn sie war nirgend befestigt, sondern außen nur lose angelehnt, ein unentwirrbares Durcheinander von Plankentrümmern, Strohbüscheln und Latten, und versah bei ihrer beispiellos leichten Verschiebbarkeit zugleich die Dienste von Rauchfang, Fenster und Barrikade gegen die Dorfhunde. Kaum hatten wir uns in den Anblick der Höhle vertieft, so krabbelte ein splitternacktes Kind von kaum drei Jahren aus dem Erdloche in den Schnee heraus und zeigte vor uns die Resultate der allerersten Erziehungselemente eines Zigeuners: es bettelte uns an in den nur einem Zigeuner, und selbst dann wenn er so eben ausgelassen mit seinen Kameraden gehetzt, beim Betteln zu Gebot stehenden

demüthigen, jämmerlich winselnden Tönen. Es war ein echtes Zigeunerkind, der lebende Struwlpeter, noch nie gekämmt, am ganzen Leib gelbbraun, darüber eine seit der Geburt jungfräulich gebliebene Schmutzkruste; die abschreckende Magerkeit und der unnatürlich aufgetriebene Unterleib machten es einem jugendlichen aber mißlungenen Exemplar der schmucken Hottentotten ähnlich, wie denn häufig kleine Zigeunerkinder, die noch von der Mutter huckepack getragen werden, mehr Kobolden und Ratten, als Menschenkindern gleichen. Wir bewogen den Kobold durch einige zugeworfene Kupfermünzen, die er mit grinsendem Lachen, das von einem Ohre bis zum andern reichte, auflas, sich grunzend wieder in den Schooß der Erde zu verkriechen. — Seine Stelle ersetzte bald ein Mädchen von 4 — 5 Jahren im Gewande des Paradieses, heulend, weinend und zusammengekrümmt sich uns nähernd; bis wir auch seine durch den Schmutz der Wangen braunen und dicken Thränen mit dem Zauber einigen „rothen Geldes" in ein Freudengeschrei verwandelten. — Sogleich stürzte ein großer zudringlicher Bursche ebenfalls im Nationalkostüm der jugendlichen Zigeuner aus der Hütte und auf uns zu, jammernd in der höchsten Tonart und unter gräßlichen Gesichtsverrenkungen betheuernd, daß er „schon drei Tage noch nichts Warmes genossen habe"; doch auch er verschwand, durch die Berührung mit gemünztem Kupfer galvanisirt, tanzend dorthin, von wannen er gekommen. — Als hierauf ein beiläufig 12jähriges Mädchen, gleichfalls in der luftigen unzerreißbaren Tracht der Südsee-Insulanerinen in höchst ungezwungener Haltung auf uns zuschritt mit bit-

tend ausgestreckter Hand, bekam mein Begleiter, ein junger Priester aus Deutschland, ausreißerische Gelüste; nur mein lebhaft ausgesprochener Wunsch zu erfahren, für wie viele Paare in dieser kleinsten Hütte Raum sei, bewog ihn auszuharren. Ich hatte Hoffnung, daß die ganze Sippschaft zum Vorschein kommen werde, da ich durch wiederholtes Schauen nach der dunklen Troglodytenwohnung gewahrte, daß die Alten mit leuchtenden Augen lauernd hinter dem Eingange hockten, und die junge Brut der Reihe nach mit Wort und Geberde anleiteten sich uns vorzustellen. — Nachdem wir noch die flüchtige Bekanntschaft eines halbausgewachsenen Rangen gemacht, welchen, wenn als Mumie erhalten, sich die Paläontologie leicht als Ur-Mistfinken könnte aufbinden lassen, und der statt der lästigen Wäsche und Kleidung nur einen schmalen Streifen Sackleinwand um Hals und Rücken trug: trat langsam aus der unerschöpflichen Höhle ein auffallend hübsches braunes Mädchen von 17 — 18 Jahren, schlank und wohl gebaut, mit kleinen Händen und Füßen, feinen rothen schön geformten Lippen und hübscher Nase. Barfuß bis an den Hals (an diesem trug es, um der historischen Wahrheit treu zu bleiben, eine Schnur Glaskorallen), näherte es sich schweigend und unbefangen wie ein Kind lächelnd, ohne durch ein Feigenblatt an der schwachen Mutter Eva, oder durch wohlüberlegte Handbewegungen an der medicäischen Venus ein Plagiat zu begehen. Mein Begleiter wurde roth und trat den schleunigsten Rückzug an; diesen fand auch ich gerathen, wenn auch minder durch den in Rede stehenden Anblick entsetzt, als vielmehr in scharfsinniger Er-

wägung dessen, es könne die alte Zigeunerin im Bau auf den schauderhaften Einfall gerathen, statt dieser zierlichen Wilden eine abgetakelte Blocksberggestalt, etwa des Teufels Großmutter täuschend ähnlich, in eigener Person uns vorzuführen. — Tiefer unten im Lande begegnet es dem Reisenden leicht, wenn er an dem Lager einer wandernden Zigeunertruppe vorüberfährt, daß große Mädchen seinem Wagen bettelnd nachlaufen, entweder nur mit einem handgroßen Schurz bekleidet, oder etwa mit den Resten einer Weste, welche einmal dem jüngeren Bruder des Mädchens gepaßt und Knöpfe gehabt haben mag. —

Frägt man nach Beschäftigung und Lebensweise der oberungarischen Zigeuner, welche ich zunächst im Auge habe, so ist diese bei den seßhaften und den nomadischen doch merklich verschieden.

1. Die Firma des nomadischen Zigeuners lautet: Nägelschmied und Kesselflicker; seine Bezugsquellen sind ausgedehnt, denn alles erreichbare Eisen an Bänken im Freien, auf Grabdenkmalen u. s. w., muß sich dem Zwange seines Hammers fügen, die weggeworfenen Abfälle des Schlossers und Schmiedes werden durchwühlt und verwerthet; daneben hängt er als Roßkamm einem albernen Bauer eine elende Mähre als slovakisches Vollblutpferd an. Ehedem machte der Zigeuner als Lókupecz (Pferdemäkler) gute Geschäfte, zunächst allerdings diesseits der Donau im Alpenlande, doch auch die Zigeuner von Losoncz und Levencz in Oberungarn zogen weit und breit im Lande herum. Kamen sie mit ihren erbärmlichen Kleppern

auf einen Jahrmarkt, so priesen sie den Kauflustigen das Feuer ihrer Krampen, welche manchmal dastanden, als ob sie zusammenbrechen und schnurstracks verenden wollten. Alles lachte laut auf und meinte, das seien eben Zigeunerspäße. Aber mit dem Zigeuner ist nicht gut spaßen, denn wenn er in Späßen unerschöpflich ist, so will er gewiß Jemanden übers Ohr hauen. Hatte sich ein genug großer Kreis von Lachern um den marktschreierischen Lobredner versammelt, und ersah sich der Schlaue ein arglos Bäuerlein, so schwang er sich mit einem Sprung in den Sattel, und sobald die heimlich unter dem Sitze eingeschlagenen kleinen Nägel den Rücken des Gaules stachen, war es doch als ob der helle Teufel in den lebensmüden Klepper gefahren wäre. Der dumme Bauer kaufte, und wenn er dann das hartmäulige Thier weder vor- noch rückwärts bewegen konnte, mußte er zum Schaden noch den Spott tragen, sobald die Andern Lunte rochen. Das Bräuen von Liebestränken findet keinen Anklang mehr, und nur der stark verbreitete Stechapfel, welchen der Zigeuner nach Europa einschleppte, weist auf dieses ehemals schwunghaft betriebene Geschäft hin; Quacksalbern, Kartenaufschlagen und Wahrsagen hören allmälig auf. Als einst mein Wagen halten mußte, ließ ich mir von einer herangekommenen jüngeren Zigeunerin wahrsagen: sie hieß mich ein von ihr angebissenes Rindenstück in den Mund nehmen und ein Silberstück auf meine flache Hand legen, wohlweislich that ich beides nicht und behalf mich mit Kupfermünze, indeß ging es auch so. Sie sah mein Gesicht unverwandt so scharf-durchdringend und lauernd an, wie

vermuthlich noch kaum ein Frauenzimmer vor ihr mir diese Ehre angethan und ging, sobald sie aus meinen Mienen zu entnehmen glaubte, sie sei auf einer richtigen Spur, mit so ungemeiner Gewandtheit und Pfiffigkeit in ihren Prophezeiungen vor, daß ich im Stillen über ihre physiognomischen und psychologischen Kenntnisse verwundert lächeln mußte. — Betteln und Mausen werfen dem Zigeuner einige Nebeneinkünfte ab. Der bettelnde Zigeuner ist eine Erscheinung ganz geeignet die gemischtesten Gefühle hervorzurufen: er spielt nie den Krüppel, Hunger und Elend schauen ihm oft aus den Augen, dennoch reicht ihm selten jemand eine Gabe, darauf aber ist er schon gefaßt und kehrt sich, wenn er alle seine Bemühungen scheitern sieht, lachend, ja sogar singend und tanzend um, so fröhlich, als wenn er z. B. einem Wagen zur Belustigung der darin Sitzenden lange Zeit im vollen Trab und beständig bittend nachgelaufen, oder jemanden auf Verlangen seinen Zigeunertanz vorgetanzt und dafür — einen Kreuzer erhalten hat. Ein größeres Zigeunermädchen, das mich allemal umsonst anbettelte, versäumte nie, ehe es sich trällernd abwendete, mir die Zunge wie einen Präsentirteller zu zeigen. Schenkt man Zigeunern bei bösem Wetter Kleidung für ihre Kinder, so werden diese doch allemal möglichst nackt auf den Bettel genommen, um solchergestalt mehr zum Herzen zu sprechen.

Der nomadische Zigeuner hat gleichsam ein bestimmtes Revier, in welchem er sich bewegt, indem er seit uralten Zeiten denselben Strich einhält, dieselben Wege geht, sein Nachtlager an bestimmten Plätzen im Wald, auf einer Wiese,

unter einer Brücke aufschlägt. Man weiß meist ganz gut, in wie vielen Jahren diese und jene Bande an eine bestimmte Oertlichkeit zu kommen pflegt, und sieht die Kommenden nicht gerade ungern, denn man fürchtet sie nicht. Kommt das Bandel einmal nicht zur rechten Zeit, dann ist es vermuthlich nicht mehr ganz geheuer mit ihm.

Die poetische Apotheose des nomadischen Zigeuners enthält Lenau's Mischka an der Marosch:

Der Zigeuner wandert arm und heiter
In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
Karg und selten nur sich weidet,
Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet
Und, was heimisch, wird ihm zur Beschwerde;
Wenig brauchend kommt und geht
Dieser fiedelnde Ascet. —

Die wandernden Zigeuner werden durchwegs oláh cigányok, „walachische Zigeuner" genannt, und theilen sich in sátoros cigányok, in Zelten lebende, und huzubásoc, welche sich in die Erde eingraben. Die Männer treiben selten Unfug, die Weiber jedoch entwickeln beim Betteln und Wahrsagen nicht ungern verwirrte Begriffe über Mein und Dein, wobei die jüngere Generation, zu ihrem Vergnügen, aber sehr viel versprechend mitmirkt.

2. Die ansäßigen niederungarischen Zigeuner machen ihr Leben in allerlei Gestalt, als Grobschmiede, Bürstenbinder, Ziegelstreicher, Maurer, Erdarbeiter, Rauchfangkehrer, Seiler, Bauern, Zahnärzte, und Wunderdoktoren, kurz sie sind Kreuzköpfe, die überall Rath schaffen. Sie sind

erträglich ordentliche Leute, wohnen ziemlich gut und unterscheiden sich, namentlich wenn sie freie Grundbesitzer sind, wenig von den Bauern, umsomehr als sie — oft sehr zweifelhaften Ursprunges — in der Hautfarbe alle Schattirungen durchmachen, also auch äußerlich manchmal schwer kenntlich sind. Der seßhafte Zigeuner Oberungarns ist mitunter recht anständig und treibt etwas Gartenbau, doch kauft ihm selten Jemand etwas von seinem Grünzeug, oder Geflügel ab; er bleibt arm. Das ungarische Sprüchwort: „Wo im Dorfe viel Zigeuner und Edelleute wohnen, wächst auf dem Felde mehr Unkraut als Frucht,“ möchte ich nicht auf die Lässigkeit der ackerbauenden Zigeuner deuten, sondern auf den Erfahrungssatz, daß wenn in einem Dorfe viele Zigeuner als Musikanten leben, die Bauern nur allzu fleißig das Wirthshaus besuchen und liederlich sind.

3. Die dritte Klasse bilden die Musikanten. In Unterungarn nähren sie sich ausschließlich von ihrer Muse, und ihre Kunst ist, wenn sie was rechtes taugen, außerordentlich einträglich. Es giebt genug Leute, welche das Geld mit vollen Händen an die Zigeuner wegwerfen, und einzelne, welche sich durch diese „Passion“ zu Grunde gerichtet haben. Die meisten Zigeuner Oberungarns sind Musikanten entweder von Profession, oder zu ihrem Vergnügen, leider manchmal auch zu anderer Leute Qual, denn ich habe auf Gottes Erdboden noch keine so niederträchtige Musik gehört, als die mancher Zigeuner, die sich nur Sonntags mit dieser edlen Kunst abgeben und unter der Woche z. B. Ziegelstreicher sind. Ungarische Musik spielt

außer einem musikalisch gebildeten Sprossen des ungarischen Volkes nur der Zigeuner gut*), er lernt auch fremde Tanz-

*) Trefflich macht Lenau den Charaktere ungarischer Musik anschaulich: den bizarren Wechsel von schmelzender Klage und wild aufjauchzender Lust — das Versinken in träumerische Weichheit und Melancholie, und das unvermittelte Auflodern des kriegerisch ungestümen Feuers; — ferner das glühend sinnliche Element magyarischer Tanzmusik. Das erste erscheint in vielen Stellen von Lenau's Poesien, das zweite z. B. in Mischka, das letztere ist mit ergreifender Kraft dargestellt im Faust. Als Beispiel für das erstere führe ich, weil es das kürzeste ist, folgende Zeilen aus: „Die Bauern am Tißastrande," an:

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher,
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen —
Aber der Brummbaß hält sie zusammen."

Der Magyar erkennt in den Tönen seiner Musik, das „schnell aufbrausende und eben so schnell in melancholische Apathie versinkende Ungarblut" wieder; aber nicht nur ein Spiegelbild seines Gemüthlebens erblickt er in diesen eigenthümlichen Klängen, sondern Träume von der Vorzeit seiner Ahnen erfassen seine Seele be diesen uralten vaterländischen Klängen.

„Diese bangen, diese süßen
Zauberhaften Töne müssen
In das Land der Schatten dringen
Und die Todten wiederbringen.
Dieses Zittern seiner Saiten
Ist das Schwanken einer Brücke

musik erträglich nach dem Gehör; bei einer berühmten Bande sah ich übrigens einen Böhmen (ich bemerke ausdrücklich, daß ich kein Böhme, also unparteiisch bin), der den Zigeunern die Musikstücke einpaukte, welche sie übrigens meisterhaft vortrugen. Der Fremde bekommt die gewöhnliche Zigeunermusik, die seinen Ohren unverständlich, unharmonisch und unangenehm aufregend ist, bald unsäglich satt; in Ungarn aber liebt man sie und wird nicht müde sie jeden Tag anzuhören, wobei man den Musikanten — zumal wenn Vieler Augen auf den Spender schauen — nicht selten lächerlich hohe Summen für ein aufgespieltes Leibstück zuwirft (der Wirth mag bei solchen Gelegenheiten mitunter freilich nachdenken, wer ihm die Zeche zahlt) und sich bei dem Verlassen des Wirthshauses von den Zigeunern gegen baares Geld „heim geigen" läßt. Wenn ich auf Fußreisen das Ränzel auf dem Rücken trug, hatte ich, im Wirthshaus angelangt, Ruhe vor den Zigeunern, man glaubte ich müsse

---

Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
Drauf der Helden Geister wallen,
Treu der Heimath süßem Drange,
Die bei dieses Liedes Klange
In der Vorzeit sind gefallen;
Und sie schweben und sie schwanken
Um die Tänzer ungesehen,
Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,
Sie mit Träumen zu berücken,
In die Vorwelt zu entzücken.

so reisen, denn in Ungarn sind Fußreisende so selten, daß man sie für Handwerksburschen, Juden, oder für Bettelstudenten, jedenfalls also für arme Schlucker hält; ließ ich mir das Ränzel nachtragen, so fielen die Musikanten wie Raubthiere über mich her, denn ich mag ihnen dann für — einen Narren gegolten haben; ja in einer Gebirgschlucht erlebte ich, daß ein Zigeuner plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, vor mir stand und mich gräulich — angeigte. Ein Fremder staunt mitunter über die unverschämten Forderungen, welche von Zigeunern die zu irgend einer Festlichkeit aufspielen sollen, gestellt, und von den Festordnern angenommen werden; die Tonkünstler nehmen es sich dann auch wohl heraus obendrein bei der Gesellschaft „sammeln" zu gehen, sich nicht abweisen zu lassen, und z. B. von Niemanden weniger als einen Gulden anzunehmen. Kommt das einem Fremden unverschämt vor, so läuft er große Gefahr die anwesenden Ungarn durch „Verachtung ihrer nationalen Musik" zu beleidigen; und doch überwiegt in Ungarn die schlechte Musik. Nur einzelne Zigeuner Nordungarns sind gesuchte Musiker und werden wohlhabend, was in Südungarn dagegen nicht selten ist, so gab z. B. der Debrecziner Zigeuner Bunko seiner Tochter 20,000 fl. Mitgift. Geht es den Musikanten gut, so leben sie nicht bitter, halten namentlich auf üppige Betten viel, sind sehr gewählt gekleidet, und ihre Mädchen sehen in den rothen feinen Leibchen und der farbenreichen magyarischen Kleidung sehr gefällig aus, gewiß einnehmender, als eine etwas vertrocknete, unhübsche Zigeunerin in Eperies, die immer in

Hut und Schleier einherstolzirt. Die im Ausland reisenden Musikgesellschaften bestehen meist aus wahren Virtuosen.

Das gerühmte musikalische Talent der Zigeuner beschränkt sich darauf, daß sie Gehörtes, ohne irgend welche Kenntniß der Noten nach dem Gehör nachspielen und zwar auf den ihnen gewohnten Instrumenten: Violine, Baß, Clarinett, Cymbal, selten auf einem Blasinstrument. Am besten lernt der Zigeuner Tanzweisen und Volkslieder, die bei den Magyaren in einander greifen; magyarische Nationaltänze trägt er mit Reinheit, Feuer und unübertrefflichem Ausdruck vor, so weit ist er der musikalische Dolmetsch des Magyaren geworden. Er trägt auch Variationen in bekannte Musikstücke, aber Phantasien und Compositionen überragen seinen Horizont. Die Musik in ihrer höchsten Bedeutung gefaßt kennt er nicht. Aus seinem eigenen Geistes- und Gemüthsleben, das ein so engbegrenztes ist, hat er nichts in die magyarische Nationalmusik getragen. Auffallend ist für den Fremden, daß der Virtuos und der Stümper im Finstern eben so gut (nach Umständen also eben so schlecht) spielen, als bei heller Beleuchtung.

Neben den männlichen Zigeunervirtuosen früherer Zeiten lebt noch heute das Andenken an die 1772 in Gömör verstorbene einst so gefeierte Violinspielerin, Czinka Panna, welche übrigens als Kind sorgfältigen Musikunterricht in Rosenau genoß. Ehedem hatten die Zigeuner von Galantha und Gács großen Ruf, jetzt die von Losoncz, Levencz, Debreczin, besonders aber von Raab und Pest.

Die Stümper und die gewöhnlichen Bratlgeiger hört man bei allen Congregationen, auf Bauern- und Vorstadthochzeiten, im Fasching und bei den meisten öffentlichen Lustbarkeiten. In früheren Zeiten wurden sie von dem Publikum nicht immer so glimpflich und dankbar behandelt als in unseren Tagen. Noch vor 50 Jahren pfiffen oder sangen, wie heute, die tanzenden Burschen dem Primgeiger ihre Lieblingsnoten vor; war der Arme durch das gleichzeitige Pfeifen verschiedener Stücke verblüfft und machte seine Sachen nicht alsogleich gut, so fuhren ihm die rohen Tänzer in die Haare, schopfbeutelten ihm entsetzlich, zerbrachen ihm manchmal in gerechter Entrüstung die Geige, und reichten ihm dann allenfalls eine Halbe Branntwein als Schmerzengeld.

Nicht überall geben sich übrigens die Zigeuner mit Musik ab, und in früherer Zeit war dies vielleicht in noch ausgedehnterem Maße der Fall, so waren z. B. in Trentschin noch vor 30 Jahren keine einheimischen Musikanten *).

Der Körper des Zigeuners ist schlank und überaus gelenkig, selten über Mittelgröße, die Muskeln und Adern

*) Der Zigeuner lernt nie Musik nach Noten, ich weiß nicht, ob eine Art Faulheit daran Schuld ist. In den österreichischen Militärkapellen werden Zigeuner nicht verwendet, angeblich, weil mit ihnen nichts zu machen ist, obwohl sich unter ihnen genug Klarinettisten und Trompeter finden. In manchen ungarischen Regimentern bilden sie indeß eine außergewöhnliche, von dem Offizierkorps unterhaltene Musikbande, die auf Märschen, bei Gastmählern und Unterhaltungen zur Geige greifen muß.

sind wenig sichtbar, die Wangen zeigen, zartere Mädchen ausgenommen, selbst im Zorne keine Röthe, ja sie werden dann wie die Lippen blaß; in dem gefälligen Oval des von dem schönsten schwarzen Haar umrahmten Gesichtes leuchten ein paar dunkle große, von langen Wimpern beschattete, unruhig bewegte Augen bald mit melancholischem, bald mit unheimlich wildem Ausdruck; in dem gleich der Nase kleinen zierlichen Munde blinken kleine herrliche Zähne, zwar durch den Genuß heißer Speißen selten verdorben, aber auch nie gereinigt; Hand und Fuß sind sehr klein. Der Bartwuchs ist meist spärlich, das Haupthaar behält die Dichte, meist auch die Farbe auffallend lang. Unter den nicht in Elend versunkenen Männern findet man ausdrucksvolle, auf frische Geistesgaben deutende Gesichter, unter den jüngeren Mädchen, falls sie nicht ausschweifend, wahre Modelle für Bajaderen, unter den alten Weibern boshafte und schamlose Scheusale.

Die K l e i d u n g hängt von den Vermögensverhältnissen ab, ist bei den in Städten Lebenden städtisch, also heute magyarisch, bei den Armen allerlei aufgeklaubtes Zeug, zerlumpt, aber wo möglich bunt und abenteuerlich *). So sah

---

Im Hußarenwamms vielfach geflickt,
Mit verblichnem Golde reich gestickt
Und geziert mit mottenhaftem Brame. . . .
Lenau: Mischka an der Marosch.

Trägt der Zigeuner rothe Hosen, so kennt er sich vor Stolz gar nicht, vollends wenn er obendrein irgendwo einen Zigarrenstummel erhascht hat.

ich in Schmöllnitz Einen Sonntags im schwarzen ungarischen Hütchen, einem wammsartig gestutztem bauschigen Frauenkleide von schottischem Stoff, darüber eine vorn und rückwärts rothe Tuchweste mit glänzenden großen Metallknöpfen besetzt, darunter weite ungarische Gatjen und — keine Fußbekleidung. Die Zigeuner zerfallen nämlich in drei Rangclassen, in solche, die das ganze Jahr, in solche, die nur unter der Woche, und in solche, die niemals barfuß und barhaupt gehen. Die Weiber richten sich ungefähr nach der Tracht der Bauernweiber und befestigen über dem Kopfe einen einfachen Ueberwurf, der aus ihrer asiatischen Heimath stammen mag; die Mädchen lassen sich so lange als möglich durch Kleidung und Wäsche in ihren Kapriolen nicht beirren, bequemen sich häufig blos einem kleinen Schurz um die Hüften, der oft auch nur angedeutet ist, verstehen es aber, wenn erwachsen, sich trotz Schmutz und Lumpen mit Flitterwerk ganz hübsch herauszuputzen. — Die Männer steifen sich nicht gerade darauf vollständig gekleidet zu sein; in einer größeren Stadt Ungarns ging, es sind noch nicht 10 Jahre — ein 60jähriger Mann als moderner Adamite betteln. Zwei bettelnden Zigeunerjungen, die in uralte Hemden und Gatjen gekleidet waren, warf ich ein Geldstück zu, mit der arglistigen Weisung sich darum zu raufen; pflichtschuldigst beutelten sich die Zwei an der „Kleidung" derart, daß jeder Fingergriff Löcher und Risse in dem mürben Zeuge hervorlockte, durch zeitweiliges Zuwerfen neuer Münzen fachte ich ihre, einer bessern Sache würdige Berserkerwuth so lange an, bis nichts mehr zu zerreißen war und die Kleidung nurmehr

siebähnlich zusammenhielt; die Schlingel zerkratzten sich als echte Zigeuner zum Schluß das Gesicht und ließen dann los; jeder betrachtete an sich die Gräuel der Verwüstung und brach in ein klägliches Geplärr aus, kaum aber erblickte er die transparente Gestalt des Andern, als jeder in ein tolles Gelächter ausbrach und jubelnd mit dem Gelde zu den Alten lief, die behaglich schmunzelnd dem Kampfspiele der schuldlosen Jugend zugeschaut hatten.

Auch die Wohnung richtet sich nach dem Range, welchen der Zigeuner in der Gesellschaft begleitet; der wohlhabende besitzt ein gemauertes Haus sammt Gärtchen, der ärmere wohnt manchmal unter Einem Dache mit armen Leuten in einer Holz- oder Erdhütte, der ganz arme in einem Schlupfwinkel, wie der eingangs beschriebene. Selbst in der Zips sah ich neben deutschen Städtchen derlei kunstlose Nester, zeltartige, aus Flechtwerk und verbundenen Brettern gebildete Räume, ein paar Quadratschuh umfassend, drei Schuh hoch, ohne Fensteröffnung, ohne Thür, rückwärts an einen Düngerhaufen gelehnt („das hält warm"), bedeckt mit Lehm, Laub, und ringsum unendlicher Mist: in diesem Wiedehopfneste hausten Mensch, Hund und Schwein, als würdiges Kleeblatt. Es ist also nicht zu verwundern, daß in Ungarn die Cholera fast regelmäßig in den am Ende des Dorfes, dort wo vor Kaiser Joseph die Zigeunerzelte standen, aufgeklebten Zigeunerhütten ausbrach. Unsere Hunde- und Schweineställe sind allerdings kleiner, aber ungleich sorgfältiger angelegt und reiner gehalten, als manche Zigeunerbehausungen schlechtester Art. Ungemein drollig neh-

men sich manche der anständigeren Häuschen aus: den Grundriß bildet ein ganz unregelmäßiges Vieleck, über die aus geknetetet Letten geformten Mauern, in welche entweder keine, oder nur faustgroße Fenster angebracht sind, ist ein noch unregelmäßigeres Strohdach gestülpt, welches in eine Art Spitze verläuft, aber, da die Mauern von ungleicher Höhe, ganz windschief aufgesetzt ist. Von jeder der 8—12 Seiten bietet das Polygon einen anderen, aber allemal ergötzlichen Anblick. Einen solchen wunderlichen Bau fand ich einmal mit allem möglichen scheinbar unbrauchbarem Gerümpel, halbzerbrochenen Krügen, Thongeschirren, und den Trümmern eines ungeheuern Kachelofens angefüllt. Will man die Schätze des seßhaften ärmeren Zigeuners kennen lernen, so gebe man bei einer Feuersbrunst Acht, der Zigeuner rettet vorerst seinen Blasebalg und die „Schetra" (Geige), dann erst das Bett, wenn er eines hat, und sein bischen Handwerkszeug, abermals unter der ausgesprochenen Beschränkung. Die Einrichtung einer Hütte ist somit sehr einfach, Bank, Sessel sind Luxusgegenstände, Bettstätte und Tisch desgleichen, ein Heiligenbild Zeichen ausschweifenden Reichthums; in einer Zigeunerhütte erblickte ich nur zwei Einrichtungsstücke: einen großen Topf und — einen Kochlöffel, ein wenig Stroh bezeichnete die Lagerstätte. Selbst der Indianer hat mehr Bedürfnisse als der cynische Zigeuner, denn innerhalb der Wohnung hat die Rothhaut nur den Mangel des Herdes mit diesem Naturkinde gemein. Wie das genealogische Verhältniß bei einem Zusammenleben in so engem Raume, wo Alles in zu weit getriebener Natürlichkeit durcheinander krabbelt, sich

gestalten muß, mag Jedermann selbst ermessen, die Verwandtschaft wirkt dabei nicht störend, denn der Zigeunerbursche „heirathet" bekanntlich häufig seine oft kaum 13jährige Schwester. Wollte in früheren Zeiten der Priester ein Zigeunerpärchen wegen dessen allzugroßer Jugendlichkeit nicht trauen, so wählten sich die Heirathslustigen kurz angebunden einen „Priester" aus ihrer Mitte, und die Hochzeit wurde ohne Gewissensbisse abgehalten.

In der Nahrung ist der Zigeuner — ich rede hier von dem ärmeren — nicht wählerisch und übertrifft darin jeden russischen Soldaten, und das will, nach dem was die Russen in Ungarn mitunter speisten, genug sagen; am begierigsten geht er auf Fleisch; Katzen, Wiesel, Erdzeisel sind Sonntagsbraten, Schweinefleisch das Beste, was die Welt außer dem Tabak*) beherbergt, und nun gar ein Schweinekopf, etwas was den Zigeuner ganz schwach macht, einen solchen von dem Bauern zu erhandeln, schießen selbst mehrere Zigeuner ihre Baarvorräthe zusammen. Gefallenes Vieh, „Fleisch, das Gott geschlachtet hat", wenn es auch vielleicht schon eingescharrt wurde, verschmäht der Zigeuner

*) Ein zum Rabenstein geführter Zigeuner erbat sich als letzte Gnade, noch Eine Pfeife mit Muße rauchen zu dürfen. — Jung und Alt, Mann und Weib raucht bei einer lagernden Zigeunerbande, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse diesen Genuß erlauben. Ungemein spaßhaft ist das Bild rauchender Zigeunermädchen, noch erheiternder wirkt die fast gradwinklig gebogene Pfeife mit fingerlangem Rohr in dem zahnlosen Munde alter häßlicher, hexenähnlicher Weiber mit zerrauftem Haar und zerfetzter Kleidung.

nicht, aber **nur**, weil er selten im Stande ist, frisches Fleisch zu kaufen. Noch vor 80 Jahren glaubte man in Ungarn, daß er Menschen morde und fresse, und brachte zu Joseph's Zeit 45 deßhalb um, natürlich unschuldig; denn weder ein's noch das andere fiel je den cynischen, aber harmlosen Schelmen ein.

Die **geistige Culturstufe** des Zigeuners — ich rede fortwährend nur von dem uncivilisirten — ergiebt sich theilweise aus den bisher entworfenen Pinselstrichen. Der Zigeuner ist eine Ironie auf Menschenwürde und Gesittung, er hat keine Religion, unsere Begriffe von Recht und Unrecht sind ihm völlig unverständlich; das Kind besucht in der Regel keine Schule, der Erwachsene geht wohl an Sonntagen in die Kirche, aber nur wenn sie nicht zu entfernt ist, und er gerade ein reines Hemd an hat, denn das muß er vor den Leuten zeigen und geht dann deßhalb in Hemdärmeln. **Woher** sollen ihm religiöse Begriffe kommen? Er hat sich einige unklare Ideen von Unsterblichkeit, Verehrung der Sterne, Seelenwanderung u. dgl. aus seiner Heimath bewahrt und mischt einige aufgeschnappte christliche Ideen darunter, die ihn aber kalt lassen; meistens ist er so abergläubisch, daß er des Nachts aus Furcht vor Gespenstern fast nie allein ausgeht, eben deßhalb stiehlt auch keiner bei Nacht. Er bekennt dem Namen nach die Religion des Ortes, in welchem er eben lebt, infolge dessen ist der nomadisirende in Oberungarn abwechselnd gestern römisch-, heute griechisch-katholisch, morgen lutherisch, übermorgen calvinisch. — In einem katholischen oberungarischen Comitat wurde vor 1848 ein

Zigeuner zum Tode verurtheilt; da erklärte er, um vielleicht seinen Hals zu retten, er sei nicht getauft und wolle Christ werden. Das half, und Alles nahm sich seiner an. Als es zur Taufe kam, staunte aber Alles, weil er Calviner werden wollte, und redete ihm zu, da er ja keinen Grund für das Gegentheil habe, doch katholisch zu werden. „Nein, nein," erwiderte der vorsichtige Zigeuner, „das laß' ich mir auf ein anderes Mal." — Der Zigeuner läßt sich indeß auch durch leichtere Gründe zum Wechsel der Religion, wenn man es so nennen darf, bestimmen. Man erzählt darüber aus Oberungarn folgenden Vorfall. Ein „griechischer" Pfarrer bemerkte, daß seit einiger Zeit eine benachbarte, bisher calvinische Zigeunerfamilie täglich zur Communion komme. Die „Griechen" empfangen das Abendmahl unter beiden Gestalten, und die Gutsfrau hatte der Kirche einen vorzüglichen Tokayer als Communionwein geschenkt. Als die Zigeuner in ihrer Andachtsübung unerschütterlich blieben, so that der Pfarrer auf den Rath der klugen Gräfin einen starken Weinessig in den Kelch, vergaß auch das Benediciren und ließ nun jedes Glied der frommen Familie einen herzhaften Zug thun. Der Zigeunervater merkte die Absicht, wurde verstimmt und — trank nie 'nen Tropfen mehr. Der Mann hatte über 14 Tage die griechische Religion für die beste gehalten, er litt seither immer an religiösen Zweifeln.

Trotz seiner religiösen Gleichgiltigkeit ist der Zigeuner im Allgemeinen eine gute Haut, und nicht ohne schätzenswerthe Eigenschaften, ja diese sind wohl mehr ausgeprägt, als die schlimmen. Nicht wenige Zigeuner können mit Rück-

sicht auf ihr eheliches Verhältniß und die Behandlung ihrer Kinder, obwohl diese unwissend aufwachsen, sogenannten Gebildeten als Muster empfohlen werden. Viele große Edelhöfe halten einen oder mehrere Zigeuner, denen die Dienstleute die schweren oder unsaubern Arbeiten zuschieben, und welche die Herrschaft als Boten und Laufburschen benützt, denen sie aber auch die größten Geldsummen — ich war Zeuge — mit derselben Ruhe zur Besorgung anvertraut, wie man dies mit manchen Indianern in Amerika hält. In Ungarn fürchtet Niemand, von einem Zigeuner um Werthvolles bestohlen zu werden, denn der Zigeuner ist unglaublich genügsam*), plagt sich, wenn es sein muß, stundenlang auf die bitterste Art für einige Kreuzer und nimmt es ruhig auf, daß, so oft er in Gesellschaft des geringsten Taglöhners arbeitet und dasselbe leistet, was dieser, er dennoch ungleich schlechter bezahlt wird. Er maust wohl gelegentlich, aber nur Kleinigkeiten, wenn er Hunger und keinen Verdienst hat, z. B. Lebensmittel, viel seltener Kleidung (denn er verträgt jede Unbill der Witterung mit Leichtigkeit), niemals aber einen Werthgegenstand, den er vielleicht doch bei einem oder dem andern Juden anbringen könnte; er späht die Gelegenheit zu stehlen nicht aus, gehört nie einer Diebsbande an, bricht nie ein, begeht

*) Als einem Zigeuner für einen einzelnen Fall der Henkersdienst angetragen und dafür 5 fl. C.-M. versprochen wurden, rief er in überwallender Herzensfreude: „Ach, das ist ja viel zu viel, für 5 Gulden hänge ich nicht nur den da, sondern auch die ganzen Herren vom Comitat!“ (d. h. die Comitatsbeamten).

keinen Raub, keine Gewaltthat, und dies nicht etwa aus Feigheit, denn es giebt muthige, ja verwegene Kumpane unter seinem Stamme. Eisen zieht ihn freilich unwiderstehlich an und vor dem nomadisirenden ist kein unbewachtes Pferd im Freien sicher, er „findet" es augenblicklich, wie jener Zigeuner, der, auf einem gestohlenen Pferde ertappt, behauptete, er habe es in einer schmalen Gasse querstehend gefunden, ohne daß es zum Ausweichen zu bringen gewesen, er habe sich nun in dieser Verlegenheit darüber schwingen wollen, das aber habe sich unglücklicherweise in Bewegung gesetzt und ihn unschuldig in den Verdacht des Pferdediebstahls gebracht. Die Angst mancher westlichen Völker, daß der Zigeuner, der gewöhnlich selbst nichts zu essen hat, Kinder stehle, ist urkomisch. Die Zigeuner, die aus Ungarn nach Deutschland ziehen, werden mitunter erst hier zu Dieben, weil man aus unbegründeter Scheu ihnen weder Arbeit giebt, noch ein Almosen reicht, weil sie mit ihrer ungarischen Musik, für die man kein Ohr hat, nichts verdienen, weil man sie verfolgt, polizeilich auspeitscht und abschiebt*). Mitunter sind

---

*) Die „Austria" v. 1845 bringt S. 25 eine sehr kurze, aber interessante Ansicht über die Zigeuner vom J. 1680. Die Zigeuner galten in Deutschland allgemein für gottloses Gesindel, Diebe, Zauberer, Betrüger, die „aus allerlei Nationen zusammengelaufen und nur türkische Kundschafter" seien, welche ihr Angesicht schwarzbraun färben, um ihre erlogene orientalische Abkunft glaubhaft zu machen. Die Zigeuner banden damals noch, so heißt es, Einfältigen in betrügerischer Weise das

sie allerdings loses Gesindel, welches die vor ihm in Deutschland heute noch herrschende Furcht in seiner Verschmitztheit und Durchtriebenheit sogleich bemerkt und ausbeutet, vielleicht auch in Ungarn nicht mehr geduldet wurde. Wer aber vor 1848 aus Ungarn ausgewiesen wurde, mußte schon ein pyramidaler Schelm sein; Ungarn war bis dahin das Asyl jedes flüchtigen Verbrechers aus den Nachbarprovinzen; „den kriegt man nicht mehr, über den kräht kein Hahn mehr!" sagte man dann in der Heimath eines solchen unbefugten, überschnellen Auswanderers. Wer in einem Comitat Etwas anstellte, flüchtete in ein anderes, nun hatte das Aufsuchen und das Herausgeben gute Wege, ja bei der immer weiter getriebenen Autonomie der Comitate war es ein Grenzfrevel, wenn die nachsetzenden Panduren des Comitats den Flüchtling, der sich vor ihren Augen höhnisch in das 10 Schritt von der Comitatsgrenze gelegene Wirthshaus pflanzte, ohne Weiteres aufgriffen. — Der Zigeuner ist dankbar und anhänglich, und besitzt fast nur die Fehler des sanguinischen Temperaments in seiner höchsten Steigerung. Bodenlosen Leichtsinn und den Trieb zur höchsten Ungebundenheit möchte ich als seine Grundeigenschaften bezeichnen.

Märchen von ihrer siebenjährigen Bußfahrt auf; nur gelegentlich handelten sie mit Pferden, Gewehren und Feuerkünsten. — (Siehe den Abschied des Reichskammergerichtes zu Speier gegen die Zigeuner.) — Ich erlaube mir auf die am Schlusse meines Aufsatzes mitgetheilte Schilderung der ungarischen Zigeuner, gleichfalls aus der Zeit um 1680 stammend, aufmerksam zu machen.

Die Schlußverse in Lenau's „Die drei Zigeuner", welche den schneidendsten Gegensatz zu den Schlußversen in „Weib und Kind" bilden, kennzeichnen treffend die Lebensphilosophie des Zigeuners. Dieser lebt nur für den Augenblick, er weiß nichts von Sorge um die Zukunft, Kummer, Gram, oder gar von Reue; selbst der ärmste fühlt nicht sein tiefes Elend, sondern ist immer guter Dinge, namentlich unter seines Gleichen, wo das Schwatzen und Lachen, Witzemachen und Spotten, das Singen und Tanzen kein Ende nimmt. Welches Jubeln der ganzen Bande, wenn einer aus ihnen mit lebhaftem Geberdenspiel irgend einen gelungenen Streich zum Besten giebt! Welche treffende Einfälle der zerlumpten Lachhänse, wenn ein Fremder mit ihnen in Berührung gekommen ist, dessen Schwächen sie als treffliche Menschenkenner sehr bald heraus haben, und nachträglich durchhecheln! Nur nach unsern Vorstellungen ist der Zigeuner bedauerungswürdig, und selbst der, welcher vor Kurzem Tage lang nichts zu essen gehabt, würde gleich dem armseligsten Bettelkomödianten mit keinem andern Loose tauschen. Hat er sich satt essen können, kann er an der geliebten Pfeife saugen, darf er faullenzen, so ist ihm kannibalisch wohl, und Zufriedenheit und Wohlbehagen strahlen auf seinem Gesichte. Will ein Hypochonder einmal herzlich lachen, so muß er entweder den Affenkäfig in Schönbrunn aufsuchen, oder ein Rudel Zigeunerkinder spielen und katzbalgen sehen. In der schmählichsten Sommerhitze, im tiefen Schnee, bei der strengsten Kälte krabbelt und purzelt

das splitternackt, in der Größe nach Art der Orgelpfeifen abgestuft, über und durcheinander, Lachen und Weinen in Einem Säckchen, und vollführt Schalkspossen und Capriolen mit der Leichtigkeit, Behendigkeit und Erfindsamkeit der Affen und Meerkatzen. Mit welcher, ich möchte sagen, Affenliebe, hängen die Eltern an ihren Kindern; nie hat ein Zigeuner oder eine Zigeunerin ein Kind ausgesetzt, oder gar umgebracht. Wie seltsam contrastirt mit dieser Liebe die Gewohnheit mancher Zigeunerweiber außerhalb Ungarns, bei Streit und Händeln ihre eigenen kleinen Kinder an den Beinen zu fassen und mit ihnen auf einander loszuschlagen, wovon ich schon als kleiner Junge Augenzeuge war. Nicht so leicht wieder wird man einen so festen, auf gegenseitige Anhänglichkeit gegründeten Zusammenhalt finden, als unter den Mitgliedern einer nomadischen Truppe besteht. Infolge ihrer ungebundenen Lebensweise sind sie allerdings untereinander kunterbunt verwandt und übers Kreuz verschwägert; aber zu welchem ungetrübten Ausdrucke ist bei ihnen die Idee des Communismus gekommen. Hier wenn irgendwo gilt der Satz: „Einer für Alle, Alle für Einen!" — Immer zu Schelmenstückchen und Neckereien bereit, ist des Zigeuners vogelhafte Fröhlichkeit unerschöpflich; Freund und Meister der List und Verstellung giebt er sich nicht selten gegen Fremde ganz anders als er ist; obwohl bis zum Cynismus genügsam, praßt der moderne Stegreifritter nach Art des Bruder Lüderlich, sobald er zu Geld kommt und verläßt das Wirthshaus nicht, bis der letzte

Knopf verjubelt ist, hat er nichts mehr, so geht er wenigstens in die Kneipe „zuschauen" und ist dabei froh, wie ein König; arbeitsscheu und cynisch von Haus aus (obschon es auch äußerst reinliche Zigeunerfamilien giebt) hält er sich an die Tröstungen seiner Religion: „Nur kein Zwang, und wo möglich Nichtsthun!" und überläßt alle Anstrengung und Plage dem Weibe; in jeder Lage des Lebens weiß er sich zu helfen; wenn ihm was Uebles widerfährt, tröstet er sich leicht und spottet über sich selbst. Ein Zigeuner, nahe bei Göllnitz wohnhaft, warb um ein Zigeunermädchen aus dieser Stadt, welches er sehr gern hatte; er erhielt einen Korb und die Sache ging ihm nahe; der verschmähte Freier zog aber im feierlichen Schritt durch die Straßen ab, und trug in den Händen eine lange Stange, an welcher er ein wahrscheinlich gefundenes zerrissenes Sacktuch und einen Strohkranz befestigte, während er von der Spitze die Fetzen eines alten Flores herabflattern ließ.

Als ein kleiner Beweis für die Geistesgegenwart und Schlauheit des Zigeuners diene folgendes Geschichtchen, welches wenn nicht wahr, doch wenigstens gut erfunden ist und den Zigeuner treffend kennzeichnet: Bei der Assentirung erschienen unter den vorgeladenen Militärpflichtigen auch der Sohn eines reichen Müllers und ein blutarmer Zigeuner. Dem Müllersohn soll es gelungen sein, den Stuhlrichter irgendwie für sich zu interessiren, der Zigeuner brachte nichts mit als seinen sehr tauglichen Körper, seine Angst vor dem „weißen Rock" und seinen Mutterwitz. Die Gerufenen zogen das Loos, zuletzt waren nurmehr der Schützling und der Zigeuner übrig, noch aber fehlte Ein Mann auf das

Contingent, welches der Bezirk zu stellen hatte. Immer ängstlicher pochte dem Zigeuner das Herz, aus dem Zögern und dem Zusammenstellen seiner armen Person mit dem reichen Bürschchen schöpfte er Verdacht und witterte Unrath. Beide mußten vortreten um zu losen. Mißtrauisch ließ der wachsame Zigeuner seine Augen herumschweifen und vermeinte zu bemerken, daß, statt einer schwarzen und einer weißen Kugel, zwei schwarze Kugeln in die verhängnißvolle Urne geworfen wurden. „Zieh, Zigeuner!" rief der Stuhlrichter. Der Zigeuner erschrak, aber sträubte sich mit scheinbarer Demuth und Unterwürfigkeit: „„Ach, ich bin nur ein armseliger Zigeuner, wie könnte ich so stolz, so übermüthig sein, zuerst zu ziehen? Was möchte der junge gnädige Herr da von mir denken? Nein, nein, möge der nur zuerst losen! Ich kann ihn nicht beleidigen; ich traue mich nicht zu ziehen."" — „Willst du ziehen, Zigeuner?" — „„Nein, nein; möge Gott das Pferd meines Vaters beim ersten Hufschlag in einen Esel verwandeln, wenn mir so etwas zu Kopf stiege. Möge mir nie ein Verkauf, ein Diebstahl, oder ein anderes Geschäft gelingen, wenn ich so unbescheiden, so unartig sein wollte."" Aber alle Einwendungen des bald lächelnd, bald unruhig hin- und hertrippelnden Zigeuners waren vergeblich. „Zieh, Zigeuner, oder . . . ." Ein bedeutsamer Blick des Stuhlrichters auf den „Herrn Heiducken" — wie der Bauer ehedem auch den abwesenden Arm der Gerechtigkeit respektvoll nannte — erinnerte den Zigeuner, daß dieser Arm des Gesetzes ihm einige §§ jenes Naturrechtes zu Gemüth führen solle, welches ehedem für den Zigeuner auf der Haselstaude

wuchs. Der Zigeuner hatte mittlerweile seinen Entschluß gefaßt. Ruhig näherte er sich der Schicksalsurne, streckte so langsam als möglich die Hand hinein, zog rasch eine der schwarzen Kugeln heraus, steckte sie in den Mund und verschluckte sie blitzschnell. Sprachlos starrte die Umgebung auf den armen Schlucker; wüthend durchbohrte mit den Augen der Stuhlrichter den Zigeuner, welcher schon wieder mit eingeknickten Knien da stand, ein Bild der tiefsten Unterwürfigkeit; nur ein listig-triumphirender Blick flog auf den vernichteten Müllerburschen. „„Ich habe meine Kugel gezogen, jetzt soll der drüben losen. Zieht er eine weiße Kugel, dann wechseln wir die Farben und ich ziehe den weißen Rock an; erwischt er aber eine schwarze, ja dann muß ich freilich gerade die weiße geschluckt haben.""

Der Müllersohn löste und zog — eine schwarze Kugel.

Das Schlimmste, was man dem Zigeuner vorwerfen kann, ist sein Cynismus, denn der macht ihn unzugänglich für die Gesittung, obschon er häufiger Lachlust, als sittliche Entrüstung erregt. In K...... ließ sich im Jahre 1859 wegen des hübschen Handgeldes ein Zigeuner bei den ungarischen Freiwilligen anwerben. Als bald darauf sein Weib mit dem Kind im Arm vor der Thür der Kaserne erschien und ihn jammernd fragte, was nun aus ihnen werden solle, führte er vom Fenster des ersten Stockes herab zur Belustigung der lieben Straßenjugend das auf, was in Shakespeare's Heinrich IV. (Act II. Scene 1) die Fuhrleute in der Kneipe von sich erzählen, wobei er Weib und Kind für den Kamin anschaute. Man sagt, daß der Zigeuner rachsüchtig ist,

ohne jedoch besondere Beispiele dafür anzugeben; wohl aber ist er ein Hauptlügner, wie alle Landstreicher, und wird, obschon er manchmal blos zu seinem Privatvergnügen lügt, an Verschmitztheit nur von seinem Weibe übertroffen; der Zipser z. B. hat das Wort „zigonen", für lügen, erst in Ungarn erfunden, da er hier länger lebt, als der Zigeuner.

Der Zigeuner besitzt Sinnenschärfe, beobachtenden Verstand, rasche Auffassung, rege Phantasie und mancherlei Begabung, besonders aber Nachahmungstalent und vielseitige Anstelligkeit, bei seiner Verschlagenheit ist er zum Spion wie geschaffen; trotz seiner Gelehrigkeit lernt er aber doch Nichts recht, denn Fleiß und Ausdauer sind ihm fremd, und dem nomadisirenden Theile fehlt die erste Bedingung dazu, der Herd und die zwingende Geselligkeit, der seßhafte dagegen erweist sich geschickt und fleißig, wenn er für eine Beschäftigung gewonnen wird.

Seine Vergangenheit hat der Zigeuner völlig vergessen und nur Eine Begebenheit aus seiner Geschichte in Ungarn lebt in seiner Erinnerung fort. Im Jahre 1557 übertrug Perényi die Vertheidigung des Schlosses Nagy-Ida wegen Mangels an Soldaten ausschließlich 1000 Zigeunern: er konnte das thun, denn der Zigeuner ist weder durchwegs, noch jederzeit feig und läßt sich zu einem braven Soldaten gestalten. Die Vertheidiger hielten sich so wacker, daß der Feind abzog; dem Abziehenden riefen die Siegestrunkenen nach, sie wollten sie ganz anders bedient haben, wenn ihnen nicht das Pulver ausgegangen wäre; auf das kehrten die Feinde um, drangen leicht ein und erschlugen

sämmtliche Zigeuner. Die oberungarischen Zigeuner halten jährlich einen Gedächtnißtag an dieses Ende ihrer Helden, weinen dann sehr viel und spielen für sich eine eigene Melodie, die Nagy-Idaer „Note", die sie keinem Fremden aufspielen, obwohl sie traurig werden, wenn man sie auffordert, diese Note zu streichen. Ueber die Poesie der Zigeuner kann ich aus eigener Anschauung nichts sagen. Da es nicht meine Absicht ist, aus dem überlieferten Wahren und Unwahren, das man über Zigeuner schreibt, dem Leser ein Ragout vorzusetzen, und ich mich fast nur auf meine eigene Erfahrungen über ungarische Zigeuner beschränke, so verweise ich auf einen bezüglichen Artikel des „Deutschen Museums" aus dem Jahre 1860.

Der Zigeuner spricht unter seinesgleichen, namentlich beim Zanken und Keifen, das getreu dem Erfahrungsatze: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, oft an der Tagesordnung ist, die von Kaiser Joseph einst so verpönte Sprache seiner ursprünglichen Heimath, obschon mannigfach verderbt*); er lernt die Sprache jedes Landestheiles, in welchem er herumzieht, mit Leichtigkeit. Seine Aussprache hat etwas sehr Drolliges, da er bei dem häufigen Gebrauch seiner indischen Sprache nicht gewohnt ist, den Mund genug zu öffnen, einige Laute schlechterdings nicht aussprechen kann, und statt deren eine Anzahl Zungen- und Gaumenlaute einschiebt, weßhalb

---

*) In der Zigeunersprache bedeutet: schetra Geige, pani Wasser, balwall Luft, jack Feuer, kehr Haus, kast Holz, ziptokast Baum, trosht Eisen, paar Stein, sinnel Blitz ...

er, abgesehen von andern Eigenthümlichkeiten, im ungarischen Volksstück eine nicht unbeliebte Figur ist.

Jede Horde nomadischer Zigeuner untersteht einem Kleinrichter, „Vajda", der in seinem langen Haar (daß es gekämmt ist, scheint auch zu den Sonderrechten des Vajda zu gehören), dem reinen Hut, der minder zerrissenen, geflickten und beschmutzten Kleidung, vornehmlich aber in dem würdevollen Tragen eines Stockes mit langem Beschlag, Metallknopf und Quaste, dem Stocke eines Regimentstambours ganz ähnlich, und der Miene voll Amtsbewußtsein sich ein rechtes Ansehen zu geben weiß inmitten seiner zerfetzten Gesellen, welche heute nicht weniger von ihm abstechen, als ihre einst nach Europa einwandernden Vorfahren von ihren überreich geschmückten „Herzogen", die indeß schnell genug wie in England die „Zigeunerkönige" zu Shakespeare's „geflickten Lumpenkönigen" herabsanken. Ehedem unterstanden die Zigeuner in Ungarn einem vom Palatin aus ihrem Stamme ernannten Wojwoden, Egregius betitelt, dem in den einzelnen Comitaten die Agiles als Richter gehorchten. — Auf einer meiner Zipser Reisen sah ich den Knaben eines Zigeunerrichters beerdigen; auf der einen Seite des Sarges waren Ambos, Hammer, Zange und ein Hufeisen gemalt, auf der andern eine Baßgeige, die Zigeuner standen um das Grab, heulten und weinten, aber wie ich argwöhnte — nur Anstandsthränen. Kaum war das Grab geschlossen, so kehrten die heiteren Mienen bei den Zigeunern, die meinen Begleiter und mich voll Neugierde unverwandt angeschaut

hatten, sogleich zurück. „Richter," wendete sich nun der joviale Pfarrer zu dem Vajda, „wenn die Zigeunerknaben nicht bald in die Schule kommen, kriegt Ihr Schläge! Und wo habt Ihr denn Eure Stiefel, daß Ihr an einem solchen Tage barfuß geht? Ihr seid doch ein gemachter Mann und borgt ja sonst Euren Leuten Geld genug!" Der Vajda kratzte sich hinter den Ohren und sagte zögernd in komischer Verlegenheit: „„Wir Zigeuner waren neulich beim Opfergang in Helzmannsdorf, und da wurden wir dort recht lustig, und, wie das schon so geht, da ging uns das Geld aus, nu, und weil einem Zigeuner Niemand borgen will, mußt' ich zuletzt meine neuen Stiefel dort lassen und obendrein die Sporen. Die Andern hätten mir gern ausgeholfen, aber die haben ihre Stiefel schon früher vertrunken."" — „Werdet Ihr jetzt nicht Euren Koschar (Hütte) einreißen, weil ein Mensch darin gestorben ist, und eine neue bauen?" — „„Wäre der Knabe größer gewesen, würde ich das wohl thun.""*) — „Was bedeuten die Malereien am Sarge?" fragte ich. „„Ja, der Knabe wäre ein großer Musikant geworden und ein geschickter Schmied."" — „Woran starb das Kind?" fragte ich weiter. „„An den Brandblattern,"" sagte der Pfarrer. „„Man schreibt diese hier dem Genuß gefallenen Viehes zu, der Verlauf der Krankheit ist sehr schnell, meist tödtlich; es giebt Leute hier, welche diese Blattern sehr sicher mit einem glühenden Nagel ausbrennen, an-

*) Der Zigeuner wäre in diesem Falle durch den Geist des Abgeschiedenen geschreckt worden.

dere, welche sie mit aufgelegten trockenen Zwetschken heilen wollen, der Zigeuner aber, als entschiedener Fatalist, hat gewiß Nichts gethan.““ — „Richter, ich möchte mir Euren Koschar ansehen, habt Ihr aber nicht zuviel Ungeziefer?“ — „„Ha, Herr, bei einem Zigeuner, der Schmied ist, halten sich““ (wegen des Kohlenstaubes?) „„weder Flöhe, noch W. noch L. auf.““ — Ich ließ die Richtigkeit dieser Angaben dahin gestellt sein, denn in derlei Dingen ist Ungarn in gewissen Gegenden ungleich bevölkerter, als die Statistiker sich träumen lassen, und ging in eine der Hütten, die ziemlich erträglich aussah; die Zigeuner aber holten sich Trost aus Lethe's Quell, für den der Zigeuner freilich nur den Namen Branntwein kennt. Ein uraltes Mütterchen, dessen Gesicht hunderte von Falten hatte, kauerte auf der Erde und jammerte deutsch: „Jetzt gehen sie alle zum Trauermahl und werden trinken und mir geben sie nichts, und auch meinen schönen Gulden haben sie mir weggenommen, und so gut war er und so schön.“ Ich schenkte der Alten einiges Geld; da lebte sie ganz auf: „Ach, Sie schöner, lieber, goldner Junker! wie sein Sie doch gut! wie ein Stückal Brot.“

Die streitige Frage über Abnahme oder Zunahme ihrer Anzahl möchte ich nach meiner Erfahrung dahin beantworten, daß ihre Anzahl bei den seßhaften zu-, bei den nomadischen abnimmt; die Sterblichkeit der Kinder ist bei den letzteren wahrhaft erschreckend; da die Schwächlinge in dem tiefen, schauderhaften Elend frühzeitig zu Grunde gehen, so begreift sich leicht, daß Krüppel selten, und die Ueberlebenden nicht umzubringen sind. Die Zigeuner haben

sich über Ungarn höchst ungleich vertheilt, die gewöhnlichen Angaben über ihre Dichtigkeit in den einzelnen Comitaten erweisen sich als falsch, freilich ist es bei ihrer Beweglichkeit schwer, sie zu zählen. „Das geht, das läuft, wie die Thiere des Feldes," würde Tantchen Rosmarin sagen. In dem ehemaligen Kaschauer Verwaltungsgebiete leben beispielweise über 6000, d. h. 12mal so viele als in der Schweiz, und zwar ungefähr in folgendem Verhältniß: in der Zips sehr wenige, in Gömör nur 150, Ung 400, Sáros 600, Abauj und Torna 950, Marmarosch 1000, Zemplin 1400, Beregh und Ugotscha 1500. —

Unser Simplex sagt von den Zigeunern, pag. 175 seqq.: „Es gibt auch hin wieder Wiedertäufer im Lande (Siebenbürgen), wie auch viele Zigeuner, so alle eines Handwerks, nämlich Schmiede, darum weit und breit kein ordentlicher oder rechter Schmied fast gefunden wird. Wie dann dieses Zigeunergesindel durch ganz Oberungarn*) und Siebenbürgen häuffig herum terminiret, und heirathet der Bauer ein Zigeunerjungfräulein und der Zigeuner eine Bauerndirne. Sie verderben das Schmied- und andere Eisenhandwerk ziemlich, indem sie allerhand machen, als große und kleine Nägel, Thürbänder und Schlösser und sind sonderlich gute Hufschmiede, Roßärzte, viel besser aber Roßtäuscher, oder Bescheisser und Roßdiebe. Wann sie Eisenwaar ver-

*) Oberungarn bedeutet hier nach der bis 1850 in Ungarn üblichen Bezeichnung ganz Ostungarn.

kaufen, die sie gar spottwohlfeil geben, so betteln oder stehlen sie gemeiniglich alt Eisen dazu, damit sie ihr Handwerk fortsetzen können. Sie tragen von keiner schlechten Materia Kleider, die sie als alte abgetragene Fetzen von Edelleuten erkauffen oder erbetteln. Sie heirathen schon im zwölften und fünfzehnten Jahr, gehen fast nackend, bis sie sich verheirathen, binden ein weiß oder gefärbtes Tuch, einem Leilach (Leintuch) gleichend, mit zwei Zipfeln zusammen, hängens ihnen am Hals, bedecken damit das Hintertheil und vornen sind sie nackend, damit man auch sehen kann cujus Generis sie seyn, tragen lange Haar. Die Schul stinkt ihnen, und sollte man ihnen kein Kind taufen, weil sie solches nur pro forma geschehen lassen, um Geld zu überkommen, indem sie ihre Kinder in der Nacht mit Salbenschmierung überm Feuer taufen. Sie sind von Natur zur Musik geneigt, wie dann fast ein jeder ungarischer Edelmann einen Zigeuner hält, so ein Hegedysch, Geiger, oder Lakotosch, Schmied darbei. — Wie ich dann von meinem Kameraden, dem Zigeunerischen Trompeter, der ein Alraun bei sich hatte, viel Dinges gesehen und gehöret. Er war ein Dzamure, oder Herr von der Schwarzen Kunst, wie er dann auf einer Schütte Stroh in einem hölzernen Geschirre Rindfleisch kochen konnte, das ganz unversehrt vom Feuer bliebe. Item er konnte vielerlei, weiß nit was vor Hexen-Salben machen, da dann, was er beschmierte, Häfen, Stühl, Bänke, Pelze, Vieh und Menschen tanzen mußten, wie er dann manchmal solch visirliche Kurzweil practicirte. Und wann er ein

sonderbar Zigeunerisch Wort sprach, so fiel alles übern Hauffen.“ —

Mit der Magie befaßt sich der Zigeuner heute nicht mehr, wohl aber machen die Weiber der wandernden Horden den Leuten Gauklerstückchen vor, aber nur in der Absicht, die Aufmerksamkeit der gaffenden und lachenden Bauern abzulenken und mittlerweile entweder selbst zu stibizen, oder der holden Jugend Zeit und Gelegenheit zum Escamotiren von unterschiedlichen Hühnern und Gänsen zu verschaffen. Wird aber eines der holden Kindlein, oder ein erwachsener Kamerad ergriffen und durchgehauen oder gar eingesperrt, so hat das Jammern und die Verzweiflung kein Ende und sie schießen eiligst ihre armseligen Beiträge zusammen, um dem der Freiheit Beraubten wo möglich herauszuhelfen. — —

Die vorliegenden Skizzen sind überwiegend aus dem Leben der n o m a d i s c h e n Zigeuner entnommen und ließen sich mit einer Fülle landläufiger Anekdoten ergänzen. Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich wohl von selbst, daß nur ein sehr kleiner Theil der nomadischen Zigeuner sich bis zu einem gewissen Grade wird civilisiren lassen, der weitaus größere Theil aber mit der steigenden Cultur Ungarns, gleich der schweifenden Bevölkerung Amerikas und den Urbewohnern Oceaniens einst dem unerbittlichen Gesetze der Cultur zum Opfer fallen wird.

Reiſebilder.

Von Pest nach Kaschau.

Es war im Oktober 1853. Ich war von dem Unterrichtsministerium — ohne mein Ansuchen — aus der schönen Steiermark als Lehrer an das neu organisirte Staatsgymnasium in Kaschau kommandirt worden. Blutjung — ich hatte die Universität erst ein Jahr hinter mir, — und das begeisterte Abbild eines deutschen Idealisten sah ich meinen neuen Bestimmungsort als einen der äußersten und zwar der wichtigsten Marksteine deutscher Bildung im Ungarlande an, neu gelegt und, wie ich hoffte, fest begründet; die wenigen fremden Lehrer aber, die gleich mir in das Fabelland zogen, erschienen mir als Wächter eines neuen Bollwerkes höherer Gesittung, als Missionäre ohne Schwert oder Kreuz und Rosenkranz, gekommen, um die Blüthe der Jugend jenes in gleich hohem Grade bildungsfähigen wie bildungbedürftigen Landes vollständig und ebenbürtig in den Kreis der europäischen Gesittung einzuführen. Von den reinsten Ideen getragen hoffte ich in dem opfervollen Berufe schönes Men=

schenthum zu verbreiten, unter meinen Kollegen wenigstens Einen zu finden, der mich ganz verstünde, in Einem Geiste mit mir wirke, hoffte unter der Jugend, die wir erziehen sollten, so viel gesunden Sinn zu finden, daß sie sehe, wie wir es ehrlich mit ihr meinen, denkende und gebildete Männer, honette und tüchtige Charaktere heranbilden wollen. Beides wurde mir nachmals; ich fand den uneigennützigen, gleichstrebenden Freund, der den deutschen Namen zu Ehren bringen half, wir eroberten uns einen nicht gewöhnlichen moralischen Wirkungskreis unter unseren Schülern, und wir hatten doch kein anderes Rüstzeug als das vielleicht langsam, aber unwiderstehlich wirkende einer humanen Persönlichkeit. Für mich aber hoffte ich als Entschädigung für so viel Mühsal und Entbehrungen, denen wir unausweichlich entgegengingen — vor denen ich aber, in harter Schule des Lebens aufgewachsen, nicht zurückschreckte — die Kenntniß von Land und Leuten einzuheimsen, und wenn ich dann nach einigen Jahren zu dem Westen zurückgekehrt sein würde — an den mich die Bande weitverzweigter Verwandtschaft, schwärmerischer Jugendfreundschaft, regen Verkehres mit Frauengestalten voll Liebenswürdigkeit und echter Weiblichkeit, und endlich die kräftige Lebensluft einer zum Gemeingut gewordenen, (oder wenigstens allgemein begehrten) höheren Bildung auf das Innigste knüpften, — eine Reihe interessanter Erinnerungen mitzubringen, die wir — wenn wir anders geweckte und thätige Naturen sind — auch in einem geräuschlosen nur still bewegten Leben uns sammeln können.

Ich sollte unverzüglich an die Ufer der Hernad eilen. Un-

gesäumt trug mich die Lokomotive nach **Pest**. Damals ging die Eisenbahn nicht weiter als bis zu der schönen, imposanten Handelsstadt gegenüber der alten Etzelburg. Von hier an mußte ich also zu Wagen weiter. Ich stürzte demnach zur kais. Post; sie war auf 14 Tage bereits vergeben. Ich eilte zu dem Privateilwagen, der eine Verbindung mit Eperies über Kaschau herstellte; alle Plätze waren auf acht Tage vergriffen, ich sicherte mir also hier einen Platz für den neunten Tag, denn einen eigenen Wagen für diese lange Fahrt (nahezu 40 Stunden in einem Athem) zu nehmen wäre gar kostspielig gewesen. Ich schlug nunmehr acht Tage lang die Zeit in Pest todt, und gab den Umständen angemessen brav Geld aus; ich wohnte im ersten Hotel, denn dort war ich sicher davor schlecht zu wohnen und heillos zu zahlen; ich aß ohne Unterlaß die köstlichsten Trauben des Ofner Gebirges (als Frucht, obschon nicht im Fasse, vielleicht die ersten Trauben des rebenüberschütteten Ungarn), sah mir die Merkwürdigkeiten der Schwesterstädte Ofen-Pest an und wohnte unter andern einer Aufführung des „Propheten" in der ungarischen Oper bei, mit der ich in jeder Beziehung ganz zufrieden war, obwohl ich nicht recht begriff, wozu die stark magyarischen Anklänge in dem Kostüme eines jungen Mädchens, noch mehr aber einiger im Hintergrunde mit ungarischen Säbeln postirten Wiedertäufer gut sein sollten. Bei der mir damals ziemlich neuen Art Beifall zu rufen und zu stampfen, die das Haus dröhnen machte, wurde mir mitunter stark um die Festigkeit der Mauern bange; da diese aber nicht einmal wankten, so spreche ich hiermit dem Archi-

tekten und dem Baumeister meine Hochachtung aus und mache beiden Herren mit Vergnügen das bischen Reklame.

Am „neunten Tage" endlich wurden ich und meine mir unbekannten Genossen noch in finstrer Nacht, um 4 Uhr morgens beim „Erzherzog Stephan" in das antediluvianische Ungethüm, ironisch genug Eilwagen genannt, gepfercht. Im Hause lockte uns ein böser Dämon in Gestalt einer dicken Urschel in eine Küche und zu einem Kaffee — dessen Wirkung sich nachträglich bei der ganzen Gesellschaft als höchst bedrohlich herausstellte, den wir aber theurer als ein Elixir sein dürfte bezahlen mußten. (Als ich nach einem Jahre abermals dieselben Entschuldigungen hören mußte warum „gerade heute" der Kaffee weniger gut sei, erfuhr ich von Mitreisenden, daß der Kaffee des Unholdes zwar täglich ein Höllenbräu sei, aber auch die Entschuldigung seit Jahren täglich dieselbe!) Ich musterte die Reisegesellschaft: eine junge schöne Frau stieg in den Wagen, mit ihr ein ältlicher Herr, vermuthlich ihr Mann, dann eine alte Jungfer. Noch war ein junger Ungar übrig. Da ich auf Reisen im Wagen gar nicht gern rede, außer wenn ich mit schönen Mädchen zusammentreffe, so trug ich dem Ungar den Sitz im Wagen an und wollte mich in das Coupé neben dem Condukteur setzen. Der junge Mann aber zog gleichfalls den Platz außen vor, und so bildeten wir denn hinter dem Dreigespann der Rosse und hinter dem isolirten Kutscher zwei ziemlich verschiedene Kleeblätter.

Außerhalb der Kerepeser Vorstadt, den Gärten und Anlagen hinter dieser, rollten wir durch die historisch gewordene Sandbüchse des Rákosfeldes, auf der einst, aber

erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in wilder Urwüchsigkeit der mittlere und kleinere Adel tagte, während in der Burg jenseits des Stromes der König mit den Baronen und Reichsgroßen sich berieth. Der Morgenwind jagte den Nebel bald in Streifen, bald in dichten Wogen vor uns her und warf uns ab und zu eine Handvoll Geriesel ins Gesicht, daß wir uns fröstelnd tiefer in die Mäntel hüllten und uns mechanisch in die Ecke des Kastens drückten. Lautlos und unbehaglich saßen wir, während sich im Innern des Wagens bereits ein lebhaftes Gespräch entwickelt hatte. Sonderbar berührte mich die scharf accentuirte Stimme des Herrn im Wagen, auch diese klare, bestimmte Art zu sprechen war mir bekannt, ich mußte sie schon öfter gehört haben; und dennoch waren mir diese verwitterten, etwas abenteuerlichen Züge völlig fremd, ich hatte sie am Morgen gut angeschaut, und vor dem in meinem Leben nicht gesehen.

Als der Morgen die näheren Gegenstände nur einigermaßen erkenntlich machte, rüttelte sich der Condukteur aus seinem Halbschlafe und seinem Pelze, und musterte scharf die Gesichter seiner Nachbarn. Wir mußten in seinen Augen Gnade gefunden haben, denn er schälte sich bald aus seinem Incognito und gab sich als einen ehemaligen (wenigstens angeblichen) Honvédoffizier zu erkennen, womit er mir zweifelsohne sehr zu imponiren gedachte. (Mancher dieser vormaligen Offiziere der ungarischen Armee, unter welchen sich neben vielen intelligenten Leuten, zum Theil Fremden, begreiflich auch eine Menge Abenteurer, Glücksritter und Schwindler befand, mußte sich manchmal, wenn er nicht

den weißen Rock der kaiserlichen Armee anziehen mußte, oder als Gemeiner einem Hußarenregimente eingereiht wurde — was manchem hochadeligen Junker widerfuhr — in allerlei wunderlichen Lebensstellungen durchschlagen, z. B. als Kellner, Wirthschaftsbeamter, Diener bei einem Privaten u. s. w. Die jungen Leute hatten übrigens in der Campagne Ungarn und Siebenbürgen ziemlich gut kennen gelernt, während in der Regel die Eingebornen ihr Land herzlich wenig kennen lernen, da sie keinen Sinn für Reisen haben.) Der sehr gesprächige Condukteur, der erst kürzlich die Erfahrung gemacht hatte, daß man im Jahre 1854 in einer mäßigen Stadt Ungarns als Photograph nicht fortkommen konnte, hielt es für seine Pflicht, den Fremden über Ungarn zu unterhalten, beziehungsweise anzulügen. Er wies auf eine noch ziemlich undeutlich unsichtbare Ortschaft Czinkota und erzählte — diesmal allerdings nur der landläufigen Ueberlieferung treu — eine Geschichte von K. Mathias Corvinus und dem Kirchendiener von Czinkota, das in den Hauptpunkten mit der Schnurre von Bürger's Abt und Kaiser stimmte; nur hatte das ungarische Anhängsel der h. Kirche den für einen Magyaren charakteristischen Einfall den König anzugehen, daß die Maß Weines in Czinkota fortan um ein Beträchtliches größer sein solle als im ganzen Lande. Allerdings war bis vor wenig Jahren, als nämlich die österreichische Regierung aus internationalen Gründen das österreichische Maß auch in Ungarn einführte, die Maß in Czinkota noch größer, als die ohnedies auffallend große „ungarische" Maß.

Unser Weg ging fortwährend nordöstlich, und sobald wir uns aus dem Sande des Rákos herausgearbeitet, an dem Fuße des Karpatengebirges hin, d. h. also so ziemlich längs der Grenze des seit dem Frieden von Zitwa bei Gran 1606 ehemaligen türkischen und des kaiserlichen Antheiles von Ungarn. Alle Ortschaften, die wir bis zum Ziele unserer Reise durchzogen, waren — da ja Oberungarn das Hauptgebiet des ungarischen Geschichtslebens war — einst wiederhallt von den Heerpauken der Christen und der Osmanen, die hier an der Grenze in beständigem Kriegszustande mit einander lebten; aber auch die Kämpfe der calvinischen Magyaren gegen die katholische Herrschaft der Habsburger und manche Bauernaufstände tobten einst wild in diesen jetzt so stillen Fluren.

Unsere erste Station Gödöllö, in der wir uns mit einem erklecklichen Frühstücke nach mehrstündiger Fahrt wärmten und stärkten, bot in Anlage und Bauart der Häuser ein gutes Bild magyarischer Marktflecken, ohne übrigens trotz ihres schönen Parkes und eines etwas wunderlich gebauten Schlosses besonders anzuheimeln. Besser gefielen in ihrer Art die wohlhabenden magyarischen Dörfer, durch die wir manchmal fuhren, wenn man ihnen den mitunter knietiefen Koth verzeiht, den sie wie ein Heiligthum bewahrten, obwohl die Straße mehr staubte als gerade nöthig. Die Wohnhäuser sind ebenerdig, aber lang und weitläufig, die Fronte indes selten gegen die Straße gerichtet; die Fenster auffallend klein, werden wie die Bänke, welche sich in einer Art Veranda befinden, die um das Haus herum

führt, von Akazien, seltener von Linden beschattet. Längs der Außenwände hängen in langen schweren Gewinden an Schnüren aufgereiht, die schönen anfangs dunkelgrünen, dann gelben und ungemein aromatischen Tabakblätter sorgfältig sortirt, dann zahllose Kolben rothen und gelben Maises, — beide Nutzpflanzen einst von den Osmanli nach Ungarn eingeführt; nebenan liegen mächtige Haufen von Kürbissen, deren einzelne Exemplare in Südungarn bisweilen an acht Zentner wiegen, und welche je nach der Art, der sie angehören, in Schnitze geschnitten und im Backofen gebacken (der „Herrenkürbiß"), oder als frisches delikates Kürbiskraut genossen, oder wie Sauerkraut, oder saure Rüben eingelegt, oder als Viehfutter benützt werden (der „Schweinekürbiß"), oder endlich (der „Flaschenkürbis") als Heber und als Gefäße, die bis an drei Maß halten, von den Bauern benützt werden. — Kleiner, 15—30 Pfund, aber sobald man sich daran gewöhnt hat sehr schmackhaft, sind die gleichfalls im Felde und in Massen angebauten Melonen. Der ganze Bauernhof ist nicht selten mit einer stroh- oder rohrgedeckten Lehmmauer umgeben, oder mit einem schadhaften Zaun, durch dessen Lücken Krähen, Kinder, Hunde, Schweine gemächlich und vertraut aus- und einschlüpfen. Das Innere des Hauses zeugt von Behäbigkeit und ziemlicher Reinlichkeit, die thurmhohen Federbetten sind offenbar die Paradestücke der Hausfrau (obwohl die Bewohner auf der Erde oder der Ofenbank schlafen dürften), der ungeheure Herd überrascht in dieser Landschaft, wo das Holz selten und theuer ist, und mit allerhand Surrogaten gefeuert wird (Brot wird

bei Strohfeuern gebacken), das Essen ist echt national, stark gewürzt, aber schmackhaft und äußerst nahrhaft, die Vorrathskammern sind reich gefüllt, der Keller enthält häufig einige Fässer Wein, der allerdings, vielleicht nur in der nahen Ebene gebaut, schwach und genug schlecht ist. Die Leute im Hause sind sehr höflich — wie überhaupt auch der gemeine Magyar sehr höflich ist und doch fern von Unterwürfigkeit und Kriecherei — und werden kaum Jemanden etwas abschlagen, der sie in ihrer Muttersprache anzureden vermag *). Ueberhaupt wird auf den Deutschen im fremden Lande nirgend der Bauer einen so günstigen Eindruck machen, als im eigentlichen Ungarn! Die ungemein männlichen Gesichtszüge, die kräftigen Gestalten, die stramme militärische Haltung, das ruhige gehaltene Benehmen, dessen Phlegma bei dem fast würdevollen Auftreten wie eine Art Grandezza erscheint, die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit, der gesunde Verstand, die Empfänglichkeit für den Scherz nehmen sehr für den Bauer ein, der freilich nicht die Rührigkeit und den ausdauernden Fleiß des deutschen Bauern kennt. — Freundlich grüßten die Bauern, die beim Halten des Wagens heran kamen, uns musterten und gewiß unter einander ihre Glossen anstellten, was wohl die fremden Herren

*) Auf einer Reise traf ich mit mehreren Bekannten in einem magyarischen Orte ein erbärmliches Wirthshaus. Wir gingen zum Richter und baten dessen Weib, uns gegen Zahlung ein Mittagmahl zu kochen. Die Bäuerin willfahrte nach kurzem Ueberlegen unserer Bitte; die Leute behandelten uns auf das artigste und fragten nicht einmal wer wir seien. Aehnliches erlebte ich öfter.

nach dem noch vor wenig Jahren noch so selten von „Ausländern" besuchten Ungarn geführt habe.

Der neue Kutscher erscheint, so wie alle magyarischen Kutscher mit einer seltsamen Peitsche bewaffnet, an deren ungemein kurzen Stil eine 12 — 16 Schuh lange Schnur befestigt ist, deren Ende Flitter, Bänder, oder anderes buntes Zeug schmücken. Auf der sehr lebhaften Straße setzen sich mittlerweile allerhand Wagen in Bewegung; an allen bemerken wir scheinbar überflüssig viel Gespann, alle finden wir ungleich leichter gebaut, als in den westlichen Ländern. Von Norden herab kommen Lastwagen mit Sauerwasser befrachtet und mit Eisenwaaren; die Pferde dieser nordungarischen Slaven, nur mit Stroh und Gras gefüttert, sind viel zu erbärmlich, als daß man einem dieser kläglichen Geschöpfe mehr wie 3 — 6 Zntr. aufladen könnte. Aber auch die aus dem Süden kommenden Pferde sind offenbar nur an's Laufen, nicht aber an's Lastenziehen gewöhnt, und dies ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß in einem Lande, das meist so gräßliche Straßen als Ungarn vor der österreichischen Occupation hatte, nur leichte Lasten geladen und entsprechende Wagen gebaut werden mußten, und daß in Ungarn, wo so wenig Postverbindung und fast keine Eisenbahn bestand, viele Reisende wegen der großen Entfernungen eben nur rasch vorwärts kommen wollten. Neckisch ist mitunter das Gespann, das man in Ungarn zu Gesicht bekommt. Der Deutsche fährt mit zwei wohlgehaltenen Pferden, der Magyar mit 3 — 4, ja an der Theiß mit 8 Pferden — aber immer im vollen Trab, — der Jude mit zwei ganz abge-

triebenen Mähren wie sein polnischer Stammgenosse, der Romane (Walache) mit 6 — 18 verkümmerten Thieren, die er gleichfalls Pferde nennt, der Serbe mit 6 Kälbern, der Slovak spannt vor seinen Flechtwagen nicht selten 2 „Pferde" und 2 Kühe oder Oechslein, der Zigeuner endlich bindet vor seinen Karren das Skelett eines Pferdes, oder Esels. Ueber die Pußta endlich mußte man noch vor 10 Jahren in manchen Gegenden, z. B. an der Marosch, oft nur mit Ochsen fahren und konnte sich im Spätherbste, wenn man allenfalls im Freien bivouakiren mußte, auf einen Besuch von Wölfen aus den nahen Karpaten gefaßt machen.

Auf dem Wege gegen Hatvan bekamen wir ein Stück echt ungarischer Straße zu schauen. Die Landschaft ist gebirgig, aber die Berge sind eitel Sand mit einer dünnen Grasnarbe, selten nur an geschützteren Stellen mit Bäumen bedeckt. Die österreichische Regierung ließ so eben diese verrufene Straße macadamisiren. Auf einen soliden Unterbau von zerschlagenem festen Gestein wurden, wie bei der Pflasterung einer reichen Stadt, die schönsten Steinwürfel sorgfältig zusammen gefugt, welcher Anblick seltsam mit dem nachbarlichen beweglichen Flugsande kontrastirte. Die alte „Straße" reichte fast soweit in die Breite, als ein guter Kugelstutzen trägt, denn soweit ungefähr entdeckte das Auge frische, oder halb verwehte Geleise, eines neben dem andern, denn jeder Wagen fuhr, wie's im Augenblicke am erträglichsten schien. Ein Wagen suchte dem andern zuvorzukommen, denn der Ehrgeiz des ungarischen Kutschers duldet nicht leicht, daß ihm Jemand vorfahre; aber eben

darum wich fast Jeder der Straße aus, und lästerlich war das Schreien, gräßlich das Fluchen, jämmerlich das Prügeln in die armen Pferde, welche bald in ein Loch geriethen, bald bis über die Knöchel einsanken, während die Räder mit einem Theile der Felgen in den Sand einschnitten.

Vor 1850 besaßen einzelne Comitate in dem Alpen- und Karpatengebiete ganz gute Straßen (z. B. Arva, Zips, Presburg, Weißenburg); dagegen hatten andere grundlose Wege, abwechselnd versehen mit kopfgroßen Steinen und eben so tiefen Löchern, so daß der Wagen die Wahl hatte, ob die Räder an Scylla, oder Charybdis brechen sollten. Unmittelbar vor Ofen blieb man buchstäblich im Koth stecken, und mußte — in der Ebene! 1—2 Paar Pferde als Vorspann nehmen, um nur herauszukommen, weiter aber „schlich das Fuhrwerk mit müder Qual durch sandige Haide", an andern Orten glich die Straße nach einem Regen einem Sumpfe im vollen Sinne des Wortes; an den tiefern Stellen, die man, weil mit Wasser gefüllt, nicht unterscheiden konnte, lief das Fahrzeug leicht ernste Gefahr. Andere Straßen wurden bei jedem höheren Wasser vom benachbarten Flusse völlig überschwemmt, oder der Kutscher fuhr im Sommer mitten im Flußbette, denn „hier war der Weg besser als auf der Straße," die ja vielleicht seit Menschengedenken nicht war verbessert worden. Streckenweise ging auch wohl die Straße mitten durch einen tiefen Morast; Rohrbündel wurden neben- und übereinander geworfen — denn es hieß in dem Lande, wo manchmal 1, 2, 3 Tagereisen weit kein Material zum Straßenbau da war: „hilf,

was kann!" — aber über diese schwankende Brücke konnte eben nur ein wagehalsiger ungarischer Kutscher mit federleichtem Wagen und gelenkigen Pferden ungestraft fahren, ohne in den kothigen Abgrund rechts oder links zu stürzen. Daß an sumpfigen Stellen der Kutscher sich an eine Seite des Wagens hing und Bauern das Fahrzeug beiderseits mit Stangen vor dem Umfallen schützen mußten, war nichts Absonderliches, eben so wenig, daß man im Unterlande, sobald die Räder keine Umdrehung mehr machen konnten, von Zeit zu Zeit den zähen Koth aus den Felgen schneiden mußte, also regelmäßig im Frühjahr und Herbst. Auf solchen Straßen wären allerdings Wegweiser, oder gar Meilenzeiger reine Ironie gewesen. Solche „Naturstraßen" waren im Winter nach einem rechten Frost ganz brauchbar, auch im Sommer sobald der Koth getrocknet und „abgefahren" war. Von der Menge Staubes aber, die ein Wagen im Hochsommer aufwirbelte, kann sich wer es nicht gesehen hat, keine Vorstellung machen. (Ich sah unterhalb Debreczin im August plötzlich eine sehr große Staubwolke aufsteigen, welche sich wirbelnd bis zur Höhe einer Pappel erhob und sich rasend schnell vorwärts bewegte; ich wußte nicht gleich, ob sich eine Sandhose, oder ein Reitertrupp nähere; als es endlich erkennbar wurde, was war's? ein leichter Wagen, der mit dem gewöhnlichen Dreigespann über die Haide jagte.) Ging die Straße an einem Abgrund vorüber, so war gewiß kein Geländer da; wozu auch? Der Kutscher, nicht selten noch ein kleiner Junge, ließ den Wagen, ohne zu hemmen (er hatte und kannte ja meist keinen Hemmschuh) im vollen Rennen den Abhang hinabsausen, und —

selten geschah ein Unglück, denn in Ungarn versteht man das Fahren aus dem Grunde, und der Fremde theilt bald die Freude an diesem tollkühnen halsbrecherischen Dahinstürmen. Dieselbe unglaubliche Sorglosigkeit und denselben Fatalismus konnte man an dem Zustande vieler Brücken wahrnehmen. Ein Geländer? Lächerlich! Die Balken waren manchmal halb durchfault, und Löcher von 4—6 □ Schuh waren nichts Besonderes. Man sieht, die Magyaren kamen aus Asien, und die Türken haben während der 150jährigen Herrschaft im Lande die asiatische Apathie wieder in Flor gebracht. — Viel Spaß machten uns an unergründlich kothigen Stellen die vorbeijagenden Bauernwagen. Kurzgefaßt wichen sie der Straße aus und fuhren lustig über Brachfeld und Weideland; ging das aber nicht, so fuhren sie mit einer Art Anlauf unter fürchterlichem Schreien und Geißelhieben wie der helle Teufel durch den Morast, so daß der Koth klafterhoch wie ein Sprühregen aufspritzte und die vorwärts gerissenen Räder thatsächlich keine Zeit hatten einzusinken. So macht man's im ganzen Lande.

Solche Naturstraßen sind jetzt — ein unleugbar großes Verdienst der österreichischen Regierung — seltener geworden; doch scheinen manche Gemeinden ihre Landwege, die bis zum Juli schuhhoch mit Wasser bedeckt sind, und nach dem Festwerden des Kothes dem trocknen Bette eines Wildbaches gleichen, auch heute noch auf Samen gelassen zu haben, damit diese Rasse ungarischer Straßen für die Nachwelt nicht aussterbe.

Allerhand Ursachen also trugen zu dem

Zustande der ungarischen Straßen von ehedem bei: in vielen Gegenden die dem Straßenbau höchst ungünstigen Bodenverhältnisse, in andern die Armuth der Bewohner, die uralte Gewohnheit, die ungarische Sorglosigkeit, wohl auch der Mangel an Erfahrung im Straßenbau. Man fühlte aber im Allgemeinen nicht den Mangel an rechten Straßen, denn man kannte keine besseren. Weiter stand die namentlich in diesem Punkte bis zur Willkürherrschaft getriebene Autonomie der Comitate im Wege. So geschah es, daß in manchen Gegenden die Straßen nach gewissen Richtungen hin vernachlässigt wurden, damit z. B. die Zufuhr aus reicheren Comitaten gehindert und die Preise der eigenen Erzeugnisse, welche hinwieder von ärmeren Comitaten begehrt wurden, in der Höhe bleiben konnten. Die Gemeinden ihrerseits gehorchten dem Comitate möglichst säumig, denn auch bei ihnen fehlte der Gemeinsinn; eben darum traf man im selben Comitate auf demselben Wege ein Stück Straße bereits fertig, eines eben angefangen, eines schon wieder ausgefahren, und manche Strecke harrte noch immer des ersten Spatenstiches. Begreiflich war deshalb im Winter selbst der Postverkehr tagelang auf manchen Strecken ganz unterbrochen. Gerade die armen, der Verkehrswege dringend bedürftigen Comitate waren mit den Straßen am übelsten daran; denn — und es bildete dies eine der ärgsten Schattenseiten Ungarns — nur die „misera contribuens plebs,“ der Bauer trug zum Straßenbau bei.

Der Erste, welcher in Ungarn energisch für Verkehrsmittel sorgte, war Joseph II. Mit ungeheuren Opfern aus

dem Staatsschatze ging die österreichische Regierung von 1850—1860 an die Heilung dieses wunden Fleckes, indem sie die Anlegung der Verkehrswege als Landes- und Reichssache auffaßte; wetteifernd entstanden Straßen und Eisenbahnen in der solidesten Weise ausgeführt; das Land bekam eine andere Physiognomie. Die gegenwärtige Generation, welche das nil de nobis sine nobis auf ihr Banner geschrieben hatte, und an die alten schlechten aber wolfeilen „Straßen" von ehedem gewohnt war, schmähte so sehr auf die verhaßte Wegmauth, daß die Regierung solche nach kurzem Bestehen selbst an solchen Punkten wieder aufhob, wo die Reichsfinanzen empfindlich waren in Anspruch genommen worden. Ich bin gewiß kein Lobredner des Absolutismus, aber die Ungarn werden einmal einsehen lernen, daß die „deutsche" Herrschaft gar manches Gute brachte, was dem Lande dringend noth that und im ganzen gebildeten Europa gang und gäbe ist; und daß die 10 Jahre österreichischer Herrschaft lange noch für Ungarn ein Pfahl im Fleische bleiben werden, welcher zum Nachdenken, zur heilsamen Einkehr in sich selbst nöthigen wird. — Bei Aßod hatte die Landschaft einen recht ansprechenden Charakter: im Süden überschauten wir die große Ebene, im Nordwesten winkten Hügel bedeckt mit Eichenwald, und Thäler bedeckt mit Ortschaften, aber auch die nächste Umgebung war gut bevölkert und gut bebaut, und auf den schönen Triften tummelte sich schmuckes Vieh.

Unser Wagen hat sich endlich aus der großen Sandinsel herausgearbeitet (welche nunmehr gegen die Theiß sich hin-

zieht) und nähert sich dem Weichbilde von Hatvan. Der Tag ist ein wunderschöner Reisetag geworden, wie denn in ganz Ungarn der Oktober einer der freundlichsten Monate ist. Der Mittag ist da und die Sonne besitzt eine ganz ausgiebige Kraft. Noch ehe wir die eigentliche Stadt erreichen, sehen wir allerhand Wagen, Kutschen und beladene Karren, Leiterwagen und Frachtfuhrwerke in und um den Allás (sprich Ahlasch) d. h. mächtigen Schuppen der verschiedenen Kneipen und Wirthshäuser Halt machen; gewiß sind alle bisher seit Morgen ohne Rast in Bewegung gewesen. Hochgethürmt ziehen einzelne Wagen daher, obenauf sitzt und hockt, dichtgedrängt wie die Pickelhäringe, eine gehörige Ladung Juden, welche wohl von oder zu einem Jahrmarkte reisen mögen; sie führen wie die Bauern und Fuhrleute ihren Mundvorrath mit sich und geben dem Wirthe nicht einmal durch den bescheidenen Luxus eines Glases Wein etwas zu verdienen. Sollte indeß einer dieser genügsamen nimmermüden Geschäftsleute einmal reich werden, dann wird er sich gewiß für die Entbehrungen von ehedem zu entschädigen verstehen.

Hatvan machte, namentlich im 17. Jahrhundert mehr durch, als man ihm heute ansehen dürfte. Als z. B. 1596 Tieffenbach die Stadt nach einem harten Kampfe erstürmte, richteten die ergrimmten Truppen unter den Türken ein furchtbares Blutbad an; namentlich aber zeichneten sich die Wallonen eben so sehr durch Beutemachen, als durch Grausamkeit aus: Männer und Weiber wurden von ihnen geschunden und aus deren Häuten — was damal nicht selten

in Ungarn geschah — Gürtel, Riemen und Peitschenschnüre geschnitten. Aber auch 1603, 1604 und nachmal wogte der Kampf in und um die Mauern dieses ansehnlichen Grenzortes, der zugleich militärische Wichtigkeit hatte. Zu jener Zeit hatten die meisten ungarisch-türkischen befestigten Grenzhäuser (Tschardaken), Kastelle und Festungen den grauenhaften Schmuck von Christen- oder beziehungsweise Türkenköpfen, welche den im Kampf Gefallenen abgeschnitten, nicht selten mit einem Geldstücke von dem Commandirenden gelohnt, und schließlich auf die spanischen Reiter der Verschanzungen in 1, 2, 3 Reihen aufgespießt wurden. Mitten im Frieden gab es in diesen Grenzgegenden häufig Streitigkeiten und Scharmützel. Gegenüber den allüberall angelegten Militärkolonien der Türken bemannt mit Sipahi und Akindschi, Mosseliman und Asab, mußten natürlich ungarische und kaiserliche („deutsche") Truppen in den Tschardaken und Städten unterhalten werden. Bald von der einen, bald von der andern Seite wurde der Friede gestört, allerdings meist durch Gewaltthaten der Türken, welche namentlich zur Erntezeit im Nachbarlande plünderten, worüber es nicht selten zur Erstürmung von Kastellen, zu Scharmützeln, aber auch zu förmlichen Schlachten kam, indem manchmal das ganze Comitatsbanderium gegen die Osmanen aufgeboten wurde, in welchen Kämpfen sich aber auch mitunter ganze ungarische Dörfer den Lohn adeliger Privilegien erstritten. Die Türken forderten dabei fort und fort die benachbarten christlichen Orte unter den mannichfachsten Drohungen zur Huldigung und zwar ohne

Säumniß auf. Dieser permanente Kriegszustand, der drohend und gefährlich genug war, fand seinen schlimmsten Ausdruck in den seit dem Ende des 16. Jahrhunderts fast alljährlich wiederkehrenden Streifzügen der verrufenen „Senger und Brenner," Janitscharen, Sipahis und Tataren, welche namentlich Oberungarn schauderhaft verheerten. (So soll beispielweise der Zug des Pascha Ibrahim von Ofen 1599 in die Thäler der Waag, Eipel, des Sajó und Hernad 300,000 Gefangene eingebracht haben. Aber auch jeder neu ernannte Pascha des schönen Erlau sah es als Ehrensache an, seine Ernennung gleichsam durch einen Raubzug zu publiciren.) Den Bergleuten in den oberen Gegenden that „der Türk" nichts zu leide; aber bei der Ernte und Heumaht mußten die Schnitter des königlichen Berglandes mit Büchsen bewaffnet sein und Truppenabtheilungen bei sich haben, „damit nicht die Christen das Getreide schneiden, die Türken aber es heim führen," und die Christen des angrenzenden Landes mußten „ihr Brot mit nicht geringer Gefahr an Leib, Hab und Gut verdienen". Die Kirche mußte dann wohl zum Pferdestalle der Hülfsvölker werden, welche Zäune, Schranken und Buschwerk mit den Köpfen enthaupteter türkischer Gefangener schmückten. —

Aber auch die Christen führten mitunter ein „recht lustiges Kriegsleben," namentlich in den ungarischen Comitatsbanderien, welche nicht allzustrenge Zucht, am wenigsten aber den Gamaschendienst kannten. Monatlich wurde der Sold und zwar ziemlich richtig ausgezahlt; wer nicht mehr dienen wollte, stellte einen andern Mann, oder erlegte auch

nur einen Monatssold und ging, denn die ungarischen Landestruppen wurden geworben ohne auf eine bestimmte Zeit sich zu verdingen. Ging es nun unter den Ungarn zu einem Kampfe, so schwuren sich Offiziere und Truppen wechselseitig den Eid der Treue. War die Unternehmung glücklich abgelaufen, so wurden Gefangene und Beutestücke: Pferde, Waffen, Panzerstecher, Kleider, bald nach Verhältniß, bald nach Verdienst getheilt, mancher Katona (Soldat) indeß mit Schlägen und Gefängniß bedacht, oder gar kriegsrechtlich hingerichtet. Mitunter führten einige verwegene Parteigänger, meist alte Knasterbärte, heimlich einen Hußarenstreich, gleichsam ein tolles Faschingstückchen aus und verehrten dann den Herren Offizieren ein schönes Beutestück, wenn nämlich das mit eben so viel Kühnheit als Schlauheit unternommene Abenteuer nicht den Kopf gekostet hatte*).

Zwischendurch ging es an der Grenze wie einst in Spanien zwischen Spaniern und Mauren, gemüthlich zu und nicht ohne einen Anstrich von Ritterlichkeit. Standen „deutsche" und ungarische Oberste gemeinschaftlich auf Vorposten gegen die türkischen Feldhauptleute, so kamen die Machthaber, auf vorangegangene Einladung — manchmal zu einem Trunke zusammen und

*) Der geneigte Leser wolle zwischen den nicht vom Lande, sondern von den einzelnen Comitaten unterhaltenen ungarischen Truppen, welche diesen Guerillakrieg führen, und zwischen den kaiserlichen Hülfsvölkern (Deutschen, Böhmen, Slovenen, Italienern, Wallonen . . .), welche bei großen Schlägen mitwirkten, unterscheiden.

nahmen ihre Leute, mitunter in der Stärke von 200 Mann mit sich. Dann forderten sich gewöhnlich einzelne Ungarn und Türken zum Wettkampfe mit dem Säbel heraus, wenn dies ihren beiderseitigen Anführern beliebte. Nach dem Trunke wurden nicht selten Waffen und Pferde ausgetauscht; nach dem Abschiede aber trennten sich beide Theile in größter Eile — sie trauten sich doch nicht und fürchteten böse Liebe, oder wenigstens einen Hinterhalt in der Nähe.

Unsere Gesellschaft versammelte sich in dem Wirthshause zu Hatvan zu friedlichem Schmaus und Trunk, ohne alle feindliche Hintergedanken, und selbst, daß unser Paprikahuhn durch die Masse des türkischen Pfeffers ganz roth und für den Fremden halb ungenießbar war, flößte uns keine Angst vor den Türken ein, die Rechnung freilich war nicht ganz christlich *).

Die Fahrt Nachmittag wurde dadurch etwas befremdend, daß wir in dieser recht fruchtbaren Gegend stundenlang durch keine Ortschaft kamen, aber auch keine solche rechts und links von der Straße gewahrten. Einzelne Hutungen abgerechnet, fuhren wir mitten durch ungeheure Fruchtfelder, die allerdings meist bereits abgeräumt waren; Mais und Waizen, Tabak und Reps, Kürbisse und Sonnenblumen gedeihen hier

*) Hatvan ist für die ungarische Geschichte denkwürdig. Der Hatvaner Landtag von 1525, das Werk Zápolya's bezweckte eine völlige Umgestaltung der Reichsverhältnisse und erreichte einen völligen Sieg der Reichsedelleute und der Zápolyaner über die Hofpartei Ludwigs II. Seither blieb Zápolya das Haupt der „Nationalen.“

ausgezeichnet. Wunderlich für den Fremden sind die an vielen Orten mitten im Sand und in der horizont alen Ebene angelegten „Weinberge", deren blaue Beeren aber geringen Wein geben. Einen hübschen Anblick gewährt das Arbeiten auf dem Felde reicher Besitzer. Mehrere Reihen von Pflügen, jeder von 4—6 Prachtexemplaren von Ochsen gezogen, gehen ziemlich nahe neben und hintereinander, und mit größter Gelassenheit überwacht die Arbeit der Schaffner, bald mit beiden Händen auf seinem ungeheuren Stock mit großem Knopf (ganz aus einem Stück Zwetschken- oder Kirschenholz geschnitzt) aufgestützt, bald mit untergeschlagenen Armen auf den Herrscherstab gelehnt, den er schräg in den Boden gesteckt, um sich daran mit dem Rücken höchst gemächlich anzuspreizen, ein Bild voll gehaltener, selbstbewußter Kraft und göttlicher Sterbefaulheit. Daß man schon wegen der Größe des Areals und des Mangels an Stallfütterung hier entweder keinen Dünger hat, oder nur so macht, als ob man düngen würde, versteht sich in Mittel- und Südungarn fast von selbst. Aber man wird den Dünger schon schätzen lernen, wenngleich es noch Strecken im Süden giebt, wo man statt des Düngers Sand in den geilen Boden thut, damit die Nutzpflanzen nicht blos in das Kraut schießen.

Zur Rechten hatten wir den Bezirk der überaus kriegerischen Jazygen, deren Ursprung nicht feststeht, da man ihren Namen unter andern von jász (Bogen) ableitet, weil sie ehedem zunächst königliche Bogenschützen waren. Vielleicht sind sie theilweise Nachkommen jener Jazygen, welche bereits zu der Römer Zeiten zwischen Donau und Theiß hausten,

wahrscheinlich jedoch die völlig magyarisirten Reste asiatischer Barbaren, welche die Magyaren wiederholt in ihr Land aufnahmen. Dort die Kirchthurmspitze gehört Arok-Szállás an, dessen Bewohner durch eine ungemein malerische Tracht auffallen, dessen Männer oft Musterbilder männlicher Schönheit und Kraft sind. — Zur Linken haben wir bereits die letzten Ausläufer des vulkanischen Gebirges Cserehát hinter uns und nähern uns nunmehr dem schönen, rebenbekränzten Matrágebirge, das fächerförmig gegen die Ebene verläuft; zahlreich, tief und so schmal, daß kaum ein Bächlein Platz findet, stürzen die Thäler im Südosten der Mátra herab. An dem Fuße sprudeln die überaus kräftigen Quellen von Parád, die Berglehnen strotzen von üppiger Vegetation.

Immer gesegneter, immer reizender wird die Landschaft, und die lieben, lieben Berge treten nun so nahe heran, daß die Straße ihnen nicht mehr ausweichen kann, sondern mitten über sie setzen muß, und es sind keine ängstlich-drückenden Sanddünen wie vor Hatvan, sondern echte, feste, vernünftige Berge, bedeckt mit den schwellendsten Reben, dem saftigsten, edelsten Obste. Da krachen auch schon Schüsse, da zittern Geigenklänge, da schnurrt der Brummbaß aus einem nahen Weinberge. Die Winzer singen, die Kinder jubeln, die Weinlese ist im Gange, in einigen Gärten stehen Wächter mit riesigen Klappern und Schnarren um die Vögel zu verscheuchen, einer führt auf seiner Schnarre einen Marsch tadellos aus. Ich verliebte mich beinahe in das reizend, ja entzückend gelegene Gyöngyös*), einen großen, wohl-

*) Sprich Djön-Djösch.

habenden lebhaften Ort, dessen Bewohner auch recht intelligent sein sollen, was sich schon in der originellen Art ihre Straßen schnell und wohlfeil zu reinigen ausspricht. Der Bach, welcher den Ort durchfließt, wird nämlich am untern Ende aufgestaut bis er übertritt und nun Schmutz und Koth und Staub (die sonst in Ungarn gern eine Freistätte finden) gefällig hinwegspült. Leider hatte man damals noch nicht die Erfindung gemacht, durch den Bach auch das schauderhafte Pflaster verbessern zu lassen. Das Obst, das man in den Straßen feil hat, ist so verlockend, daß wir absteigen müssen und nicht wissen, was wir zuerst wählen sollen. Welche Farben! und welches Aroma! Aepfel und Birnen von allen Sorten, Zwetschken und Nüsse von überraschender Größe, vor allem aber Trauben in allen Farben, blau, röthlich, gelblich, grün. Der fremde Herr im Wagen und ich treffen uns bei einem Obststande und mochten am liebsten, wie jener russische Stabsoffizier der anno 1849 in seinem Leben die ersten Weinberge in Ungarn sah, einen ganzen Weinberg mit uns nehmen. Wir plaudern, während uns beim Schmausen die Trauben wie Ambrosia und Nektar dünken. „Sie reisen wohl auch nach Kaschau?" Ja. „Scheinen auch Staatsbeamte zu sein?" Ja. „Kommen am Ende auch ans Kaschauer Gymnasium?" Ja. „Ja zum Teufel, dann sind Sie der Dr. Schwab!" Der bin ich, und dann sind Sie der Dr. T. „Ja freilich, aber jetzt kommen Sie gleich in den Wagen, ich muß Sie ja meiner Frau zeigen." Da segelten nun zwei Schulmeister in das fremde Heunenland, ich trotz meiner 22 Jahre der „älteste" Lehrer,

mein Reisegefährte, Medicinae doctor, durch eine Ironie des Zufalls trotz seiner 42 Jahre der „jüngste" unserer Körperschaft. Wir waren zwar alte Bekannte, die sich indeß nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten. Ein Jahr vorher waren wir nämlich bei einem gemeinschaftlichen Freunde des Abends oft mit andern geweckten Leuten zusammengekommen, um manchmal zu plaudern, meist aber die Geister auf einander platzen zu lassen und über wissenschaftliche Angelegenheiten lebhaft zu debattiren, oder besser gesagt auf gut deutsch zu zanken. Damals war noch nicht die „Winkeluniversität" daraus geworden, aber wir sahen uns öfter d. h. wir sahen uns eigentlich nicht. Jeder kam, wenn er mit seinen Tagesgeschäften fertig war, also in der Dämmerung. Manchmal stritten wir ohne ein Licht anzuzünden lang und hitzig, und Mancher ging, weil das endlich Spaß zu machen anfing, im Finstern fort. So hatte ich zufällig meinen Gefährten nie zu sehen bekommen, er mich nicht. Aus der Zeitung hatten wir unser gleiches Loos erfahren, daher das rasche Erkennen, als wir trotz der in früheren Jahren vorangegangenen Meinungsverschiedenheiten uns dahin einigten, diese Trauben seien uns weit lieber, als jene welche einst zwei Männer auf einer Stange aus Kanaan zu den Juden getragen, denn — von jenen hatten wir ja nichts zu kosten bekommen. — Als wir Gyöngyös im Rücken hatten, kehrten wir uns gern und oft um, und stiegen sogar noch ein Stück aus, um von der Höhe herab das so lauschige anheimelnde Bild des Friedens und des Segens uns einzuprägen. „Dort", sagte der Conducteur, „bei Sár in schöner Umgebung ist in einem

Felsschachte das Grab unseres Königs Aba, den nach dem Tode des heiligen Stephan die heidnisch gesinnten Ungarn gegen den fremden christlichen König Peter und dessen Partei ausriefen."

Die Schatten des Abends senkten sich bereits herab. Als wir uns dem Dorfe Halmaj näherten, stürzte uns aus der überbreiten Straße des magyarischen Dorfes, aus seinem fabelhaften Koth und Morast eine Heerde schlanker wohlgenährter Ochsen entgegen, nicht schwerfälligen Ganges wie bei uns, sondern munter, rasch und gelenkig. Hirten mit langen Peitschen und Treiber auf Eseln und Pferden halten den Zug in Ordnung. Der Strom staut sich, sobald er die schmaler werdende Heerstraße erreicht, aber die Nachrückenden dicht gedrängt, drücken unaufhaltsam vorwärts. Dennoch fährt unser vierspänniger hoch- und schwerbeladener Wagen mit hellem Glockengeklingel und lustigem Peitschenknall mitten in die scheinbar unwiderstehliche Masse. Die Hirten stellen sich mit langen Knitteln vor den Wagen und theilen durch Fluchen, das zur Hälfte natürlich uns gilt, und wuchtige Streiche den Strom in zwei Arme, die hart neben uns vorüberfluthen, so daß wir jeden Augenblick erwarten durch ein Paar der kolossalen Hörner werde der Wagen durchstoßen werden, und wir nicht begreifen, daß bei dem furchtbaren Gedränge keines der armen Thiere schwer verwundet wird. Man sieht nichts als die ängstlich emporgehaltenen Köpfe, deren Hörner in diesem Augenblicke ganz horizontal liegen, und mit furchtbarem Prasseln an einander krachen. Die Pferde thun gar nichts dergleichen und sind an solche Scenen offenbar gewöhnt.

Kaum sind die gutmüthig-klugen schönen Augen der Rinder außer Sicht, so verfolgt die Heerde wieder im Trab ihren Weg.

Auf eine härtere Probe wird die Geduld der Rosse durch eine Schweineheerde gestellt, welche feist und mit kugelrunden Bäuchen heranwackelt, grunzend und boshaft quickend. Unbarmherzig haut der Kutscher vom Bock herab in die Schreier, aber der Höllenlärm wird nur ärger; ganze Gruppen schreien in ohrenzerreißenden Tönen auf, rachsüchtig lassen die Getroffenen ihren Ingrimm mit den Hauern an den Nachbarn aus, wuthschnaubend gehen die Angegriffenen vor, ja zwischen den Beinen der Pferde, auf die Angreifer los, die Borsten gesträubt und mit mächtigem Sprunge. Wie werden einst diese Zungen und Speckseiten, diese Würste und Schinken munden, denn alles dies versteht man in Ungarn vortrefflich zuzubereiten!

Es war völlig finster geworden, als wir Kápolna erreichten, auf dessen Blachfelde im ungarischen Feldzuge die Insurgenten einen nicht unerheblichen Sieg gewannen. Unser Wagen hält an allen Stationen nicht länger, als er eben braucht um umzuspannen; aber noch diese Nacht und den ganzen folgenden Tag dürfen wir den Wagen nicht verlassen. Die Bauern- und Lastwagen suchen nun ein Unterkommen in einem Allás; die Juden und die kleinen Marktleute verlassen ihre Wagen nicht, sondern polstern sich diese gut mit Heu aus, und schlafen, nachdem sie etwas möglichst Wohlfeiles (Brot, Obst) zu sich genommen auf ihren Lotterbetten. Manche Fuhrleute lagern, weil ihnen die Jahreszeit noch

nicht rauh genug scheint, neben der Straße (um das Stallgeld zu ersparen), lassen die Pferde gekoppelt auf der Hutung weiden und machen sich's neben einem tüchtigen Feuer bequem. (Auch in der Ferne sieht man solche Feuer, vermuthlich von Hirten unterhalten, in der reinen Luft scheinen sie aber dem ungeübten Auge des Fremden ganz nahe.) Neben dem schwächlicheren Slovaken und Walachen, und dem hochaufgeschossenen Ruthenen lagert der stämmige, muskulöse Magyar. Alle verzehren ihr einfaches Mahl, das zu allen Tageszeiten dasselbe ist, beim Slaven und Romanen schwarzes Haferbrot und Branntwein, beim Magyaren schönes Weizenbrot und schlechter Wein. Dazu gehört aber ein Stück „an der Luft geräucherter" und mit Paprika eingeriebener Speck, den man, so vorzüglich er schon an sich ist, zur Erhöhung des Wohlgeschmackes an einem zugespitzten Stecken langsam über Kohlen bratet. Das ist freilich sehr gut, und ich habe manchmal bei Landpartien junge Mädchen aus Deutschland mit Erfolg zu dieser Atzung für Männer verleitet, aber davon leben möcht' ich denn doch nicht. In der Stadt speist man dergleichen aus Gelüst bisweilen zum Gabelfrühstück und setzt einen tüchtigen Schluck feinen Schnaps darauf, und — verdirbt sich leicht den Magen damit, wie jener junge Ungar meiner Bekanntschaft, der mehreren Deutschen zeigen wollte, „wie die Ungarn Speck essen." Die Deutschen aßen mit, und ihnen geschah nichts, der Ungar wurde seekrank und verdarb sich solchergestalt seine unaufschiebbare Reise zur Pariser Weltausstellung.

Es war bereits Nacht, als wir in Mezö-Kövesd

von den vortrefflichen Weinen des Wirthes tranken, der damals eines der größten Weingeschäfte in Ungarn hatte. Von dem Orte selbst habe ich nie etwas gesehen, obwohl ich dreimal durchfuhr, da ich allemal des Nachts reiste. Wir versäumten indeß nichts sonderliches, und auch die Orte Abány und Harsány, welche wir, so gut es eben anging, verschlummerten, sind ziemlich gleichgültig. Christen- und Türkenblut floß allerdings hier in Strömen, noch mehr aber bei Mezö-Keresztes, östlich von Mezö-Kövesd wo 1596 die Kaiserlichen (Erzherzog Max und Tieffenbach) und die Siebenbürger (Báthory Sigmund) von Mohammed III. geschlagen wurden, aber die besiegten Christen nur 20,000 die Sieger dagegen 40,000 Mann verloren. —

Eine höchst angenehme Reiseerinnerung bot mir der einige Jahre später von Mezö-Kövesd über Kiß Tálya unternommene Abstecher nach Erlau. Ein köstlicher Augustmorgen that das Seinige um die Landschaft in frischen Duft zu hüllen und in Thauperlen erglänzen zu lassen. Wir fuhren einen Abhang hinab und waren auf das Angenehmste überrascht: Rechts und links vom Wege dehnt sich Ein großer fruchtschwerer Obstgarten aus, weiter hinaus winken grüne Gelände und den Hintergrund nehmen weitgedehnte Weinberge ein; mitten in dieser Morgenstille lag Erlau wahrhaft majestätisch. Herrlich ist der Dom, Pyrker's Schöpfung, merkwürdiger jedenfalls als seine anderen Dichtungen. Die Kathedrale ist allerdings stillos gebaut, aber nicht leicht wird eine andere Kirche so großartig und doch so freundlich erhebend auf den Beschauer wirken, als dieser echt moderne Bau.

Ich habe manche neue Kirche gesehen, hoch gerühmt von Aesthetikern und Kunstdilettanten und mich wandelte Lachen an; ich wünsche diesen Enthusiasten den Erlauer Dom zu schauen, und sie werden ihre Ansichten wahrscheinlich ändern. Der Dom präsentirt sich ungemein vortheilhaft auf dem höchsten Punkte des Hauptplatzes und fesselt das Auge durch die prächtige säulengetragene Front. Zwanzig mächtige steinerne Stufen führen zu dem Portale. Tritt man in den dreischiffigen Kuppelbau, so wird die Phantasie nicht durch mystisches Halbdunkel angeregt, aber Herz und Sinn werden durch die Mittaghelle, welche von der Mittelkuppel herabstrahlt auf das Angenehmste gefangen genommen. Alles ringsum hell und einfach, heiter und bedeutungsvoll, nirgend Ueberladung und Geschmacklosigkeit in Bildern und Goldverzierung! Ueber spiegelblanke Quadern gelangt man mitten durch die weißen und bunten Marmorsäulen die das Mittelschiff tragen, zum Altar. Ebenso einfach — würdig wie das Ganze ist der Altar, unter dessen fünf Bildern das die heilige Familie darstellende den allerlieblichsten Jesuskopf zeigt. — Ich versäumte natürlich nicht das bekannte schöne Minaret anzuschauen. Und da eine schöne Erlauerin so liebenswürdig war, mich in ihr Herz einzuquartieren, so mußte ich wohl mir im Fluge Haus und Weinberge ansehen, die damals leichter zu erlangen gewesen wären, als wenn ich sie hätte mit meinen Geldern erwerben sollen (denn diese besitze ich unter uns gesagt, noch nicht). Erlaus Weinberge gehören bekanntlich zu den besten im Lande.

Erlau ist der Mittelpunkt eines der am meisten katho-

lischen Theile Ungarns, nur noch die Landschaft südwestlich vom Plattensee ist so stark katholisch*). Aber das Kapitel ist auch reich, überreich, und verstand seit seiner Restituirung nach Vertreibung der Türken Proselyten zu machen. Die Umgebung Erlaus ist trefflich bebaut und dicht bevölkert. Das Thal des Flusses Eger ist voll heiterer Ortschaften. Einst waren hier wallonische Kolonisten, noch im 16. Jahrhundert gut erkennbar, heute ganz magyarisirt.

Erlau, durch seine Lage hochwichtig, wurde frühzeitig, d. h. sobald nämlich Soliman der Große an die Stelle seines Bündnisses mit dem Zápolya die Gründung der türkischen Herrschaft in Ungarn zu setzen beschlossen (seit 1540), von den Osmanen als Stützpunkt ihrer Macht in Oberungarn ausersehen. Schon 1552 wurde die Stadt, welche übrigens nur mit Erdwerken umwallt war und blieb, von den Ungläubigen hart berannt, wobei die Frauen Erlaus an der heldenmüthigen Abwehr des Feindes rühmlichen Antheil hatten. — 1596 ward die Stadt von den christlichen Soldaten ohne Wissen und Willen des kranken Befehlshabers ausgeliefert; doch wurden die einrückenden Türken nachmal niedergehauen. Erst 1597 wurde Stadt und Bergschloß von den Osmanen erstürmt, welche bald den Badeort Fülek in den nordwestlichen Bergen zum wichtigen Vorposten Er-

*) Bemerkenswerth ist, daß sich dieser katholische Bezirk Erlau (magyarisch-Eger) an der Theiß mit dem erzcalvinischen Distrikt Debreczin, — dem Dorado der Reformirten — an der Theiß berührt.

laus machten. (Gegenüber diesem drohenden Luginsland Erlau wurde von den Ungarn das durch die Sümpfe des Hernád-Sajó zu einem Komorn früherer Jahrhunderte gestaltete Onod vor der Stadt Miskolcz, östlich von der Straße sichtbar, zur Trutzburg erhoben.) Gar manche Christen, nicht in der Schlacht gefangene, sondern durch Verrath oder durch türkische Landkaper in die Hände der Osmanen gefallene, wurden geknebelt und gekoppelt nach Erlau auf den Markt getrieben, in Lumpen gesteckt, fleißig gekarbatscht, damit man sehe, „wie gut die Christenschweine springen und tanzen können", von Kauflustigen untersucht, ob sie nämlich rein oder „krätzig" seien, und schließlich aufgekauft, wobei Soldaten an den Pascha verkauft werden mußten, der aus ihren Lösegeldern sich ein hübsches Gefälle herausschlug. — —

Doch zurück auf unsere Straße gegen Miskolcz! Der Morgen graute, als wir in diese schmutzige widerwärtige Judenstadt, die sich immerdar eines sträflichen Kothmeeres erfreut, einrückten. Sie beherbergt über 32,000 Einwohner; wer aber an diesen volkreichen Ort den Maßstab einer europäischen Stadt anlegen wollte, wäre in einem gründlichen Irrthume, ja Miskolcz war geradezu bis in die letzten Jahre ein Marktflecken. Alles ist hier entweder Jude, also Geschäftsmann, oder Oekonom, oder handelt mit Getreide, Mehl, Speck und andern Lebensmitteln; überdies geht die Sage im Lande, die Stadt beherberge mehr Schuhmacher, als sie Einwohner zählt. — Westlich von Miskolcz befinden sich einige deutsche Colonien bei dem durch seine ent-

zückende Lage und ein prächtiges „Meerauge" höchst sehenswerthen Dios-Györ.

Bald hinter Miskolcz setzt man über die Brücke des Sajó und erblickt von diesem Punkte trotz der beträchtlichen Entfernung die Spitzen der hohen Tátra und lenkt nunmehr in das fruchtbare Thal des „großen Hernad", welches voll Abwechslung ist und mancher unbeachteten Reize sich rühmen kann. Ueppige, gut bestellte Felder und wohlgenährte Heerden zeugen von dem Wohlstande der sonst unansehnlichen Ortschaften. Und das jenseits des Hernad ansteigende reizende Gebirge, bedeckt mit Gebüsch und Wald, Weinbergen und Obstgärten, Märkten und Städtchen, ist ja das weltberühmte Tokayergebirge, in Ungarn Hegyallya (d. h. Unter den Bergen) genannt. Die Ortschaften im Hernadthale: Szikszo, Novaj, Garadna, Hidas-Némethy (einst wie andere Orte an den Flüssen Hernad, Tarcza, Topla eine deutsche Colonie), Szina, Enyiczke, Bárcza bieten wenig und dem Auge des Touristen nahezu nichts; nur Forró und Garadna scheinen die schönsten jüdischen Wirthinnen, aber auch die schändlichsten Judenküchen in Ungarn zu besitzen. Dennoch ist dieses Thal für Ungarns Geschichte hochwichtig, und die Geschichte der einzigen Stadt Kaschau ist so ziemlich die Oberungarns. Hinauf und hinab wogten hier die Kriegsvölker: die aufständischen Magyaren und die Fürsten Siebenbürgens, türkische und tatarische Hilfstruppen; anderseits die Kaiserlichen, welche diese wichtige Heerstraße nach Oberungarn und dem Theißlande um jeden Preis besitzen mußten; durch dieses Thal ergoß sich im Jahre 1849 die Haupt-

macht der Russen über das Theißland. Aber auch in den Zeiten,

„Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,
Als sie speisten ihre Nächte
Mit gehäuften Türkenleichen",

ging es in und an diesem Thale heiß und blutig zu. (Da z. B. nordwestlich von Szikszo bei Edelény wurde 1604 Stephan Bocskay beim Beginn seines Aufstandes von Basta geschlagen, welcher Sieg den Aufruhr allerdings nicht zu ersticken vermochte. —)

Eigenthümliche Verhältnisse hatten sich in diesen Grenzorten zwischen Türken und Christen entwickelt. Viele Dörfer ringsum hatten den Osmanen huldigen müssen, hatten aber außer dem Türkenrichter fast keine osmanische Bevölkerung, denn diese blieb wohlweislich in den Militärcolonien beisammen. Neben dem Türken- war aber auch ein Christenrichter. Jeder dieser Richter war unter Androhung des Spießens und Viertheilens verpflichtet, seinen Religionsgenossen anzuzeigen, sobald die Feinde wider sie auszogen, ohne daß er übrigens gehalten war, die Stärke des Feindes, oder die Richtung seines Zuges anzugeben, da ihm dies als offenbarer Verrath Lebensgefahr von Seite der andern Religionsgenossen gebracht hätte; es war also diese Warnung mehr eine Art von durch den Feind erlaubter Allarmirung, die man ja doch nicht hätte verhindern können und die ihm ja auch zu statten kam, sobald man gegen ihn auszog. Häufig

aber drohte friedlichen Bürgern beider Glaubensbekenntnisse Unheil durch eine besondere Art von Freibeutern, den Martalosen auf der einen, den Pribéken*) auf der andern Seite: erstere waren christliche Renegaten, welche Christen fingen und an die Türken verkauften, letztere waren türkische Ueberläufer, welche die Spione und Wegweiser christlicher Soldaten abgaben, die mit Vorwissen ihrer Offiziere oft über 20 Meilen weit in das türkische Gebiet durch Nacht und Nebel, über Berg und Haide, durch Wald und Sumpf zogen, um irgendwo einen fetten Fang zu machen; denn da die Pribéken nur von diesem ihrem Geschäfte lebten, aber von den Soldaten blos einen mäßigen Antheil erhielten, war es in ihrem Interesse, möglichst wohlhabende Opfer auszuspähen. — Das bessere Geschäft betrieb unstreitig der Martalose. Kaum hatte er einen Christen in seiner Gewalt, so mißhandelte er ihn so lange, bis er dessen Vermögensverhältnisse genau erfahren, denn darnach richtete sich der Preis, den er selbst beim Verkaufe seines Gefangenen forderte. War dieser etwa ein armer Teufel, dann hatte er eben kein anderes Loos zu gewärtigen, als das eines gewöhnlichen Sclaven; hatte er Geld, oder wohlhabende Verwandte, so suchte man aus ihm — nach Art der Briganti — ein möglichst hohes Lösegeld zu ziehen. Der Gefangene stellte sich gewöhnlich so arm, als möglich; die Türken aber ließen es zur Aufmunterung an 1-, 2-, 3maliger Bastonade nicht

*) Der Name Pribek hat sich in Ungarn als Personennamen erhalten.

fehlen, schlugen den armen Schelm in schwere Ketten, warfen ihn in eine Kasematte zu anderen Gefangenen und ließen ihn brav Hunger und anderes Ungemach ausstehen, bis nach mancherlei Unterhandlungen endlich der Loskauf oder die Auswechslung erfolgte. (Die Gefangenen durften allerdings Pfeifen schnitzen, Peitschen flechten oder türkische Gürtel verfertigen und verkaufen, um ihren schlechten Unterhalt etwas aufzubessern.) Die christlichen Gefangenen dieser oberen Gegenden wurden meist nach Erlau, die türkischen nach Onod geführt; wurden die in Erlau allzusehr mißhandelt, so schrieben sie's nach Onod, damit man es den gefangenen Türken entgelte, worauf die Christen sich mit der Revanche beeilten und überdies nach Ofen und Erlau an die Paschas meldeten, was den gefangenen Türken bevorstehe, falls man nicht mit den Christen und mit deren Bürgen besser umspringe. Der gefangene Soldat, welcher von den Osmanen bei dem Loskaufe nicht selten auf einige hundert Gulden geschätzt wurde, mußte vor seiner Entlassung schwören, 1, 2, 3 Jahre nicht gegen den Großtürken zu Felde zu ziehen. Beide Theile mußten wohl Wort halten, da sie ja immer eine Anzahl gefangener Feinde in Händen hatten, anderseits immer einige von ihren Glaubensgenossen in feindlichem Gewahrsam wußten, der Vortheil des Worthaltens also auf beiden Seiten sich befand.

Verrath war es überhaupt, was man auf Seite der Christen damals fürchtete, das beweisen auch die kriegerischen Anstalten, die man mitten im Frieden traf. Kaschau war, seit unter dem Habsburger Ferdinand I. das erste stehende

Heer, aus Deutschen und Böhmen zusammengesetzt, hier stand, der Stützpunkt kaiserlicher Macht in Oberungarn und mit dreifachen Ringmauern umgürtet; hier befand sich der Sitz des kaiserlichen Obergenerals, der im Kriege der Oberbefehlshaber sämmtlicher ungarischen Festungen und Schlösser, Städte und Grenzhäuser, aber auch der Comitatstruppen war. Kaschau war aber überdies Comitatshauptstadt von Abauj und eine der wichtigsten königlichen Freistädte Ungarns. Einen eigenthümlichen Ausdruck fand nun diese Selbstständigkeit Kaschaus als königliche Freistadt: Die eigentliche Stadt besaß zwei Thore, jede Woche wurde abwechselnd eines geöffnet; wurde nun Morgens und Abends dieses Thor geöffnet und geschlossen, so rückten von den Kaiserlichen 100 Mann mit 2 Offizieren, von Seite der Stadt 100 Trabanten mit einem Hauptmann und einem Rathsherrn aus; das Thor selbst war mit zwei Schlössern verwahrt, zu deren einem der König (Kaiser), zu deren anderem die Stadt den Schlüssel besaß. Wochen- und Jahrmärkte wurden fast nie in der Stadt abgehalten — in welche überhaupt aus Furcht vor Verrätherei nie ein größerer Menschenschwarm eingelassen wurde — sondern entweder in den mit Pallisaden und Schlagbäumen verwahrten Vorstädten, oder gar im freien Felde; kein Wunder, denn schon 3 Stunden südlich von der Stadt begann das „gehuldigte Land" der Türken.

Die untergehende Sonne beleuchtet uns gefällig noch die Trümmer und Erdwerke der Burg Ujvár in den Bergen zur Rechten; dort hatte in grauen Zeiten der Comitatsgraf seinen Sitz. Hier nimmt uns zum letzten Mal ein Eichenhain

in seinen Schatten; dort weiter nördlich blickt uns Schloß und Park von Enyiczke recht freundlich an, noch weiter oben steckt gar freundlich das erhöht gelegene Kastell von Bárcza in dem sauber gehaltenen Garten. Vor Kaschau zieht sich ein Plateau zur Linken, der Galgenberg, ziemlich weit gegen Westen; auf demselben erheben sich sehr ansehnliche Ziegelbrennereien; hier schlug im letzten Insurrectionskriege der in Ungarn hoch geachtete kaiserliche General Schlick den sonst tapfern Mészáros und dessen Landsturm trotz der fast dreifachen Ueberzahl. Am Fuße des Berges, der einst wegen seiner vielen Gespenster und Irrwische — die den Reisenden des Nachts in die vielen Löcher, Gruben und Gräben der Straße warfen — verrufen war, kampirte im J. 1849 ein Theil der Russen; die Kirchhofmauer, mit welcher die Vorstadt anhebt, trug noch unverändert die Schießscharten, welche die Kaiserlichen, eines Ueberfalles gewärtig, in dieser leichten Verschanzung ausgebrochen hatten. Die Nacht hatte bereits ihre Herrschaft angetreten, als wir endlich, endlich über das zu jener Zeit markerschütternde Pflaster Kaschaus rumpelten und wie gerädert in dem Gasthause abgeladen wurden, mit dem innigsten Wunsche, den Rückweg in die Heimath einmal auf Flügeln des Dampfes antreten zu können, — ein Wunsch, der aber erst acht Jahre später erfüllt wurde.

Streifzüge im östlichen Oberungarn.

„Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten."
Rückert.

Das Comitat Abauj ist ein anmuthiges, von mehreren Flüssen durchschnittenes, von zahlreichen Bächen durchrieseltes Gebirgsland, dessen Höhen, mit dichten Waldungen bekleidet, hier und dort mit malerischen Ruinen gekrönt (Szalancz, Füzér, Regécz, u. a.), nicht eben zu den metallreichsten Ungarns gehören, einst jedoch einige Ausbeute an Gold gewährten (Telki-Bánya, durch Einsturz zerstört, Arany-Idka) und heute noch manche schätzbare Mineralien und Metalle in ihrem Schoße bergen, welche aber nur sehr unvollkommen oder gar nicht benutzt werden, gleichwie von den ziemlich zahlreichen Mineralquellen bisher nur zwei zu Bädern verwendet wurden. Die wilde Katze und das Wildschwein kommen an der Zempliner Grenze nicht selten vor, der Bär ist an der Sároser Gemarkung kein unerhörter Gast, in die Flußebenen, deren längste von der Hernad gebildet wird, steigen im Winter die Wölfe herab und schlagen sich mitunter zu größeren Rudeln zusammen. Noch im Norden der Gespan-

schaft wird in geschützter Lage der Weinbau betrieben, die südöstlichen Berge gehören der Hegyallya an und tragen bei Hejcze die einzigen Trauben dieses berühmten Gebirges, welche minder schweren Wein geben und sich zur Bereitung von Champagner eignen.

Die Gebirge von Abauj sind geologisch sehr interessant. Die Ausläufer der Hegyallya tragen in den schönen Trachytkegeln, der wiederholt zu Tage tretenden Lava, dem Porphyr und Obsidian, dem Opal die Spuren vulkanischen Ursprunges an sich. In dem östlichen Theile des Comitats treten die Berge als getrennte Gruppen auf: zuerst im Norden als hohes regelmäßig gebildetes Waldgebirge anhebend, mit zusammenhängenden Rücken und symmetrischer mitunter doppelter Thalbildung; weiterhin in eine terrassirte Formation übergehend, deren trachytischen Kern stufenartig ansteigende Sandstein- und Tertiärbildungen weithin umlagern; endlich in einzelne Erhebungen und Kuppen aufgelöst, welche mehr oder minder eingesattelt, und aus gleichem Niveau sich erhebend, dem Auge wie das Gewoge des Meeres erscheinen.

Im Süden des Comitates schließen sich an die hohe Lehmwand, welche das linke Ufer der Hernad begleitet, kaum merkbare Bodenanschwellungen, welche durch ihr mildes Klima sich ganz ausgezeichnet für die Landwirthschaft eignen und an Fruchtbarkeit sich fast mit Niederungarns Boden vergleichen lassen, wie denn die ganze Ebene des Hernadthales mit Einschluß der großen Hernadinsel eines sehr ergiebigen Bodens sich erfreut.

Doch ist im Comitate der Witterungswechsel wegen des

Zusammentreffens der feuchtwarmen Theißluft mit den rauhen trockenen Karpatenwinden ein sehr jäher sowohl was die verschiedenen Jahres- als auch die Tageszeiten betrifft; mitunter folgt z. B. einem empfindlich unwirschen Mai ohne jeglichen Uebergang ein unerträglich heißer Juni. Häufige Hagelschläge, anhaltende Regengüsse und Nordwinde, grelle Extreme der Winterkälte und Sommerwärme bilden die Schattenseite der klimatischen Verhältnisse.

Am 2. August des Jahres 1855 traten zwei Fußreisende einen längeren Streifzug von den Ufern der Hernad an, mein noch ganz jugendlicher Begleiter und ich. Unsere Ränzchen umschlossen außer dem allerwärts zu solchen Ausflügen für nothwendig Befundenen noch kleine Vorräthe an Thee, Chocolade, Zucker, Dover'schen Pulvern und Schneiderrequisiten, welche Dinge ein Fußreisender in Ungarn nie vergessen darf; dagegen nahmen wir keinerlei Art von Waffe zu uns. Frühmorgens verließen wir Kaschau, unsern damaligen Wohnsitz, über welchen ich hier nichts erwähne, weil ich, oder ein Anderer an einem anderen Orte darüber ausführlicher verhandeln werden. Ein kleines Täfelchen — mit dem vielsagenden Bilde eines Gehenkten und der Aufschrift: Statarium geziert — verkündigte unweit der Stadt lakonisch genug das Standrecht, welches in diesem Comitate wegen der Geneigtheit der Bauern zu Raufhändeln und Todtschlag öfter nothwendig wird. Wir betraten bald hinter dem durch eine Spelunke und ein wohlfeiles Wannenbad von den dankbaren slovakischen Vorstädtlern Kaschaus zu einem preiswür-

digen Bade gestempelten „Verbrannten Wirthshause" einen Feldweg, der uns durch einige schmutzige slovakische Dörfer, und gegen Mittag in ein ruthenisches Nest, Rudnok führte.

In der dumpfigen qualmigen Kneipe saßen mehrere unheimlich aussehende, schmutzstarrende Bauern, unter denen namentlich ein blutig gehauener Schlagetodt mit verbundenem Kopfe, vom Raufen zerfetzten Kleidern und einem entsetzlich heimtückischen Gesichte ganz geeignet war, den harmlosen Wanderer, der ihm auf dunklem Wege allein begegnete, auf Zertrümmerung der Hirnschale und ähnliche durch das Standrecht verpönte Behandlung gefaßt zu machen. Die dürstenden Landleute überäugelten uns zwar, sprachen aber dabei dem Branntwein fleißig zu, und da einige von ihnen gerade nichts Besseres zu thun hatten, so erwiesen sie sich gegenseitig den Liebesdienst, eine Razzia unter den auf ihren Häuptern dicht erbeingesessenen Schmarotzern zu veranstalten.

Ich ließ mich mit dem Schänker in ein Gespräch ein und erfuhr, daß er — was in Ungarn keineswegs selten der Fall ist — an Pacht mehr zu entrichten hatte, als er aus dem Wirthshause Nutzen ziehen konnte, und daß er seinen Unterhalt aus Nebengeschäften, z. B. der Getreidespeculation erwarb. Der Jude zahlt den unverhältnißmäßig hohen Pacht mitunter nur, um das Recht der Ansässigkeit zu erwerben; das Geschäft des Wirthes bringt ihn dann mit den Bauern in Verbindung und giebt ihm Gelegenheit Land und Leute auf seine Weise, zu seinen Zwecken zu studiren. Nie hat in abgelegenen Gegenden der nomadisch von einer Pachtzeit zur andern, von Kneipe zu Kneipe wandernde Jude die Concur-

renz des Christen zu fürchten, der hier zu Grunde ginge; genügsam und bedürfnißlos wie kein Anderer lebt er, und wenn es ihm auch da und dort herzlich schlecht geht. — In unserer Kneipe war zu Mittag nichts zu haben, als schwarzes Brot und Branntwein; was der Jude Wein nannte, war eine trübe flockige, halb nach Essig, halb nach Schnaps riechende Flüssigkeit, wie sie einem in den schlechteren Judenkneipen Ungarns vorgesetzt wird. Dennoch würde es kein Christ der Mühe werth finden, für einen zufällig einmal vorüberstreifenden Nichtbranntweintrinker in einem abgelegenen Wirthshause etwas Wein einzulegen und diesen mit so geringem Gewinne zu verkaufen. Verdirbt der Wein in dem schlechten Keller, so ist der Wirth gewöhnlich unschuldig. Ueberhaupt ist der jüdische Wirth, obwohl nicht eine moralische Wohlthat für den einheimischen Bauern, für den fremden Reisenden noch immer unschätzbar. Der Jude weiß in hundert Dingen Bescheid, um welche sich der minder rührige Christ nicht kümmert, versteht vermöge seiner größern Anstelligkeit seinen wahren Vortheil ungleich besser als dieser, und ist nicht nur für Geld dienstfertig, sondern auch für gute Worte, ja oft selbst aus freien Stücken artig, zuvorkommend und gefällig; ich habe das in Ungarn häufig erfahren. Der halbwegs anständige Jude ist höflich, um seine „Bildung" zu zeigen, und ist trotz seiner Neugierde nicht immer zudringlich.

Im Verlaufe des Gespräches erzählte der redelustige Wirth, daß er bei der letzten Verpachtung des nahen Joszer Wirthshauses den vorigen Pächter, seinen ehemaligen Concurrenten,

gründlich gesetzt habe. — Der „Jud" — sagte er — hat die Bauern immer mit Branntwein verdorben. Einen Augenblick stutzte ich über die unverkennbare sittliche Entrüstung des Hebräers, denn ein solches Zartgefühl hatte ich in Israel noch nicht gefunden. Indeß fragte ich zweifelnd, wie denn sein Gegner die Bauern verderbt habe. „Zu dem Wirthshause in Josz gehört die Mauth — fuhr der Wirth fort —, welche sehr viel trägt. Die „Geistliche" in Josz erhalten daher einen sehr hohen Pachtschilling; der Jud' aber verkaufte an die Leute, welche mit einem Wagen kamen, seinen Branntwein weit unter dem Werthe, denn wer ins Wirthshaus wollte, mußte ja Mauth zahlen. Bald verdarb er uns „Wirthshäusern" (d. h. Pächtern) ringsum alle Bauern ganz; niemand kam mehr zu uns, alles fuhr weither zu dem wohlfeilen Branntwein, zahlte brav die Mauth und machte den Juden steinreich. Da hetzte ich die andern Juden an, nach dem Ablaufe der Pachtzeit den Bauernverderber mit dem Pachtrecht in die Höhe zu treiben. Wir hielten fest zusammen. Der Mauthjud' gerieth in die Hitze und ging einen Pachtschilling ein, bei dem er unmöglich bestehen konnte. Als er wieder zu sich kam, machte er ein Gesicht lang wie ein Kirchthurm, kratzte sich den Kopf und zahlte ganz „wüthnig" das hohe Reugeld. Die andern Juden schauten sich ihn gut an und lachten sich in den Bart. Ich aber ging zu ihm und sagte ihn utzend (höhnend): Du, Segelstain, werscht du uns wieder die Bauern verderben und geben die Halbe Branntwein fer fänew Kreuzer?" — (Damals galt noch die Conventions-Münze.)

Nachdem wir in dieser Kneipe einen Vorgeschmack davon erhalten, wie man in Ungarn auf Fußreisen zu Mittag — hungert, und Nachmittag unterwegs unser Leben mit Brombeeren gefristet, erreichten wir heißhungrig das Stift Josz (Jászó), welches den wohlbegründeten Ruf der Gastfreundschaft ungarischer Abteien im hohen Grade genießt. Zwar läßt sich Josz in Bezug auf Lage und Bauart nicht mit den schönsten inneröſterreichischen Abteien vergleichen, doch ist es immerhin sehenswerth, namentlich für Ungarn. In dem saftgrünen, schmalen, von senkrechten Kalkwänden umschlossenen Thale der Bodva liegt in einer buchtartigen Weitung der gewerbreiche Markt Jászó mit der Kolonie Pizendorf. Gleich daran stößt das stattliche Stift, getrennt durch eine bizarre lothrechte Felsmasse, welche wie eine Verschanzung vorspringt. Die Ordensregeln schreiben den Stiftsherren die Gastfreundschaft vor; wir wurden freundlich aufgenommen und hielten mit einigen eben aus dem nahen, im Waldesdickicht reizend versteckten Rudnoker Bade zurückgekehrten Ordensbrüdern eine reichliche Mahlzeit, bei deren leckeren Fastenspeisen man wahrlich nicht daran dachte, daß heute Freitag sei. Der lustige Kellermeister, der deutsch nur radebrechen konnte, machte den Wirth und weihte uns in wunderlich aus Deutsch, Latein und Magyarisch zusammengewürfelter Rede, die ihm wie Wasser vom Munde floß, in mancherlei Angelegenheiten der Abtei ein. Das Herz auf der Zunge, die Flasche auf dem Tische, wurden auch die anderen Herren recht gemüthlich. Wir besichtigten dann den großen Garten, die sehenswerthe im 18. Jahrhundert

mit der Prälatur neu gebaute Kirche. Sie ist im Innern mit Marmor, mit schönen Gemälden und Fresken italienischer Meister reich, ja prächtig, aber zugleich geschmackvoll und zierlich geschmückt. Unter Joseph II. stand sie durch das bilderstürmende Benehmen übereifriger Regierungsorgane nach Aufhebung, des Stiftes in Gefahr, wegen des mangelhaften Daches zu Grunde zu gehen, und wurde erst durch Kaiser Franz II. bei der Wiederherstellung des Ordens (1802) aufs Neue in guten Stand gesetzt. Schön ist in der Abtei die lange Zimmerreihe des Prälaten, sehr reich deren Einrichtung.

Am andern Tage begaben wir uns in die ansehnliche Bibliothek, welche indeß wenig benutzt wird und in dem letzten Jahrzehend grundsätzlich nicht mit den Werken der deutschen Wissenschaft ergänzt wurde, was aus mehr als einem Grunde sehr zu bedauern ist*). Für die ungarische Geschichte von Belang ist das reichhaltige Archiv, da hier wie in einigen der bedeutendsten Abteien des Landes im Mittelalter zahlreiche Staatsurkunden verwahrt, und überdies nach der Vernichtung der meisten wichtigen Urkunden bei Gele-

*) Es ist ein merkwürdiger Charakterzug der Magyaren, daß jeder einzeln und für sich ruhigen und reifen Gedanken leicht zugänglich ist, daß aber, wo eine Gesellschaft oder eine Versammlung beieinander ist, es sogleich einer dem andern an „nationalem" Gebahren zuvorthun will, und jedem der Muth fehlt — unpopulär zu werden. Sind nun minder Einsichtsvolle die Majorität, so kommen dann Dinge zu Tage, wie die unsterblichen Comitats-Adressen von 1861.

genheit des Mongoleneinfalles (1241) von Bela IV. viele derselben in dem damals mit Wall und Graben umschanzten Jászó (castrum J.) erneuert wurden. (Noch liegen viele historische Urkunden in Klöstern und Privatarchiven des Landes zerstreut und ungekannt). Nicht unbedeutend sind die — Weinkeller und die nahen Eisenwerke der Prälatur. Das sehr begüterte Prämonstratenserstift berief einst als Kolonisten die Bewohner der benachbarten deutschen Orte Ober- und Untermetzenseifen; überhaupt machten sich die Prämonstratenser nebst den Benedictinern um die materielle und geistige Kultur Ungarns einst sehr verdient. — Josz gehört zu den ältesten und begütertsten Abteien Ungarns. Während Erlau in den Händen der Osmanen sich befand, residirte der Erlauer Bischof mit der Hälfte des Domkapitels hier, die andere Hälfte war der Kathedrale in Kaschau zugewiesen. Jetzt sind mit Josz die Probsteien von Lelesz (auf der Insel Bodrogköz, zwischen dem Bodrog und der Theiß) und Großwardein vereinigt, der Abt aber sitzt längst auf der Bank der Bischöfe im ungarischen Oberhause; eben darum können die Ordensbrüder den Gedanken nicht ertragen, daß sie seit dem Concordate der bischöflichen Oberaufsicht unterworfen sein sollen. Um dieses und anderer Gründe willen herrschte vor 1860 unter den „Joszern" keine zu freundliche Stimmung gegen den Erzbischof von Gran, „der sich als Primas dem Concordat hätte widersetzen sollen," und einer der Stiftsherren, welcher den Kardinal in einer Ode ansang, machte sich dadurch im Hause sehr mißliebig.

Josz versieht die Seelsorge in einigen Pfarren und den

Unterricht an mehreren Gymnasien. So lange das Stift seine Mitglieder auch aus der Fremde bezog, war kein Mangel an tüchtigen Kräften; wie anderswo nahm allmählig die geistige Regsamkeit mit dem Umsichgreifen einer behaglicheren Lebensanschauung ab. Die bedeutenderen Köpfe des Stiftes sind in den letzten Jahren nahezu ausgestorben, die Uebriggebliebenen fühlen ihre geistige Vereinsamung. Während in der literarischen Welt Ungarns seit 1850 ein erhöhtes wissenschaftliches Leben sich kund gab (z. B. in der Geschichtschreibung), legten die Joszer Herren nicht einmal die vom Staate vorgeschriebene Gymnasial-Lehramtsprüfung ab, welche gleichwohl mehrere weltliche, aber an Staatsgymnasien und an einer deutschen Universität gebildete katholische Ungarn ganz gut bestanden. Dem Nachwuchse des Stiftes ist die Gelegenheit zu höherer Ausbildung entzogen, indem er nach zurückgelegtem Gymnasium ausschließlich im Hause seinen weiteren Unterricht erhält, während in den letzten Jahren zunächst die magyarische Gesinnung bei der Aufnahme Berücksichtigung fand. Dem Orden fehlt es übrigens jetzt auch bezüglich der Anzahl an Kräften; das Gymnasium in Eperies z. B. besetzte er vor 1861 nur dem Namen nach aus seiner Mitte, in der That aber mit Franziscanern (!) und mit fremden weltlichen Supplenten; bei der Wiederübernahme des Kaschauer Gymnasiums (Oktober 1861) verwendete er zwei Kleriker, welche eben das Gymnasium verlassen hatten, als Lehrer für Geographie, Geschichte, Mathematik und ungarische Sprache!

Was die leibliche Existenz der Ordensglieder, selbst außer-

halb des Stiftes, betrifft, so ist diese glänzend, und in Bezug auf den Tisch wahrhaft fürstlich. Selten auch habe ich bejahrte Herren von so kräftigem Körper, so geradem Nacken und solcher leiblichen Frische gesehen, als die aus Schule und Kirche in den Ruhestand des Hauses eingerückten Brüder. —

Einer der „weißen Geistlichen" wie sie im Volksmunde genannt werden, ein Tyroler, war so freundlich uns alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen, und ging in seiner Herzlichkeit so weit uns noch ein Stück Weges das Geleit zu geben, was bei den uns Begegnenden großes Staunen hervorrief, weil ein honetter Fußreisender in Ungarn fast unerhört ist. Bei Josz beginnt eine Kalkoase, welche das benachbarte Comitat Torna ganz überdeckt, und deren Berge lange, weitverzweigte Höhlungen enthalten, die aber noch selten betreten, noch weniger also wissenschaftlich durchforscht wurden. Eine solche Grotte ist gleich in der auffallenden Felswand nächst dem Stifte sichtbar. Unser gefälliger Wegweiser führte uns über das Gebirge durch eine traurige, wasser- und pflanzenarme Landschaft nach Debröd, wo wir bei dem Pfarrer, gleichfalls einem Stiftsherrn, eintreten mußten, dessen unverkennbare Gutmüthigkeit mit seiner brummigen, bärbeißigen Außenseite so wunderlich contrastirte, daß ein Fremder ohne Schutzwache wahrscheinlich sehr bald Reißaus genommen hätte. Wir erfuhren hier, daß westlich von Debröd St. Ladislaus-Kapelle stehe, an der Stelle, wo das Roß K. Ladislaus des Heiligen durch seinen Hufschlag eine Quelle hervorgerufen haben soll.

Nach flüchtigem Aufenthalt und herzlichem Abschied von

unserm Führer langten wir in Somodi an, wo der vielgereiste Rosenauer Bischof seinen Sommeraufenthalt gewählt hat und recht freundliche Gartenanlagen herstellen ließ. Erquickt in dem kleinen, vermuthlich nur chemisch reinen, Bade betraten wir alsbald die von Kaschau kommende Poststraße und befanden uns nach ein paar hundert Schritten in jenem Comitate, dessen Obergespan unter allen seinen Amtsgenossen am leichtesten im Stande ist, jedermann im Ländchen niesen zu hören:

Torna.

Dieses umfaßt nur 10 □Meilen und enthält als eine Kalkinsel nur in dem schmalen Flußthale der Bodva fruchtbare Strecken; dafür schließt es mehr als eine Naturmerkwürdigkeit ein, so im äußersten Westen die sehenswerthe Eishöhle Szilicze, dann eine Anzahl interessanter und ungemein langer, leider auch noch nicht wissenschaftlich durchforschter Höhlen. Weiter zieht sich von der Ruine Torna angefangen durch das Bodvathal eine Reihe lauer und warmer, aber noch nicht untersuchter Quellen. Auf den Höhen wächst theilweise guter Landwein, an manchen Orten indeß ein so sauerer, daß die Schuhmacher nach dem Volkswitze gegen die Weinbergbesitzer wegen Gewerbstörung klagbar werden wollen, da die Säure des Weines sogar die Löcher in den Stiefeln zusammenzieht —*).

*) Charakteristisch für Ungarn ist, daß das Comitat im Jahre 1830 noch keine Apotheke und keinen Arzt hatte; mit beiden war die benachbarte Zips schon damal leidlich versehen.

Der gleichnamige Hauptort von Torna, einst von italienischen und deutschen Kolonisten bewohnt, ist nur ein Marktflecken, bietet indeß manche Bequemlichkeit in seinem Gasthause, dessen Küche und Keller von einem eingewanderten Oesterreicher trefflich bestellt werden. Es macht Spaß einen deutschen Kellner über die ungarischen Verhältnisse philosophiren zu hören. („Die Deutschen sind einmal doch gebildeter als die Ungarn, das weiß man schon aus der Naturgeschichte".) Gar arg verwahrlost sind der „Schloßgarten" und der „Teich" darin.

Einen lohnenden Abstecher bildet die Tagspartie nach den Thälern Szadellö und Aï. Ungemein kahl erscheinen anfangs die glatten Kalkberge um Torna, erst nach einiger Zeit erblickt man am Fuße derselben die Wein- und Obstgärten, und nur in der Nähe unterscheidet man zwei dunkle Spalten, welche sich in dem grauen Gestein öffnen. Die entferntere ist Szadellö. Ein Dorf gleichen Namens, umschattet von üppigen Wallnußbäumen, die in Ungarn gar stattlich werden, liegt vor dem Eingange der Schlucht, welche ein kleiner Bach tief in das harte Gestein nagte. Rechts und links zeigten sich in dem Felsen Höhlen, in deren einer Bela IV. auf der Flucht vor den Mongolen sich eine Zeitlang verborgen haben soll. Einige hundert Schritt hinter dem geräumigen Eingange, bei einer kleinen Mühle wird das Thal zur Klamm und so schmal, daß neben dem in schäumenden Cascaden herabrauschenden Wildbache nur ein bescheidener Fußsteig Platz hat; auch dieser wird nicht selten gehemmt durch Geröll und Felstrümmer, die von den nahen

Gipfeln herabstürzten. In beständigen Krümmungen strudelt das Wasser durch die Enge, jetzt hinter einer Felswand verschwindend, nun hinter einem Zuckerhut versteckt, und eben so schnell wieder hervorhuschend. Allen seinen Launen folgt der Pfad, und bietet er auch, weil er sich tief im Grunde hinschlängelt, wenig Fernsichten, so überrascht er doch in hohem Grade durch den ununterbrochenen Wechsel reizender Genrebilder. Rechts und links steigen die Felsen bald senkrecht hinan, bald reichen graue breite Trümmerhalden von den Pyramiden des Gipfels bis zum Bache herab; dazwischen ragen Kegel und Thürme, Wände und Abstürze hervor. Gebüsch in allen Farben und Formen, Baumschlag in allen Schattirungen und Nadelholz in allen Größen, bald gruppenweise zusammenstehend, bald spärlich und einzeln vertheilt, bald anmuthig durcheinander gewirrt, geben den verwitterten weißen und grauen Felsen in glücklichster Weise Leben und Charakter, welche Mannigfaltigkeit noch durch den Wechsel und die Gegensätze in der Beleuchtung ungemein gesteigert wird. Die liebliche Klamm ist mit einer reichen Kalkflora geschmückt, namentlich mit der Hauswurz, auf deren Blüthen sich mancher Apollo wiegt. Unten prangen hellgrüne Buchen und kräftigschlanke Platanen, und der Hauch des Bächleins und der Schatten der Wände spenden hier, selbst wenn die Sonne bereits hoch am Himmel steht, liebliche Kühle. Hinter einem kleinen Nadelwalde erweitert sich plötzlich das Thal und nimmt einen parkartigen Charakter an, die Stelle der zackigen Felsen nehmen nunmehr sanftgerundete, reichbestandene Hügel ein, denen die vielen

Birkengruppen mit ihren schimmernden Stämmen und dem cascadenartigen Netzwerk der zierlichen Zweige ein besonders heiteres Aussehen verleihen. Verfolgt man dieses Thal, so gelangt man an dessen Ausgange nach Metzenseifen.

Steigt man dagegen nach einigen tausend Schritten zur Rechten hinan, so steht man auf einer kleinen Bergkette, welche Szadellö von dem parallelen Thale Aï trennt, und gelangt auf der andern Seite am Fuße des 3000′ hohen Szarvas zu dem ruthenischen Dörflein Falucska, bei welchem das Thal Aï seinen Ursprung nimmt. Aï ist bei hellem Wetter noch romantischer und anmuthiger als Szadellö. Der Anfang des Weges ist allerdings nicht einladend, denn ein Bächlein, der Abfluß aller Mistjauchen des Dörfchens, und die Straße sind hier ein und dasselbe, bald aber führt der Pfad durch den Wald; ihm zur Seite tief in den Fels eingefressen und versteckt rauscht der Bach, und stürzt in einem mehrere Klafter hohen Falle zur Thalsohle hinab. Um diesen Fall windet sich am Fuße einer glatten gekrümmten Felswand ein natürlicher Pfad, breit, aber nur aus glatten schmalen Felsleisten gebildet, deren Gesammtfläche überdies sehr steil abfällt. Gegenüber dieser Treppe gähnt, mehrere Klafter oberhalb der Thalsohle, der Eingang einer großartigen Höhle, ein ungewöhnlich hoher Spitzbogen. Dieses Thal ist noch reicher an Höhlen als Szadellö, doch sind diese trotz ihrer angeblich ungeheuern Ausdehnung noch nicht durchforscht. Sie mögen aber Interessantes bergen, denn selbst die kleinen Grotten am Wege enthielten, so weit ich hinein kriechen konnte, prächtige und massive Sintergebilde

von rother und weißer Farbe, ja selbst die Erdhügel vor dem Ausgange sind voll von Tropfstein-Röhren und Krusten. Halb in dem schmalen dunkeln Ausgange der terrassenförmig abfallenden Schlucht, halb in der plötzlich erweiterten sonnigen und saftgrünen Thalbucht liegt das reine und nette magyarische Dorf Aï. Seine Fluren sind andere als die magern Felder des auf die Berglehnen hingeklebten oberen Slavendorfes; auf demselben Acker sah ich schönen Mais von üppigen Bohnenstauden umrankt, auf dem Boden des Feldes aber, im Schatten der Bohnengewinde, fand der Kürbis — aus dem man in Ungarn sehr wohlschmeckendes Kraut bereitet — noch ergiebige Nahrung. Falucska und Aï geben ein charakteristisches Bild ungarischer Verhältnisse — in ihrem schneidenden Gegensatze; die fruchtbare Ebene hat der erobernde Magyar für sich in Besitz genommen, in das ärmere „bucklige Land" den alteinheimischen Slaven und Romanen verdrängend.*)

Verläßt man den Fahrweg wieder und wendet sich westlich, so besteigt man einen durch eine tiefe Einsattlung fast isolirten Kegel, den letzten Ausläufer des Scheiderückens der beiden reizenden Thäler. Er trägt das von dem — der Sage nach aus dem Hirtenstande hervorgegangenen — Adelsgeschlechte der berüchtigten Bebek erbaute Raubnest Torna, eine kleine Burg, aber reich an historischen Er-

*) Die Ruthenen von Falucska (d. h. Dörfchen), die einzigen im Comitate, sollen übrigens jüngere Einwanderer sein; — Flüchtlinge irgend eines im Kriege zerstörten Ortes?

innerungen. Sie beherrschte die beiden das Comitat durchziehenden, nach Gömör (beziehungsweise auch nach Borsod) führenden Wege und die nach Abauj, aber auch nach der Zips führende Straße, da diese Verkehrsadern sämmtlich unterhalb der Veste zusammenströmen. Der Fels ist steil und kahl, der einzige Zugang, dessen Geleise dem harten Gestein zolltief eingedrückt sind, beschwerlich, leicht zu vertheidigen und ward — denn die Bebek trieben ihr Handwerk noch im 16. Jahrhundert — durch eine mächtige Karthaune weithin beherrscht. Solche Sicherheit gewährte die Burg, daß deren Besitzer nicht nur ein Schrecken des vorüberziehenden Bürgers, sondern auch der Städte in den benachbarten Comitaten wurden, welchen sie auf ihren Raubzügen den empfindlichsten Schaden thaten. So zerstörten sie beispielweise die Werke der Insassen von Schmöllnitz, nahmen diese gefangen, mißhandelten sie und warfen sie ins Gefängniß, ja sie verstümmelten solche an Händen und Füßen, ließen sie mit den Ohren an Bäume nageln, mitunter sogar ermorden. Auf dem Rückwege gelangt man durch Obst- und Weingärten an einigen älteren Häusern vorüber, in deren hölzernen Giebeln Kelch und Hostie ausgeschnitten sind, die Symbole des Hussitismus, welcher entweder durch flüchtige Hussiten, oder durch Giskra's Söldner bis in diese fernen Gegenden getragen wurde. Nicht ohne Interesse ist die alte Kirche mit Grabmälern der Bebek und der späteren Besitzer von Torna. Ein isolirt stehendes „Granarium", aus einem nicht zu großen, aber massiven Bauwerke hergerichtet, war vermuthlich ehedem eine Kirche, vielleicht

eine hussitische. (Die böhmischen Söldner und Colonisten besaßen nämlich im benachbarten Comitat Gömör befestigte Hussitenkirchen, deren eine man sogar in der Deutschstadt Dopschau an der Zipser Grenze nachweisen kann.)

Westlich von Torna brausen von den Kalkwänden und aus den Höhlen des Gebirges nicht selten Windstöße nach Art der Bora hervor, manchmal mit solcher Gewalt, daß Menschen und Wagen umgeworfen werden; die Umwohner kennen sogar eine eigene Windhöhle. Gewitter, die sich hier verfangen, theilen sich leicht so, daß die Wolken zerreißen und rechts und links an den Bergen fortziehen, während das schmale Thal kaum von Regenschauern getroffen wird.

Die Straße wird längere Zeit von der Bodva begleitet und der unbedeutende Bach versumpft beiderseits die fruchtbare Niederung, ohne daß bisher Jemand an seine Bewältigung gedacht hätte. Die kleinen Orte, welche man durchreist, tragen fast alle den Charakter ungarischer Ortschaften: unansehnliche, aber ziemlich reine Bauernhäuser, überragt von mitunter wohnlichen, gewöhnlich aber massiven plumpen „Castellen" und „Curien" des adeligen Grundbesitzers, oder (wo Compossessorate bestehen) der ehemaligen Besitzer des Dorfes. Gegen die sonstige Gewohnheit der Magyaren befinden sich neben den Häusern Gärten mit edleren Obstgattungen. Gegen Mittag bedauerten wir nachhaltig, die Mahnung des Tornaer Wirthes, uns bei ihm zu verproviantiren, nicht befolgt zu haben, denn wir geriethen in eine elende Judenkneipe, wo wir nur etwas Brot, ungenießbaren älteren Käse und einen scheußlichen „Wein" auf-

trieben. Abgesehen davon, daß sich nichts Eßbares im Hause vorfand, war eben Sonnabend, an welchem der orthodoxe Jude kein Feuer machen und mit seiner Familie nur „Matzes" schlingen darf. Unserm Wirth gestattete sein zartes Gewissen um keinen Preis, uns etwas schlachten zu lassen, dennoch erlaubte es ihm, am „Schabes" christliches Geld anzunehmen. Als wir beim Zahlen der schamlos theueren Zeche etwas herausbekommen sollten, kehrte sich der glaubensstarke Herbergvater um, gab das Kleingeld mit der Hand in ein Trinkglas, wendete sich zu uns und schüttete nun Papier und Kupfer aus, allerdings ohne es jetzt zu berühren! Nur fein! Gepeinigt von Hunger, denn wir konnten den empörend elenden Käse nicht hinabwürgen, fragten wir, was für ein Mann der Pfarrer des Ortes sei, denn in Ungarn hätte ein solcher improvisirter Besuch dort, wo kein anständiges Wirthshaus im Dorfe ist, nichts Auffälliges. Der Mann aber, welcher die hungernden Fremdlinge nicht einmal für Geld speiste, erwiderte naserümpfend und wegwerfend: „O, das ist sihr e genouer Herr!" Zu unserm Verdrusse erfuhren wir nachträglich, daß der Pfarrer sehr gastfrei sei und sich gewiß gefreut hätte, falls wir ihn gebrandschatzt hätten. Gegen Abend gelangten wir nach Szin zu einem sehr honetten Juden, der uns jedoch nur Butterbrot und einen in der Nähe gewachsenen sehr guten Wein vorsetzen, aber auch nichts Warmes bereiten lassen konnte, da noch immer kein Stern am Himmel stand, also noch immer der den reisenden Christen so feindselige Schabes fortdauerte. Wir wünschten im Stillen den Schabes und

alle orthodoxe Juden zum Teufel und hätten uns bei unserem Wolfshunger gern selbst eines der auf der Gasse herumlaufenden Judenbübeln abgeschlachtet, hätte uns nicht der Gedanke abgehalten, daß das Zubereiten wegen des aus Reinlichkeitsrücksichten höchst nöthigen Abbrühens oder Abziehens der Haut zu umständlich und langwierig sein müßte.

Meine kleine Hündin entwickelte auf dieser Reise zwar ein hartnäckiges Vorurtheil gegen das alte Testament, aber auch eine Menschenkenntniß, die sich bisweilen bis zur Divination steigerte. Biß sie den Kneipier etwas heftig, oder kläffte sie unversöhnlich gegen ihn, so zapfte uns der Bösewicht gewiß Blut ab, biß sie anständig oder gar nicht, so wurden wir sehr glimpflich behandelt, so daß wir uns nach ihrer feinen Nase allemal im voraus richten konnten. Einem Schenker that sie sogar in einer besonders gefühlvollen Stimmung schön, aber der Glückliche roch auch (ganz anders als die übrigen Wirthshäuser) gar nicht nach dem Orient, und war ein Jude, in dem wahrlich kein Arg steckte. (Im sonderbaren Gegensatze mit diesem zähen Judenhasse hatte sie aber sehr freigeisterische Anwandlungen; so entdeckte ich zu meinem Schrecken in Jooſz, daß sie — während ich die Altarbilder betrachtete — einen kleinen Kessel voll Weihwasser gar heimtückisch ausgelappert habe.)

Wir wollten um jeden Preis in selber Nacht noch Aggtelek, oder den letzten Ort vor Aggtelek erreichen, um den ganzen folgenden Tag zur Besichtigung der Höhle verwenden zu können. Nachdem uns der Wirth in Szin noch den Mund wässern gemacht durch die Aufzählung dessen, was

uns sein Schwager, der Wirth in Józsafö, könne bereiten lassen, setzten wir uns auf einen Wagen und gelangten in der Nacht nach Józsafö mit knurrendem Magen, aber voll süßer Ahnungen von Backhühnern u. dgl. Wir jagten die Wirthsleute aus den Federn, erhielten aber auf die hastige Frage, was wir zu essen bekämen, das Donnerwort: „Gour nischt!" zur Antwort, denn so spät werde man nicht erst Feuer machen u. s. w. Umsonst versprachen wir gute Zahlung und daß wir sogar Koscherfleisch verdrücken wollten; der Wirth sagte uns gute Nacht und zog sich wieder die Decke über die Ohren. Wir bestiegen also seufzend unser Lager, d. h. zwei mit Laub gefüllte Betten in einer niedern dunstigen Stube, deren Boden, wie fast in jeder Kneipe, nur aus gestampfter Erde bestand. Zahlreiche Saugethiere hielten an uns ihr Laubhüttenfest, dabei raschelte es in den dürren Blättern bei jeder unserer Bewegungen so hämisch, daß wir noch lebhafter daran gemahnt wurden, wir seien an diesem Tage auf keinen grünen Zweig gekommen. Nach dem Einschlafen träumte ich schwer von unschuldigen Christenkindern, denen der langbärtige Wirth langsam durch koscheres Ungeziefer Blut abzapfte zu den Ostermatzes, und als ich ihn empört fragte, was das bedeute, hielt er mir wieder sein grinsendes „Gour nischt" entgegen.

Am anderen Morgen hätten wir mit Brot und Branntwein fürlieb nehmen müssen, hätten wir nicht Chocolade mit uns geführt, deren Bereitung wir diesen Hinterwäldlern natürlich bis in alle Einzelheiten erklären, aber mit namenloser Geduld abwarten mußten. Wirth und Wirthin er=

wiesen uns dafür die Ehre ihrer verdutzt-staunenden Gegenwart bei dem Verzehren dieses ihnen zum ersten Male bekannt gewordenen Frühstücks und gaben ihr Befremden durch unterschiedliches Zungenschnalzen und Wackeln mit Kinn und Kopf zu erkennen. Dem uns gleich dem Tiger in Schiller's „Handschuh" im Kreise scheu umgehenden, und statt des Schnurrens durch die Nase Musik machenden Juden schwebte offenbar eine Frage an uns auf den Lippen. Er ließ uns zwar nach einer ziemlich unchristlichen Rechnung anfangs ruhig fürbaß ziehen, lief uns aber dann nach, faßte uns am Arme und fragte, da er vermuthlich das Ränzchen auf dem Rücken mit den feinen Kleidern nicht reimen konnte: „Verzaihn Se, sain Se nicht Prewisionisten?" (Professionisten). Er erhielt eine mit der Frage nicht sehr zusammenhängende Antwort, stand still und behelligte uns nicht weiter. — Nach kurzer Wanderung aus dem ganz hübsch im Thale gelegenen Orte gegen die Berge, welche hier anfangen mit verwitterten Kalkmassen bedeckt zu werden, befanden wir uns in dem Comitate Gömör.

Gömör

überall belebt von Bächen und Flüssen, wird mit Recht unter die schönsten Theile Ungarns gezählt. Mit Ausnahme der kleinen Ebene bei Rima-Szombath stellt dieses „Comitat der Thäler" einen ununterbrochenen Wechsel von Berg und Thal, Wald und Wiese dar. Von Norden nach Süden verläuft ein Gebirgszug neben dem andern, und zwischen diesen Parallelzügen winden sich bald anmuthige, bald wild-

romantische Thäler hin, oft so schmal, daß sie von dem Bette des geschäftigen Flusses vollkommen ausgefüllt werden. Ueppige Matten bedecken den Gipfel, dichte Waldungen die Hänge der überreich bewässerten Bodenerhebungen; mancherlei Wild treibt sein Wesen in den schönen Eichen-, Buchen- und Nadelforsten, in deren dichteren Partien alljährlich mehrere Bären geschossen werden, die in den zahlreichen Höhlen sichere und unzugängliche Verstecke finden und nicht selten die fetten Heerden beunruhigen, welche auf den Triften und in den Auen weiden. Alles Hügelland ist in Fruchtfeld verwandelt, oder mit vorzüglichem Hanf oder trefflichem Tabak (im Süden) bepflanzt, dazwischen liegen 93 „Pußten" (große Meiereien) über Wald und Berg zerstreut. In den engen Thälern haben sich zahlreiche Ortschaften eingebettet und reichen überall mit den letzten Häusern an Hügel oder Berge.

Wegen dieser das ganze herrliche Comitat durchsetzenden Gebirgszüge sind viele Theile desselben unzugänglich, wenigstens sind sie wegen der theilweise mangelhaften Straßen, die sich überdies bald zur steilen Höhe erheben, bald in das tiefe Thal abfallen, nicht leicht befahrbar*); desto lohnender werden diese Wege allerdings für den Fußgänger. Im tiefen ungestörten Frieden, selten nur von einem menschlichen Fuße betreten, liegen manche lauschige Thäler, und nur das geheimnißvolle Murmeln des Baches oder der süße Ge-

*) Seit 12 Jahren ist allerdings durch die österreichische Regierung viel für Straßen auch hier geschehen.

sang einer einsamen Drossel, der schrille Ruf eines Hähers, das einförmige Hämmern des Spechtes — das sind die einzigen Laute, welche die feierliche Stille hier unterbrechen, und wie erschrocken lauscht das Ohr, wenn ein plötzlicher Windstoß brausend die Gipfel der Bäume rüttelt, daß sie für einen Augenblick aus ihrer träumerischen Ruhe aufschauern und dem Wanderer das Gefühl der Einsamkeit ergreifend in die Seele zittern. Nur in den Mittagstunden sendet die Sonne ihre Strahlen in die thauige Kühle und das schattige Dunkel der schweigsamen Bergschlucht. — In anderen Thälern dagegen donnern die Mühlen, dröhnen die Pochwerke, rauchen mächtige Schlotte, erheben sich im smaragdenen Wiesengrün schmucke Wohn- und Werkgebäude.

Der Königsberg, das Thal der Rima und des Sajó, das Thal von Straczena und die periodische Quelle daselbst, Dobschau, die Umgebung von Rosenau, die Höhlen von Aggtelek, der ganze Süden des Comitates sind sehenswerth, aber sie erschöpfen noch lange nicht die dem Fremden und leider auch vielen Einheimischen unbekannten Schönheiten des romantischen Ländchens. Besondere Reize erhält Gömör durch die große Mannigfaltigkeit, die es auf Schritt und Tritt entfaltet. In den südlichen warmen Thälern reifen schmackhafte Wassermelonen und schwellende Trauben, auf den nahen Bergen aber gedeiht mühsam der Roggen; dort zieht der Frühling im vollen Schmucke mit klingendem Spiele ein, wenn hier noch das Reich des Winters unbesiegt herrscht; auf die lieblichsten Landschaftsbilder folgen Scenerieen voll Ernst und Wildheit; — kurz, Gömör ist ein Schatzkästlein

unbekannter Schönheiten und es wäre schwer zu sagen, welcher die Krone gebühre*). Das an Eisen, Kupfer, Kobalt, Arsen und Nickel sehr ergiebige und dabei industriereiche Gömör wird einst eines der wohlhabendsten Comitate werden (seine Mineralquellen und Bäder, zum Theil einer großen Zukunft fähig, sind fast unbenutzt), aber auch einer der von den Fremden am meisten besuchten Theile Ungarns. — Auch die Vergangenheit des Comitates ist interessant selbst für weitere Kreise.

Der Menschenschlag ist groß und stark unter Magyaren und Slaven. (Als den Kaiser bei Gelegenheit seiner Rundreise durch Ungarn ein „Banderium" slowakischer Bauern, von den Quellen der Gran kommend, einholte, hingen den meisten wegen ihrer kleinen Pferde die Füße fast bis auf den Boden.) Die Gömörer sind geweckte Leute, doch giebt es unter ihnen wegen der ausgebildeten Rauflust und Derbheit viele Verbrecher; der hier tonangebende Adel, unter welchem es natürlich auch Familien von feinerer Bildung giebt, sucht nicht selten eine Auszeichnung in allzu weit getriebener Naturwüchsigkeit. —

In Aggtelek fanden wir statt des angerühmten ehrlichen calvinischen Wirthes schon wieder einen Israeliten. Wir trafen die nöthigen, damals noch ziemlich umständlichen Anstalten zur Besichtigung der Höhlen. Ein Bauer fühlte

*) Auf einem späteren Ausfluge lernte ich Gömör erst recht würdigen.

uns Fremdlingen auf den Zahn, gab sich für den Eigenthümer der Höhle aus und verlangte ein erkleckliches Eintrittsgeld. Als er aber aus der Verschwendung seiner Beredtsamkeit ersah, daß uns für solche Dinge schon der Weisheitszahn gewachsen sei, gab er seine „Operationen im Munde der Menschen"*) auf; endlich erschien der Führer, ein wahrer Riese, mit den nöthigen Fackeln, und wir brachten die Zeit bis gegen den Abend mit Besichtigung der im Augenblicke gangbaren Theile der Höhle zu. Damals war die Höhle von außen noch mit keinem Gitter verwahrt, auch war für die Gangbarmachung des Inneren noch verzweifelt wenig gethan; dafür ward aber auch nur der Führer und die Beleuchtung gezahlt. Jetzt ist die Höhle verpachtet, am Eingange sind ein paar Stangen längs des ersten Loches befestigt und der Pächter erhebt von jedem Besucher, für das Oeffnen des Vorlegschlosses, eine Kopfsteuer, von welcher laut des Vertrages calvinische Studenten ganz oder zum Theil befreit sind.

Als wir in die Kneipe zurückkehrten, stellte sich heraus, daß meinem Begleiter, der unvorsichtig die Brieftasche bei seinem Gepäcke zurückgelassen hatte, eine Zehnguldennote sich empfohlen habe. Wir untersuchten bei geschlossener Thüre rasch unsere Ränzchen und fanden, daß von unserem Chocoladevorrath ein Täfelchen an den Rändern angeknuspert sei, eines fehle. Wir hatten es also mit einem genäschigen Diebe zu thun, wahrscheinlich mit einem Frauenzimmer,

*) Diese sind in Oesterreich unbefugten Leuten gesetzlich verboten.

vermuthlich mit der Wirthin selbst, die uns aufmerksam gemacht hatte, wir könnten ja den Zimmerschlüssel zurücklassen, für etwaige Verluste hafte der Wirth. Rasch war mein Plan zu inquiriren entworfen. Als die, übrigens junge und hübsche Wirthin eintrat, mußte mein Begleiter unter seinen Sachen kramen, sein Geld zufällig ansehen und ausrufen: Da fehlt ja! — Die Ungläubige verfärbte sich und fragte etwas befangen: „Wie, is eppes e Fehler gepessirt (passirt)?“ So ruhig als möglich erwiderte ich: „Kein besonderer, nur fehlt mir eine Tafel Chocolade und (setzte ich zögernd hinzu, während ich sie fest im Auge behielt) diesem Herrn fehlen 10 fl. Indeß lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen, wie wir zu unseren Sachen kommen werden; ich bin (hier nannte ich ein „großes Thier“) und dieser Herr der Sohn des (hier nannte ich ein noch höheres Individuum aus dem Thierreiche); heute noch machen wir die nöthigen Anstalten, morgen kommen die Gensd'armen, übermorgen wird der Wirth gepfändet und von dem Erlöse ziehen wir die 10 fl. und die Chocoladetafel ab.“ — Das junge Weib erschrak sichtlich und rang nach Fassung, erzählte aber dennoch ein vermuthlich auf alle Fälle bereit gehaltenes Märchen, wie sich während unserer Abwesenheit eine fremde Offiziersfamilie in dem einzigen Gastzimmer einquartirt habe, aber sogleich wieder abgereist sei u. s. w. Ich ließ nun sämmtliche Hausleute nach einander zum Verhöre citiren, aber Niemand erschien. Endlich kehrte die Wirthin zitternd zurück, hob den Polster eines Bettes auf und sagte tief aufseufzend, aber erleichtert: „Sehen Sie hieher hat der schlechte

Mensch, der „Fourirschütz" des Offiziers, das Kind zum Schlafen gelegt, und hier liegt auch noch der Zehner!" Allerdings war der nun im Zimmer, die verhängnißvolle Chocoladetafel aber hatte der schlechte Mensch doch in die Küche gezaubert, denn sie fand sich auf unser Drängen nachträglich dort vor. Ich beachtete gar nicht, daß die reuige Sünderin zweimal fragte: „Is villeicht nouch e Fihler?" und verstand diese zarte Anspielung erst, als ich am nächsten Tage mein Petschaft vermißte, das sie wohl wegen seiner Zierlichkeit für eitel Gold genommen hatte. Ich hielt der Zerknirschten eine kurze, aber den Umständen angemessene Standrede und bewies ihr, daß Ehrlichsein besser und zugleich sicherer ist. Wir beschlossen in der Diebsherberge nicht zu übernachten; mein Telemach aber konnte sich in sein Tagebuch den Erfahrungssatz schreiben: „Trau du den hübschen Weibern nicht!" Doch muß ich, um auch meinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ausdrücklich bemerken, daß ich nie, weder vorher, noch nachher eine so wohlfeile Zeche zu Gesicht bekam, als bei dieser Gelegenheit in Aggtelek.

Eilig brachen wir auf in nördlicher Richtung, doch kaum hatten wir Aggtelek im Rücken, so würden wir von einem der in Ungarn manchmal mit einem Ruck aufsteigenden Gewitter von allen Seiten umschlossen, in wenig Minuten schlugen die Blitze rechts und links in die Kalkfelsen ein, und uns blieb nichts Anderes übrig, als uns zwischen dem niederen kärglichen Gebüsch auf den Boden zu drücken, da wir sonst die hervorragendsten Punkte gebildet hätten. Bald glitten kleine, mit aufgelöster Erde reichlich gesättigte Wildriesel

über uns, und wir kamen uns vor, als ob wir langsam eingeweicht werden sollten, denn im vermessentlichen Vertrauen auf gutes Wetter führten wir weder einen Regenschirm noch einen Mantel mit uns. Das Gewitter zog allmälig in die Ferne, wir erhoben uns aus unserer unbehaglichen Lage und eilten weiter, aber der Regen gab uns auf eine mehr als zudringliche Art das Geleite. Bei der Pußta Büdöstó, einem einsamen Gehöfte, machten wir Halt und baten gegen gute Zahlung um Unterkunft, oder um Pferd und Wagen. Umsonst dilettirte ich als Arzt mit einem unschuldigen Mittel bei einem infolge des gräulichen Trinkwassers fieberkranken Hausbewohner; unsere beiden Wünsche konnte man nicht erfüllen. Wir schüttelten dann den — Koth von unseren Füßen und gingen weiter bis nach Hószuszó, einem slavisch-magyarischen Orte, wo wegen des Sonntags kein Bauer fahren wollte, obschon wir kein schlechtes Angebot machten. Zuletzt trafen wir doch auf einen geldgierigen Slovaken, welcher sich zuerst wiederholt überzeugen ließ, daß wir die verlangte Summe besaßen, und dann sich zögernd anschickte, die Pferde von der Hutweide zu holen. Doch kehrte er einigemal von seinem angeblichen Suchen zurück und schraubte nun, als er merkte, wie er uns in Händen habe, durch die elendesten Vorwände seine Forderung wiederholt in die Höhe. Bald aber fiel ihm wieder ein, er könne in dem Regen unmöglich fahren, er würde seine Pferde rein zu Grunde richten u. s. w. (Nun hat aber noch Niemand entdeckt, wie man ein slovakisches Pferd ärger zurichten könne, als es ohnehin im Dienste seines in diesem Punkte wahrhaft

gefühllosen Herrn unvermeidlich aussieht). Zuletzt machte er uns gar den unverschämten, ja empörenden Vorschlag, bei ihm zu übernachten, den wir aber gebührend zurückwiesen, da eine Nacht in der mit jeder Samojedenjurte an Gestank wetteifernden Hütte eines Bewohners der östlichen Slovakei mit dem Erstickungstode, oder wenigstens einem mehrtägigen ernsten Unwohlsein (falls man sich einer eisernen Gesundheit erfreut) bezahlt würde. Als er unsern Ernst erkannte, zu Fuß weiter zu wandern — denn auch die Kneipe des Ortes war als Nachtlager selbst in unserer mißlichen Lage nicht zu ertragen — entschloß er sich zu fahren, preßte unter dem Vorwande, eine Kerze in die Laterne kaufen zu müssen (im ganzen Hause aber befand sich nicht die Spur von einer Laterne), eine augenblickliche Zulage auf — Branntwein heraus und wurde für lange unsichtbar. Umsonst versprachen wir den neugierig herankommenden und uns angaffenden Bauern ein glänzendes Trinkgeld, wenn sie uns Pferd und Wagen verschafften, denn wir waren über den lumpigen Bauer erbittert; aber nicht einmal Geldgier und die Aussicht auf Branntwein besiegten die Stumpfheit der Slovaken, — begreiflich, denn jeder hatte noch einige Kreuzer in der Tasche, um sich einen Fusel zu kaufen, nur unser edler Fuhrmann hatte bereits schief geladen, war aber auch mit dem Erlöse des letzten Wochenmarktes schon fertig geworden, als wir das passive Glück hatten, ihn kennen zu lernen. Er kam endlich mit den Pferden; es war bereits völlig finster und der Himmel mit schweren Wolken gänzlich verhüllt. Auf dem offenen elenden Karren fuhren wir nun Schritt

für Schritt in die Nacht hinein gegen Pelsöcz, ohne Schirm und Mantel, im dichten Regen und eisigen Windschauer, durch Löcher, Pfützen und Kothlachen, über Steine und Blöcke — natürlich ohne Laterne — erbarmungslos zerschüttelt und zerbeutelt. Man sah nicht einen Schuh weit vor sich und der angetrunkene Kutscher erklärte, um das Maß voll zu machen, jeden Augenblick umzukehren, wenn wir ihm nicht an der Zahlung zulegten. Hungrig und durstig (denn man setzte uns ja in Hószuszó nur Branntwein vor, Brot war nicht vorhanden), zum dritten Mal an diesem Tage bis auf die Haut durchnäßt, empfanden wir allgemach allerhand mit der damals spukenden Cholera sehr verwandte Erscheinungen. Der Eine bekam am ganzen Leibe eine Gänsehaut wie ein Reibeisen und schnatterte, als ob er das Capitol nachträglich retten wollte; der Vater im Erlkönig kann aber um seinen bethörten Sohn nicht ängstlicher besorgt gewesen sein, als der Andere — nämlich ich — um seinen Begleiter war. Da nun aber Alles auf Erden ein Ende hat, so hörte auch, obschon wir schier daran verzweifelten, nach einigen durchfluchten Stunden unsere Schneckenfahrt auf und wir stiegen wie gelähmt in Pleischnitz ab. Ich hatte zwar auf dem Wagen den leicht zu entschuldigenden Vorsatz gefaßt, an Ort und Stelle angelangt unserem Fuhrmann den Rücken mit ungebrannter Asche zu gerben und dann über die Stiege hinabzuwerfen, denn ich konnte überzeugt sein, die durchweg magyarischen Hausbewohner würden vor Gericht aussagen, ich hätte dem, ihnen durch seine Geburt als Slovak verhaßten Kutscher nur schön ge-

than. Das Gefühl der Erlösung aus unserer Hilflosigkeit war indeß stärker als das der Rache; ich entließ ihn daher mit einigen bissigen Anmerkungen, für die mich der gewöhnlichste magyarische Bauer todtgeschlagen hätte, denn ein solcher würde meine Worte als schnöde Verletzung seiner persönlichen und zugleich nationalen Ehre gedeutet haben. Anders unser Slovak, bei dem die Anschauungen über Ehrgefühl noch den eisernen Schlaf des Siebenschläfers schnarchten; er ließ mich ungestört ausreden und bat dann noch um etwas — Geld auf Branntwein! Ländlich, sittlich! — Hoffentlich hat ihm der gegenwärtige Stuhlrichter die längst verdienten Schläge bereits zukommen lassen. Zu essen bekamen wir nichts mehr, denn Alles lag im tiefsten Schlafe; wir ließen uns denn eine riesige „Lampe" voll von unserem russischen Thee bereiten — den ich, nebenbei gesagt, unmittelbar nach starken Erkältungen als vorzügliches Mittel empfehlen kann —, warfen unsere Sachen aus dem Ränzchen, denn sie waren ganz durchnäßt und mit dicken erdigen Streifen gefärbt, wie sie die Papuas zum Schönmachen ihrer Haut nicht ausgiebiger wünschen können. Ich frottirte meinen Gefährten, als ob er unter meinen Händen zum modernen Bartholomäus oder Marsyas werden sollte, dann schlüpften wir, die sonst kein so warmes Lager vertrugen, in die mächtigen Federbetten und entledigten uns auch des letzten, sage allerletzten Restes unserer Wäsche, welche mit der gesammten Kleidung „fitzefadennaß" zum Trocknen an das Feuer der Küche gehängt ward. Lustig blies der Wind zu zwei zerschlagenen Fensterscheiben herein, obschon wir im

besten Zimmer des großen stockhohen Wirthshauses uns befanden; wir schliefen indeß wie die Todten, noch als die Sonne schon hoch am Himmel stand — und wir erhoben uns frisch und gesund und übermüthig. Stundenlang waren wir nun nach eingenommenem Frühstück internirt, lachten über unsere gestrigen Abenteuer und machten, um nicht ein Aergerniß zu geben und von dem wachenden Auge des Gesetzes, den Gensd'armen, „wegen Religionsstörung" als moderne Adamiten aufgegriffen zu werden, schüchterne, verstohlene Versuche, das gewerbfleißige, ehedem deutsche Pelsöcz vom Fenster aus in Augenschein zu nehmen. Gegen Mittag verschaffte uns die anstellige Kellnerin durch vorläufige Ueberreichung unserer trocken gewordenen Wäsche und der Weste sammt Halstuch die Möglichkeit, vor — allerdings sehr nachsichtigen — weiblichen Augen zu erscheinen und uns zum Tisch setzen zu können, der echt magyarisch, also ganz schmackhaft bestellt war. Auf die Nachsicht unserer Retterin aber konnten wir rechnen; sie war eine blitzäugige, brünette, ungemein schmucke Dirne, echt magyarische Rasse, schlank aber üppig gebaut, das glänzendschwarze Haar und der bunte Rock kleideten sie um die Wette gut, den Oberkörper bedeckte nur ein schneeweißes, enganliegendes Hemdchen mit kurzen Aermeln, welche Sitte man in Ungarn auf dem Lande im Sommer bei jungen Weibern aller Zungen, mit Ausnahme der deutschen, treffen kann, und welche bei vortheilhaften Körperformen und reiner Wäsche wirklich nichts Anstößiges hat, im Gegentheile. Wir söhnten uns vollends mit dem Schicksal aus, als das flinke Mädchen uns ankün-

digte, es habe bereits einen Wagen nach Rosenau bestellt. Wir packten nun die durch die angeschwemmte und später incrustirte Erde ganz steif gewordene „reine" Wäsche in die Ränzchen und wurden durch unsern Aufzug unwillkürlich in die rosigste Laune versetzt. Bis zu den Knieen trugen wir gediegenen Koth aus den Höhlen von Aggtelek, von da aufwärts an Kleidung und Hut alle möglichen Arten von Schmutz- und Erdflecken, dazu kamen noch einige an den Tropfsteinzacken gerissene Löcher in den Röcken; wir sahen ziemlich entmenscht aus. Von Pelsöcz unterschieden wir diesmal nur, daß die ehemalige Comitatshauptstadt etwas nüchtern, kahl und mitgenommen aussieht: vor allem viel Koth, Kirche und Häuser dunkelfarbig, weil selten geweißt, die Berge überall an die Häuser herantretend, so daß der Anblick etwas Beängstigendes, Pressendes hat, da man fast meint, die Berge müssen Einem auf die Brust fallen.

Wir verbargen unsern gräulichen Anzug in dem gedeckten Wagen und lugten eifrig ins Freie, und ein reiner kühler Windhauch erfrischte gar wohlthuend Gesicht und Brust, Herz und Sinn. Neben der Brücke über den durch die grauenvolle Mongolenschlacht 1241 berühmt gewordenen Sajó erheben sich auf der schönen Wiese große Zelte lagernder Zigeuner: weidende Pferde und wühlende Schweine, nackte krabbelnde, raufende, springende, schreiende Kinder (auch Kinder, welche schon anfangen zu plauschen und allein zu gehen, ich meine Mädchen von 16—17 Jahren, bedienen sich manchmal der Freiheit, im Gewande unserer Stamm-Mutter vor dem Sündenfalle zu erscheinen), Hunde, die faul

in die Sonne blinzeln, Kinder und Weiber, die um Geld, Burschen, die um Tabak betteln, in den Zelten mitten unter umhergestreutem Stroh flackernde Schmiedefeuer, davor einige rührige Kesselflicker, rauchendes, oder träge hockendes und müssig plauderndes Volk bilden die Züge des genug bunten, anregenden Bildes.

Ueberraschend, bald reizend, bald pittoresk ist die Landschaft von Pelsöcz bis gegen Rosenau in dem Sajóthale; Eisenhämmer und Pochwerke, Papier- und Mahlmühlen zeugen von der regen industriellen Thätigkeit Gömörs. Bald hinter Pelsöcz wird das Flußthal sehr enge, die Straße hebt und senkt sich zwischen den 1000 Fuß hohen schön bewaldeten Bergen, hinter deren köstlichen, anmuthig vertheilten und gruppirten Baumschlag und saftgrünen blumigen Wiesen weiße, senkrechte Kalkwände malerisch hervorschimmern, während ihr Vorland und Kamm mit kräftigem Grün angeflogen ist. Bei jeder Krümmung des von Zeit zu Zeit sich ausbuchtenden Thales treten neue Formen hervor, bald zu sanfter Bogenlinie gerundete, bald rasch aufsteigende Berge, mitunter von keck vorspringenden Felsmassen wirksam unterbrochen; auf beiden Seiten verzweigen sich liebliche bebuschte und klippenreiche Nebenthäler und steigern den anregenden Wechsel von Licht und Schatten. Gern vermißt man den Schmuck der Obst- und Weingärten des südlichen Gömör hier, wo das Reich der Bergknappen beginnt.

Bald hinter dem ehemals deutschen Berzéte (Bersethen), welches der Sitz einer Eisenwerksgesellschaft ist, liegt seitab vom Sajó, in steiniger Landschaft und durch eine lang-

gezogene, kahle Kalkwand begrenzt, das freundliche Rosenau, zum Theil in dem 200 Schritt breiten Csucsomer Thale begrenzt von drei Bergen, zum Theil in einer anstoßenden Ebene, während einzelne Häuser sich in die nach allen Seiten verlaufenden Gründe ziehen. Rosenau macht ganz den Eindruck eines deutschen Landstädtchens: das einfache, etwas erhöhte Trottoir, der Röhrbrunnen, die Reinlichkeit der Straßen, der überall sichtbare rege Gewerbfleiß, die Wohnlichkeit des Gasthauses, der Wohlstand und die Freundlichkeit der Bewohner bringen eine sehr vortheilhafte Wirkung hervor. Rosenau ist eine bischöfliche Residenz, wir stießen auch bald auf die kleine Domkirche und auf lustwandelnde Kleriker. Eine günstige Rundschau über Stadt und Umgebung gewährte uns der Calvarienberg, welcher noch mehr mit Schlackenhalden bedeckt, von Schachten und Stollen durchwühlt ist, als die metallreichen Nachbarberge. An seinem Fuße entspringen drei ziemlich wirksame Mineralquellen, eine derselben aus einem aufgelassenen Schachte. Das nahe Bad ist noch stark ursprünglich, liegt aber sehr günstig für Ausflüge nach den Naturschönheiten von Gömör und Torna. — Das angeblich auf lauter Schlacken erbaute Rosenau, dessen Namen man von einer besonders reichen Grube ableiten will, besaß ehedem ergiebige Gold- und Silbergruben; es betreibt viel Industrie in Leder, Obstcultur und lebhaften Handel mit Lebzelt und mit Honig, welchen letzteren es aus Niederungarn, Siebenbürgen und dem Banat bezieht; seine Jahrmärkte haben für die Comitate Arva und Liptau Bedeutung. — Wir bedauerten, daß wir

wegen unseres herabgekommenen und nicht im Augenblicke herzustellenden Aeußeren von unseren Empfehlungskarten keinen Gebrauch machen, und Niemanden der lebenslustigen, noch vor 20—30 Jahren durch tolle Faschingstreiche bekannten Einwohner besuchen konnten. Auch am folgenden Morgen mußten wir in dem bereits aus Pelsöcz bekannten Aufzuge im Bette Contumaz halten und warten, bis uns die Wäscherin die Wäsche leidlich hergestellt hatte.

In dem Stuhlbezirke Rosenau, wie in dem anstoßenden Bezirke Röcze (Rauschenbach) liegen zahlreiche magyarisirte deutsche Colonieen, theils bald nach den Zipser Städten angelegt, theils von diesen ausgegangen, oder wenigstens verstärkt, als sich der Bergbau in Gömör lohnend erwies. Solche Ansiedlungen sind Bettlér, Henczkó, Petermann, Ochtau, Rochfalva (Rochusdorf), Csetnek, das bis 1580 ganz deutsch war und in dessen Kirche noch ein Kleid von uraltem deutschem Schnitte aufbewahrt wird, welches jede Braut bei der Trauung anlegt, u. a. Orte, welche noch im vorigen Jahrhundert Deutsche enthielten*).

*) Der 12 Quadratmeilen umfassende Stuhlbezirk Rosenau enthält unter 35,600 Einwohnern 19,800 Evangelische, welcher Umstand deutlich auf die bedeutende Anzahl der einst hier seßhaften Deutschen hinweist, während heute nur 3800 Deutsche zwischen 15,600 Magyaren und 16,200 Slovaken daselbst leben. In den Bezirken Rosenau und dem ehedem noch stärker von Deutschen colonisirten Rauschenbach concentrirt sich fast der ganze beträchtliche Bergbau des Comitates, dessen Montan- und sonstige Industrie nicht unerheblich ist: so enthält beispielweise die Gespanschaft sehr gute Papiermühlen, was in Ungarn viel sagen will.

Wir schlenderten die Straße entlang zwischen sehr gut bestellten Aeckern gegen Krasznahorka. Ein buckliger Gnome mit einem nur aus Falten zusammengesetzten Gesichte, dem eine Nasenquetsche etwas sehr Abenteuerliches gab, wies uns freundlich über den Weg zurecht. „Ach, und das gute Bier, das Sie in Krasznahorka trinken werden!“ Bei diesen Worten hob er den Kopf, schlug die Augen aufwärts, brachte den Daumen und Zeigefinger an die Lippen, küßte die Fingerspitzen lüstern und schnellte sie mit einer ausdrucksvollen Geberde wieder auseinander, wobei ihm das Wasser in dem schmunzelnden Munde zusammen lief. Da in Ungarn Bier selten ist, und gutes Bier eine besondere Seltenheit, so stiegen in mir, der ich die Universität erst drei Jahre vorher verlassen, sehr studentische Erinnerungen an „Nektar“ auf. Ein Bekannter hatte uns eine Karte an seinen Oheim, den Pfarrer in Krasznahorka, mitgegeben; wir trafen aber den geistlichen Herrn nicht in seiner Wohnung, sondern bei dem Hofrichter (d. h. Verwalter) des Gutes. Wir gaben dem Hochwürdigen die Karte seines Neffen ab und fragten ihn um den übers Gebirge in die Zips führenden Weg. Er war auch wirklich so liebenswürdig, uns in großer Eile den Weg zu zeigen und fing an, sehr ängstlich nach seinem Hute zu spähen, gerade so wie Jemand, der aus einer unliebsamen Gesellschaft auskratzen will. Die uns gänzlich unbekannte Familie des Herrn Hofrichters L. nöthigte uns freundlich, die Ränzchen abzulegen, damit wir bequemer die nahe Burg Krasznahorka-Várállya besichtigten. Die Burg ist zwar ein altes Raubnest derer von Bebek, trägt aber den Cha-

rakter des 16. Jahrhunderts, liegt auf einem kahlen Schieferkegel und bietet nichts Besonderes dar. Als Seltenheit zeigt man den nicht verwesenden, ziemlich frisch aussehenden Leichnam einer in einem früheren Jahrhunderte beigesetzten jungen Dame. — Der Markt Krasznahorka zeichnet sich nur dadurch aus, daß ein Schmied sehr gute Ackergeräthe erzeugt.

Als wir zurückkehrten, fanden wir den Tisch reich gedeckt, der Herr Pfarrer aber hatte, vermuthlich um seinen Staubmantel zu verwerthen, sich aus dem Staube gemacht, ohne einen Gruß an uns zurückzulassen. Die Hausfrau lud uns sehr herzlich zu Tische. Es war wohl etwas kindisch und unrecht von uns, diese Einladung abzulehnen; obwohl wir jedoch sahen, daß wir die Hausfrau kränkten, hatte uns der holländische Rückzug des Herrn Pfarrers so eigenthümlich berührt, daß wir es nicht über uns bringen konnten, zu bleiben. (Wir versäumten aber nicht, schon am nächsten Tage schriftlich unsere Beweggründe, nämlich unsern damaligen Gemüthszustand offen darzulegen und mit gebührender Reue Verzeihung erflehend, dem Herrn Pfarrer ein ausgesuchtes mehrdeutiges Compliment melden zu lassen. Sollte der Herr Pfarrer P. jemals diese Zeilen zu Gesicht bekommen, so melde ich ihm geziemend, daß ich seinem Namen eine kleine Unsterblichkeit bereitet; Leute, denen ich erzählte, wie bereitwillig er den an ihn empfohlenen Fremden den Weg zeige, nennen seither einen auffallend haushälterischen Zug eine P—iade.) Wir machten jetzt begreiflich einen großen Bogen um das von dem großen, obschon körperlich kleinen Verehrer des Gambrinus mit so viel Liebe erwähnte

Bräuhaus, sollten aber bald den Wegfall eines Mittagmahles büßen, denn wir bekamen bis zum späten Abend seit dem leichten Morgenkaffee nichts als ein kleines Stück Brot, welches wir in der Kneipe am Ende des Ortes verstohlen kauften, etwas Anderes war nicht aufzutreiben.

An mehreren Eisenwerken vorüber, die großen gräflich Andrássischen Werke im Rücken, gelangten wir nach einem weiten, durch Hunger und Hitze sehr behinderten Marsche auf den Gipfel des schmölnitzer Berges. Eine krystallhelle und eiskalte, obschon kaum faustgroße Quelle und eine Anzahl Heidelbeeren retteten uns an diesem Tage das Leben. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu und wir bekamen, nachdem die Gefahr zu verschmachten beseitigt war, wieder Sinn für die Schönheiten um und hinter uns. Nicht leicht wird man in Ungarn ein so reizendes Durcheinander von Hügeln und Bergen in zahllosen Reihen und Gruppen, und alles bis zum Gipfel bewaldet, oder wenigstens mit saftigem Wiesengrün bedeckt, wieder erblicken, als man von dieser Höhe überschaut. Dabei entziehen sich die kahlen Wände in den Schluchten, die Ortschaften in den Thälern völlig dem Auge; die Sonne übergießt — namentlich wenn sie im Sinken begriffen ist — die Nadel- und Laubholzwaldungen, die Matten und die mannigfachen Bergformen in der Ferne mit den verschiedensten Lichtern und Tinten; in der Nähe aber heben sich Berglehnen, Gehölz und Felder gar anmuthig gegen einander ab. Im Süden stehen die grauen Kalkberge von Torna, im Westen die mannigfachen Höhen von Gömör, bald deutsche, bald magyarische, bald

slavische Namen tragend, einige kaum 1000 Fuß hoch, andere bis zu 4000 und darüber ansteigend. Aus diesem Gewirre heben sich deutlich ab gegen Westen der ausgedehnte, aber unbewohnte Rücken Plesiwska, im Nord-Westen der „Wald" von Jesova und der von Jassenowa, im Hintergrunde der Radzim und der Rams, der Kohut, die Stolicna, der Tresnyik und der prachtvolle Königsberg an der Liptauer Grenze. Im Osten und Norden treten die Berge der Zips heran, schon die Pipitka und der Volovecz in der nächsten Nähe erreichen die Höhe von 4000 Fuß. Unsere Lebensgeister waren in dem Grade geweckt worden, daß wir Kraft genug fanden, einen Angriff bissiger Schäferhunde siegreich zurückzuschlagen. — Auf der Höhe des Berges nahmen wir Abschied von dem schönen Gömör und begrüßten die Zips, in welche wir bergab im vollen Laufe, über Stock und Stein, nicht auf der Straße einbrachen. Hinter dem ruthenischen Dorfe Uhorna nahm uns ein liebliches Thal mit schönen wohlerhaltenen Wegen, zwischen dichten Nadelbeständen auf, ein freundlicher Bach, später in einer gefälligen Klause zu einem Weiher geschwellt, gab uns das Geleite. Bald stießen wir in einer Weitung des Grundes auf eine Ansiedlung, aus hölzernen Hütten bestehend, in wenig Minuten schritten wir einen höher gelegenen Weg im abendlichen Zwielicht dahin und hielten unbemerkt unsern Einzug in das stille Städtchen Schmöllnitz. — Da stehst du schon hinter dem ersten beleuchteten Fenster, du gemüthlicher deutscher „Zwetschkenkrampus", und ihr andern Bescherungen des Nikolaus und des Christkindes! In dem Gasthause nahmen

wir ein endloses Mahl ein, von dessen hausbackenen Herrlichkeiten mir nur noch ungezählte sauere Gurken und eine Riesenschüssel voll grober „Halluschken" (Teigfleckchen) in dankbarer Erinnerung geblieben sind. Entsetze dich nicht, verehrter Leser, daß ich so viel vom Essen rede, ich bin wahrhaftig weder ein Wehrwolf, noch ein Leckerfreß, aber mache Fußreisen in Ungarn, und du wirst trotz heißen Blutes und frischen Geistes begreifen, warum ich diese kleinen Leiden und Freuden nicht übergehe. —

Die Zips.

ursprünglich „der Zips", im Volksmunde heute „Zipsen" genannt, ist durchwegs Gebirgsland, reich an großartigen aber selbst in Ungarn wenig gekannten Naturschönheiten, voll von noch unbeachteten Merkwürdigkeiten, und wird im Lande gern die ungarische Schweiz genannt. Die hohe Tátra am Nordwestrande, die niedere Tátra im Süd-Westen und die vielen Verzweigungen im Innern des Comitates bergen Schätze an Kupfer und Eisen, einiges an Kobalt und Antimon, Zink und Quecksilber, aber auch Gyps, Porzellanerde, Kalk, Marmor, Alabaster, ja angeblich selbst etwas Bernstein. Unglaublich ist die Menge der Sauerbrunnen. Nordwestlich von Donnersmark, also im Gebiete des oberen Hernad liegt eine Gruppe von Mineralquellen und schmutzigen verwahrlosten Bädern: Primocz, Schwabocz, Gansdorf, Hozelecz, Filicz u. s. w.; die zweite Gruppe liegt am Südfuße der Tátra und zieht sich längs der Popper u. z. überwiegend an deren

linkem Ufer bis hart an die Grenze des Comitats Sáros; die dritte liegt um Kirchdrauf und das Zipserschloß und zwar südwestlich von beiden. Ueberdies finden sich, wenn man den Süden, „die Gründe" ausnimmt, überall in der Zips einzelne zum Theil gar nicht beachtete, höchstens beim Brotbacken benützte Brunnen. Von den Bädern sind nurmehr Schmecks und Lublau (ein Frauenbad) besucht, Rauschenbach war einst prachtvoll, ist aber heute eine klägliche Ruine. Unter den Brunnen war der von Schwabocz einst vielbesucht, heute kommt der von Siva Brada bei Kirchdrauf unter dem Namen Sibrai viz (Schibraer Wasser) stark in den Handel. Aber kein Fremder kann sich eine Vorstellung davon machen, wie roh und blöde die zipser Slovaken mit Gesundbrunnen umgehen; ein ruthenisches Bad vollends ist der Inbegriff alles Ekelhaften.

Das Klima der Zips ist rauh aber gesund, was sich — wenn man die Gründe abrechnet — in dem hohen Alter vieler Bewohner und der geringen Sterblichkeit der Bevölkerung genugsam ausspricht.

Ungleich rauher als Gömör, weil nördlicher und höher gelegen, den Tátarstürmen und dem Nordwinde ausgesetzt, bildete die Zips ein zusammenhängendes menschenleeres Waldland, als die ersten deutschen Ansiedler sich hier niederließen. Von mehr als einer deutschen Ortschaft erzählt die beglaubigte Ueberlieferung, daß an ihrer Stelle „densa silva" gestanden, und ich selbst hatte von einer Stadt mit heute blühendem Ackerbau Urkunden in der Hand, welche die Namen derer enthielten, die vor einigen hundert Jahren, als

der Bergsegen abnahm, den Wald zu roden begannen, mit genauer Angabe der Anzahl Joche, welche jede einzelne Menschenhand urbar machte.

Die ältesten deutschen „Gäste" kamen in die Zips wohl um das Jahr 1143 (d. h. gleichzeitig mit den ersten Colonisten Siebenbürgens, der ungarischen Bergdistricte und Südwestungarns) aus Sachsen, Franken, Thüringen, vom Ober- und Niederrhein, aus Lothringen und aus Flandern *). Den massenhaften Zuzügen unter Bela IV. nach dem verheerenden Mongoleneinfalle (1242) folgten unabläßige Einwanderungen Einzelner, aber auch größerer Gruppen, die sich in städtische Gemeinden vereinigten. (Die Kreuzzüge allein brachten zahlreiche deutsche Elemente nach Ungarn.) Diese zur Begründung der materiellen Cultur und zum Schutze der Krone gegen (freche Oligarchen und) äußere Feinde, zunächst gegen Polen herbeigerufenen Zipser „Sachsen" schlossen sich naturgemäß dem Königthume, als ihrem schützenden Horte an. Trotz der Gewährleistung ihrer Sprache und ihres heimischen Rechtes unterstanden die älteren Colonisten selbst nach Andreas II. Freiheitsbriefe 1224 der obersten Gerichtsbarkeit des Comitatsgrafen auf dem „Zipserhause". Frühzeitig aber bestrebten sich die Pflanzstädte unter ihren Privilegien freie Richterwahl und selbständige Civilgerichtsbarkeit zu erlangen.

---

*) Man hört in der Zips von einem unbeständigen Mädchen noch heute: Das Mädchen ist aus Flandern — Es wandert von einem zu dem andern.

Stephan V. erhob 1287 die allmählich herangewachsenen „24 zipser Städte" zu einer Gesammtheit, „universitas"*), eximirte sie von der Gerichtsbarkeit des Comitatsgrafen und erhob den aus ihrer Mitte zu wählenden „Nationsgrafen" zu ihrem selbständigen Richter mit dem Amtssitze in Leutschau, welches 1245, also unmittelbar bei der Gründung, zur königl. Freistadt bestimmt und nach der Zerstörung durch nogaische Tataren 1284 von den gesammten Zipserstädten als gemeinschaftliches Bollwerk wieder hergestellt und befestigt ward. Die durch Gewerbe und Handel rasch aufblühenden Städte hatten in der Entscheidungsschlacht zwischen Karl Robert und den Oligarchen Mathäus Csák, Demeter und Omode hervorragenden Antheil an dem Siege des Prätendenten. Der dankbare König verbriefte und erweiterte ihre alten Rechte,**) und die Zips nahm fortan einen noch lebhafteren Aufschwung.

Aber schon mit Sigmund, dem Städtefreunde, der Kesmark das Stapelrecht verlieh und das Bürgerthum mit der Vertretung auf dem Reichstage begabte, be-

*) Nur eine Art kirchlichen Zusammenhanges erhielt sich nach Sigmund, denn die fraternitas XXIV. parochorum regalium hatte vielen Antheil an der Verbreitung der Reformation, für welche Andreas Fischer von Schwedler aus seit 1529 wirkte.

**) „und dieselbigen Zipser, unsere Getreuen, männlich stritten und schonten nicht ihre Güter, noch eigene Person, sundern sich vor unser kuneglicher Majestett dargeben haben in Fertigkeit und Blutvergießen bis in den Todt" — besagt der nachmals verdeutschte Freiheitsbrief des Königs.

gann für die Zips der Glücksstern zu erbleichen. Der stets geldbedürftige König verpfändete 13 Städte der Zipser universitas, dann die Güter Lublau und Pudlein sammt dem so eben zur königl. Freistadt erhobenen Orte Pudlein für 37,000 böhmische Groschen (780,000 fl. ö. W.) an Polen.

Fortan hatten die beiden Theile der Zips ein verschiedenes Geschick; das schlimmere traf den bei der ungarischen Krone verbliebenen Antheil. — Die bei Ungarn verbliebenen 11 Städte litten durch fortwährende Thronkriege und unterstanden, obwohl sie einen Landgrafen beibehielten, dem Comitatsgrafen. 1433 wurden sie von den „Hussiten" furchtbar verheert, bald darauf erfuhren sie dasselbe Loos 17 Jahre lang durch Giskra und Axamit.

1) Die politische Selbständigkeit verloren 9 von diesen gesetzlich „unveräußerlichen" Städten: Donnersmark, Eisdorf, Mühlenbach, Großschlagendorf, Kapsdorf, Oderin, Sperndorf, St. Kirn, Eulenbach (also nur Kesmark und Leutschau blieben unberührt), als sie Matthias C. an Emerich Zápolya übertrug; mit dem „stillschweigenden" Verluste der Privilegien gingen zuerst der Wohlstand, bald auch die Nationalität der deutschen Bürger zu Grunde, welche sogar zu hörigen Bauern herabsanken. (Kesmark und Leutschau wurden von dem Gewalthaber Zápolya an seinen Agenten Laszki verschenkt!)

Nach der Aechtung der Zápolya's schenkte die Krone der Familie Thurzo die zipser Besitzungen sammt dem Erbgrafen-

amte des Comitates (1531). Bei den Schilderhebungen der Bocskay, Bethlen, Rákóczy, Tököly, Franz Rákóczy litten die Städte durch Eroberung, Plünderung, Brandschatzung, Contribution und Drangsale, und zwar bald durch die Aufständischen, bald durch die königlichen Truppen. (Die Siege der königlichen Truppen schlugen aber dem Deutschthum der Freistädte tiefe Wunden, weil (im 17. Jahrhundert) die protestantischen Stadtmagistrate gewaltsam aufgelöst und aus magyarischen Katholiken neu zusammengesetzt wurden.)

Das Aussterben der Thurzonen bezeichnete aber nicht den Wiedergewinn der Reichsunmittelbarkeit, sondern nur den Wechsel der Herren, indem Ferdinand III. dem Grafen Stephan Csáky die Zips und die erbliche Obergespanswürde übertrug. So wurden unter dem drückenden Abhängigkeitsverhältnisse die 9 deutschen Städte allmählich elende Dörfer und fielen gänzlicher Slovakisirung anheim. — Erst das Jahr 1848 brachte ihnen — zu spät! — eine günstigere Stellung. —

2) Besser erging es den an Polen verpfändeten 13 Orten, welche, von den Gräueln und Folgen der Bürgerkriege verschont, und durch die polnische Krone gegen Herrschergelüste des Adels geschützt, im Besitze der Privilegien blieben. Als sie 1772 bei der ersten Theilung Polens an Ungarn zurückfielen, bestätigte Maria Theresia (am 20. Februar 1775) feierlich ihre Privilegien und vereinigte sie mit den Städten Pudlein, Lublau und Kniesen zu den privilegirten „16 Kronstädten". Doch war auch in diesen 13 Städten das Deutschthum wesentlich

angegriffen. Zwar waren Lublau und Kniesen schon von Polen zu Städten erhoben worden, aber beide Orte hatten so wie Pudlein im 18. Jahrhundert als Rechtsquelle nur eine polnische Bearbeitung des Magdeburger Rechtes (!); deutsche Tracht und Sitte verschwanden vor der tonangebenden polnischen; ja schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gedachte ein Stadtrichter des deutschen Ursprunges dieser Orte als einer Ueberlieferung!

3) Einen andern Verlauf hatte die Geschichte von Kesmark und Leutschau, welche Freistädte blieben, indeß von Kriegsdrangsalen (Leutschau) und Bedrängung durch mächtige Dynasten (Kesmark durch die Tökölys) schwer getroffen wurden, und zeitweilig durch gegenseitige Fehden sich selbst verderblich waren. Auf den Landtagen fanden die königlichen Freistädte keinen Schutz, sondern wurden im Gegentheil von den Ständen als nicht „national" mannigfach angegriffen. So waren die Intentionen Josephs II. vereitelt, welcher den Städten die landtägliche Intabulirung verschaffen wollte, und das deutsche Element und die kläglich gewordenen gewerblichen Zustände durch Herbeiziehung neuer Ansiedler, zunächst Handwerker, zu heben suchte. — Die katholischen — meist ärmeren — Bewohner der Zips waren materiell und geistig tief herabgekommen, und dem Charakter des Zipser klebte schon damals infolge seiner langen Leidensgeschichte jener Mangel an Selbstgefühl an, zu dem er doch, seine Nachbarn sittlich und geistig überragend, so wohl berechtigt wäre.

Kann man sich aber überhaupt wundern, daß unsere

Landsleute, der Willkühr ihrer fremden magyarischen Grundherren schutzlos preisgegeben, zu rechtlosen Bauern wurden? oder daß sie, verarmt, mit einwanderndem slovakischen Proletariat (das der katholische Pfarrer und der scheelsüchtige Grundherr gern begünstigte) stark vermischt, zu Slovaken wurden? Selbst das Andenken an die früheren Rechte und Freiheiten erlosch in dem materiellen Verfalle und der moralischen Zerrüttung, herbeigeführt durch die barbarischen Kriege; die Ortsrichter waren oft ohne die genügende Bildung, ohne Bekanntschaft mit den schützenden Privilegien, welche von den Grundherren bei Seite geschafft wurden, und wurden manchmal aus selbstsüchtigen Gründen zu Verräthern an den Gemeinden. Zur Zeit der Religionsverfolgungen lag den Protestanten mehr an der Behauptung der Religionsfreiheit als an andern Gütern, und nach den Schrecknissen von 1670—1680 waren die Zipser, völlig geknickt, ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft.

Immer mehr Fremdlinge (darunter auch sehr zweideutige Deutsche), Polen, Slovaken, Ruthenen wanderten allmählich ein; wer von der alten Bevölkerung etwas bedeuten wollte, ließ sich adeln und verfolgte dann, gleich den Freistädten Kesmark und Leutschau, sein eigenes Interesse, ohne sich um das Loos der Andern zu bekümmern.

Aber auch in dem polnischen Antheile der Zips hatte das nationale Element der Deutschen keinen Rückhalt, denn der „Graf", welchen Polen seinen 13 Städten beließ, war nicht zu vergleichen mit dem Nationsgrafen der Siebenbürger Sachsen, nicht

einmal mit dem Zipser Grafen von ehedem. (Simplex erzählt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, daß dieser Graf von den Richtern der 13 Städte auf ein Jahr gewählt wird, „da besonders auf einen friedfertigen und häuslichen Mann gesehen wird," der wenn er sich wohl hält, auf ein weiteres Jahr de novo confirmirt werden könne. „Zu meiner Zeit wurde ein Schuhmacher Graf.") Anderseits bemühte sich das bekanntlich glaubenseifrige katholische Polen dem Protestantismus an den Leib zu gehen. Es erbaute in Pudlein ein großes Piaristencollegium, in welchem alle arme Schüler ganz oder fast unentgeltlich verpflegt und unterrichtet wurden. Viele Arme convertirten. Anderseits brachten die jungen Schlachtizen, welche die Lateinschule besuchten, viel Geld mit; die wohlhabenden Familien setzten eine Ehre darein die gewandten, galanten und lebenslustigen Junker bei sich aus- und eingehen zu sehen; polnische Dienstleute wanderten ein, polnische Neubürger rückten nach, Edelleute ließen sich nieder, die Deutschen lernten polnisch, und wie leicht der weiche Deutsche seine Sprache in der Fremde verlernt, ist ja sattsam bekannt. — So wurde das nationale Element auch hier zersetzt und der Protestantismus — ehe magyarische Gesinnung den ungarländischen Deutschen geläufig wurde, die wesentlichste Stütze des Deutschthums in Oberungarn — langsam untergraben.

Aus dem Mutterlande wanderten keine Zuzügler nach; im Gegentheile, gleichwie von den bei Ungarn gebliebenen Zipsern viele unternehmende Leute

einzeln oder mit ihren Familien sich in Ungarn zerstreuten um dort ihr Glück zu machen, eben so gingen manche der an Polen gekommenen Zipser nach Polen. Allerdings wurden, wie unter polnischer Herrschaft viele arme und reiche Deutsche polonisirt wurden, unter ungarischem Regiment viele arme Deutsche slovakisirt, während manche Reiche sich magyarisirten: aber den ungarischen Zipsern brachte das Mutterland seit der Reformation mannigfache geistige Auffrischung und Belebung durch herbeigerufene Prediger und Lehrer; weiter holten Pastoren und Professoren ihre Bildung von deutschen Universitäten und es war Ehrensache des wohlhabenden Mannes, der etwas vorstellen wollte, in Deutschland studirt zu haben, oder doch dahin gereist zu sein. — Nichts davon war in dem polnischen Theile der Zips üblich oder möglich.

Das Deutschthum nimmt somit in der Zips seit Jahrhunderten stetig ab, numerisch und moralisch. Ein Theil der Zips wird sich materiell und geistig wieder heben aus seiner Verkommenheit; aber die Zips kann das nie mehr werden, was sie einst war, nicht einmal Leutschau und Kesmark können infolge der von Grund aus geänderten ungarischen und der Weltverhältnisse nur annähernd ihre frühere Bedeutung erlangen. (Näheres darüber gebe ich im Texte der Reiseskizzen.) — Das Aussterben mancher Familien, verheerende Seuchen, menschenmörderische Thron- und Bürgerkriege, freiwillige und erzwungene Auswanderung Einzelner und ganzer Massen, Slavisirung und Magyarisirung haben die Reihen der Zipser Deutschen furchtbar ge-

lichtet; aber die Reste des Deutschthums (50,000) sind heute nichts desto weniger interessant und achtbar. Die bessere Bauart der Wohngebäude und Stallungen, die wohlbestellten Felder, die behaglich eingerichteten Wohnungen, die bessere Kleidung, der solide Wagen, die gut gepflegten Pferde und Rinder, vor allem aber das im Allgemeinen tüchtige geistig-sittliche Leben, welches in der Erziehung der Kinder seinen lebendigsten Ausdruck findet, — alles dies bildet heute noch eine tiefe Kluft zwischen Deutschen und Slovaken.

In Folge ihrer Abstammung aus verschiedenen Theilen Deutschlands sind die einzelnen Gruppen der Zipser Deutschen in Sitten und Gebräuchen verschieden, dennoch ist der Grundzug ihres Charakters ein gemeinsamer. Er ist dort getrübt, wo das Slovakenthum eindringt, oder das etwas anmaßende und ungehobelte Jung-Magyarenthum sich breit macht; er hat sich am reinsten erhalten, wo abgelegene Orte dem Verkehre mit der großen Welt noch mehr entrückt sind, als dies ohnehin mit der Zips im Allgemeinen der Fall ist, deren Charakter ich in einer still-genügsamen Abgeschlossenheit suchen möchte, sowohl im Landschaftlichen, als auch im Menschenleben. Es ist, als ob hier die Natur den Menschen in einem Schneckenhausleben gefangen hielte, bis Eisenbahnen den leisen, aber mächtigen Bann brechen werden.

Reisende früherer Jahrhunderte rühmen die Zipser (Deutschen natürlich, von den 100,000 Zipser Slovaken spricht Niemand) als ein „freundliches, gesprächiges, treuherziges, gutmüthiges und friedfertiges Volk". Und so

habe ich auch die Zipser gefunden und ich kenne deren viele. Sie sind höfliche, dienstfertige Menschen, ruhige und mäßige, arbeitsame und ausdauernde Naturen. Treuherzigkeit und Biederkeit werden unter ihnen, namentlich in den abgelegenen Orten, sehr häufig gefunden. Die Katholiken sind im Allgemeinen schlichter und offener, die Protestanten weltkundiger, geriebener, gegen den Fremden anfangs etwas zugeknöpft und mißtrauisch, und blicken mit unverhehlter Geringschätzung auf den katholischen Stammesgenossen mit dem Gefühl der Ueberlegenheit des (wirklich in vielen Fällen aber nur vermeintlich) Gebildeteren und mit unverkennbarem Batzenstolz: denn bei den Gegenreformationen convertirten zumeist die Armen, es widerstanden die Reichen und erhielten Verstärkung durch flüchtige Glaubensgenossen aus den Alpenländern. Der Zipser ist der friedfertigste Mensch in Ungarn, aber nicht furchtsam, denn er giebt muthige Soldaten und tüchtige Offiziere ab; er ist schlicht und geistig etwas langsam, aber intelligent, d. h. recht bildsam, das beweisen seine Industriellen; er hat oft etwas allzu Bescheidenes und Schüchternes, ja Verlegenes; aber wenn er etwas gelernt hat und die Mittel besitzt, so ist er ein unternehmender Industrieller. Eine gewisse kühle Nüchternheit, ein einseitiges Merken auf das Praktische läßt sich an ihm nicht leugnen; dies erklärt sich aber theils aus seiner alten Leidensgeschichte, theils aus der gänzlichen Isolirung von dem regenerirenden Mutterlande und der gegenwärtigen rathlosen Abgeschlossenheit. Seine angestammte Gemüthlichkeit offenbart sich in der Herzlichkeit gegen die Nachbarn, in der Gastfreundschaft gegen Fremde, in

der liebevollen Anhänglichkeit an seine, wenn auch entfernt wohnenden Verwandten, in der Heiterkeit bei allen geselligen Zusammenkünften, vor allem aber in seinem schönen Familienleben. Die Achtung gegen die Eltern wird auf das Strengste festgehalten, nicht leicht wird z. B. Jemand gegen den Willen derselben heirathen, da ihn sonst der Fluch derselben und mit diesem die Verachtung seiner Mitbewohner treffen würde. Die Kinder werden zum Kirchen- und, wenn die Eltern nicht sehr arm sind, jetzt auch zum Schulbesuche ernst angehalten.

Wo noch die „guten alten Sitten" gelten, dort ist der Mann das Oberhaupt aller männlichen, die Hausfrau die Gebieterin aller weiblichen Hausgenossen; dort werden auch die Dienstleute, welche bis zu ihrer Verheirathung in Einem Hause dienen, zur Familie gerechnet, sie nehmen Theil an dem gemeinschaftlichen Früh-, Mittag- und Abendmahle und dem Gebete, das während des Sommers im Hofe, zur Winterszeit im Zimmer knieend verrichtet wird. Scheelsüchtige und Schwarzsichtige klagten zu Ende des vorigen Jahrhunderts, daß die Einfachheit der Sitten und der patriarchalische Familienton schwinde, daß der Luxus eindringe, daß, was ehedem der Sohn, die Tochter des Hauses gethan habe, nun dem Knechte, der (slovakischen oder polnischen) Magd von diesen zugewiesen werde, daß sich die Zipser Mädchen des Spinnens zu schämen anfangen*), daß da-

*) Im Winter verfügen sich in den kleinen Orten heute noch nach dem Abendgebete die Mädchen mit ihren Großmüttern — die

gegen das Theaterspielen wie eine Epidemie unter der Jugend der Städte einreiße. — Man ersieht aus diesen Klagen nur, auch für die abgelegene Zips gelte das unvermeidliche

Andre Zeiten, andre Vögel,
Andre Vögel, andre Lieder!

Auch hier greift die „allmächtige Zeit" ein, leise zuerst und wenig merklich, aber unabweisbar und unwiderstehlich. Die erwachende Modesucht, der beginnende Luxus haben ihre starken Schattenseiten und sie knicken viel Altehrwürdiges, aber in ihrem Gefolge erscheinen auch die allgemeiner werdende Bildung, die steigende Aufklärung und der Fortschritt, und sie alle thun den gegen uns andere Deutsche natürlich merklich zurückgebliebenen Zipsern wahrlich noth.

Wer die Zips in 100 Jahren bereisen wird, wird das Deutschthum hier an den meisten Orten noch mehr herabgeschmolzen finden, und manche Orte wird kaum noch die Sage umschweben, daß sie einmal deutsch waren. Von

---

Frauen hüten das Haus — und dem weiblichen Gesinde in die Spinnstube, wo sie bis gegen 11 Uhr verweilen. Hierher kommen dann auch die ledigen Bursche und treiben allerlei Kurzweil, mitunter auch Unfug, weshalb die Rockenstuben wiederholt verboten wurden. Märchen werden erzählt, auch wohl Gespenstergeschichten, denn der Zipser ist nicht frei von Aberglauben und der gemeine Mann giebt auf Träume und Vorbedeutungen sehr viel. (Der Gasparik ist ein bei Lublau sehr gefürchteter gespenstischer Schimmelreiter, der des Nachts den Wanderer schreckt. Der Zmock, das ist wohl der von den Slovaken entlehnte Lidercz, bringt Glück und Segen ins Haus und erscheint gern in unschuldiger Thiergestalt, z. B. als Haushuhn u. s. w.)

einigen Zipser Deutschen haben nicht einmal die nächsten Nachbarn einige Kunde; ich meine die unter den Slovaken des 9 Quadratmeilen großen, aber nur von 17,700 Menschen bewohnten Stuhlbezirkes Altendorf, am Nordostabhange der Tátra, der **Magura**. Einst war dieses Gebirge und das Thal des Dunajez stark von Deutschen colonisirt; Beweis dafür sind Ortsnamen, wie: Altendorf, Matzau, Henschau, Frankau, Reichwald, Kahlenberg, Rothklop, Labs, Neu-Bela, Krempach, Fridmann, Durstin, Falstin, Kaczvin, Trips u. s. w.; hier war eines der Thore, durch welche die Deutschen nach Ungarn strömten, und heute leben hier nur noch 200 Deutsche (Protestanten). Die meisten übrigen wurden, selbst gegen die nächsten Nachbarn geographisch abgeschlossen, ohne allen Zusammenhang mit den Stammgenossen, selbst mit den anderen Zipsern jenseits der Berge, obendrein vielleicht immer nur einfache Bauern (der Bezirk enthält 32 Dörfer, aber nur einen Markt, keine Stadt), **zuerst katholisch** gemacht und **dann slavisirt**. Ein kleiner Theil wanderte aus, da das Klima zwar gesund, aber der Boden sehr karg ist, und das Ackerland mittels Faschinen an den steilen Böschungen befestigt werden muß, damit es von den Bergen nicht abrutsche; Haferbrot ist fast die einzige Nahrung des armen Volkes der Magura. Manche der Auswanderer ließen sich bei Debreczin nieder; die in ihren Bergen so gesunden Leute aber siechten bald aus Mangel an der Luft und dem Wasser ihrer Heimath und starben zuletzt am Heimweh! —

Der **Ackerbau** der Zips trägt eine unverkennbare

Aehnlichkeit mit dem in deutschen Gebirgsgegenden. Trotz des empfindlich kalten Winters und des kurzen Sommers wird der Maisbau nicht ohne Erfolg betrieben, da die in Ungarn übliche Art „Türkenweiz" zwar Wärme, aber keineswegs einen langen Sommer erfordert. Der Obstbau wird wegen des ungünstigen Klimas nur in den Gärten Leutschaus eifrig gepflegt, welche Erscheinung vielleicht auch mit der Abstammung der ältesten Bewohner dieser Stadt zusammenhängt. Wenn aber auch die Blüthenträume der Obstbäume nicht immer reifen, so hat sich doch die uralte Vorliebe der Zipser Mädchen für Blumen unverkümmert erhalten, was man an den Fenstern der Städtchen mit Vergnügen wahrnimmt.

Die Viehzucht wird nicht im Großen, aber sorgfältig cultivirt; die Schafzucht fängt an, etwas erheblicher zu werden. Die slovakischen Pferde sehen den häßlichen Pferden Dalmatiens ähnlich, die der Deutschen sind schmuck, wohlgenährt und stark. Einst blühte in der Zips die Bienenzucht, und der Handel mit Honig, Wachs und Pfefferkuchen war schwunghaft und erheblich. Seitdem auch in Ungarn der Zucker den Honig verdrängte, gaben die Bienenväter, deren mancher einst über 50 Stöcke besaß, allmählich die Bienenzucht auf, und die rohe Soldateska zerstörte in den endlosen Kriegen manchmal, wie Anderes, so auch jedes Bienenhaus, z. B. in Göllnitz, wo man heute fast keine Bienen mehr sieht.

Die Montanindustrie ist in einzelnen Gegenden belangreich, ja großartig, in anderen nimmt sie ab, in vie-

len ist sie spurlos zu Grunde gegangen. Namen der Feldfluren, wie: Goldberg, Goldseifen, Hammergrund u. dgl. in solchen Gegenden, wo der Bergbau ganz oder nahezu aufhören mußte, dürften mit ein Beweis sein, daß auch in den oberen Gegenden, namentlich bei Leibitz, Kesmark, Béla, sich unter den ersten Einwanderern zahlreiche Bergleute befunden haben mögen; das unwirthbare Waldland dürfte schwerlich zu augenblicklicher Bodencultur gereizt haben, namentlich wenn die neue Colonie ungünstig für den Handel lag; und die Einwanderer, unter denen sich kunstsinnige, wohlhabende Männer befanden, kamen um ihr Glück zu machen, nicht blos um das nackte Leben zu fristen. (Die Gründner trieben, so lange der Bergbau blühte, gar keinen Ackerbau.) Die gewerbliche Thätigkeit der Zipser Städte ist nicht großartig, aber unterscheidet sich auffallend von der aller Comitate Ungarns. Jeder deutsche Ort besitzt hier die nöthigen Handwerker im sprechenden Gegensatze zu den slovakischen Ortschaften, obschon erst Joseph II. in manche Orte die seinerzeit fehlenden Handwerker entsendete. Die Mannigfaltigkeit, Solidität und Nettigkeit der gewerblichen Erzeugnisse übertrifft weit die ähnlichen Leistungen der anderen Comitate.

Die Leinenindustrie der Zips, einst eine gepriesene Goldgrube, ist furchtbar zurückgegangen. Begreiflich; die gerühmte Zipserleinwand mußte wie die schlesische den gefährlichen Wettkampf mit der irischen und belgischen eingehen und mußte, z. B. nach der Türkei zu, den durch Naturverhältnisse begünstigten Nebenbuhlern gleich jener weichen; in die

Städte dringt siegreich die wohlfeile Baumwolle ein. Schon lange Zeit verfertigten die Zipser nur grobe Leinwand, denn blos diese wurde auf den Märkten in Debreczin von den Serben und Romanen aufgekauft, aber auch diese fangen an, ihren Bedarf durch Verfertigung von Hanfleinwand selbst zu bestreiten. Joseph II. machte die Zipser mit dem Spinnrade bekannt und errichtete in Leutschau eine Spinn- und Webeschule für die Zips, in welcher die Mädchen unentgeltlich unterrichtet wurden gegen die Verpflichtung, nachmals zu Hause in einem öffentlichen Gebäude den Gebrauch des Spinnrades zu lehren.

In Handel und Verkehr fängt der Jude in der Zips wie überall in Ungarn an, die Deutschen zu verdrängen; sitzen doch in der armen Magura bereits über 600 Juden, und alle wollen leben. Obwohl die hydrographischen Verhältnisse des Comitates im Ganzen günstig sind, macht sich doch der Mangel einer großen Wasserader sehr fühlbar. Für die Verbesserung der Straßen that bereits Joseph ungemein viel, für die Vermehrung derselben die österreichische Regierung 1850—60; dennoch fehlen bei dem Mangel an heimischem Capital vielen Orten alle Communicationsmittel. Nur so begreift der Reisende, wie manche Naturerzeugnisse an Ort und Stelle um ein wahres Spottgeld feilgeboten werden, z. B. die Forellen mancher Gebirgsbäche, der köstliche Lachs, welcher aus der Weichsel in die Poprad wandert, das feine Haselhuhn, die kräftigsten Mineralwässer, die Niemand beachtet, weil sie noch keinen Markt haben.

Ueber die Culturzustände der Zips von ehedem und heute werde ich an den betreffenden Orten Manches bemerken. Im Allgemeinen wiederhole ich, daß die geistige Bildung nicht jener der Deutschböhmen oder deutschen Schlesier Oesterreichs gleichkommt. Der Aberglaube blüht unter den ärmeren Katholiken, die von den Slovaken noch manche Dämonen annehmen. Noch vor 30 Jahren standen die „Weisen", fahrende Heilkünstler, unter dem Volke in großem Ansehen und machten mit ihrem Universalheilmittel, dem Meerzeischenfett (Fett des polnischen Murmelthieres), gute Geschäfte. Bei den Cholera-Unruhen 1830 waren nebst den Slovaken der Zips auch arme deutsche Orte betheiligt. Die Kur eines Studenten in Kaschau, der mit Wismuth (?) behandelt wurde und starb, gab die Veranlassung, daß die gedrückten Bauern vieler Comitate sich erhoben, indem sie an eine Vergiftung des ersten Opfers glaubten, bei der Verbreitung der entsetzlichen Krankheit wähnten, die Brunnen seien durch ihre Grundherren vergiftet worden, und nun zahlreiche Edelleute erschlugen. In der Zips begingen die deutschen Bauern zwar keine Gräuel, aber sie bewachten alle Brunnen und versetzten alle Wirthe in einen permanenten Rausch, indem sie diese zwangen, so oft sie Branntwein verkauften, davon zu kosten, um zu beweisen, er sei nicht vergiftet.

Ich kehre nun zu unserer Reise zurück.

Schmölnitz hat eine sehr hübsche Lage; in dem schmalen „Grunde" zieht es sich langgestreckt hin und umschließt

in der Mitte des Ortes eine Art Platz, dessen verschiedene Seiten aber in sehr ungleicher Höhe liegen, indem die Häuser terrassenförmig über einander die Seite eines Berges hinauf steigen. Der Kammerhof (das ärarische Gebäude, welches die Kanzleien und die Wohnungen der k. Beamtenschaft enthält) ist ein schmuckes, großes Haus, neben welchem das Rathhaus eine nur zu bescheidene Figur spielt; sonst ist nur noch die alte katholische Kirche erwähnenswerth, denn die meisten Häuser sind ebenerdig, ganz oder zum Theil aus Holz erbaut. Vor den Häuschen der kleinen Leute befinden sich „Bühnchen", kanzelartige Vorsprünge, kleine Lugaus. Von allen Seiten rauschen kühle Wasseradern von den Berglehnen herab. Wir wurden mit der liebenswürdigen Familie des Kassenverwalters Herrn M. bekannt, der so freundlich war, uns am andern Tage alle Sehenswürdigkeiten des Ortes zu zeigen und in dessen gebildetem Hause wir einen höchst angenehmen Abend verbrachten. —

Das Kupfer wird hier theils auf bergmännischem Wege gewonnen, theils aus den altberühmten Cementwässern, welche schon vor dem 15. Jahrhundert benutzt wurden und ehedem jährlich 800—1500 Ctr. Kupfer gaben, heute aber ungleich weniger abwerfen. Die Gewinnung des Cementkupfers beruht auf dem chemischen Gesetze, daß das mit Kupfer gesättigte Cementwasser im hohen Grade die Eigenschaft hat, sich mit Eisen zu verbinden, so zwar, daß wenn man Eisen hineinlegt, dieses begierig aufgelöst, das Kupfer aber fallen gelassen wird. Das Cementwasser, d. h. das durch die Zechen des uralten Baues durchsitzende, mit

Vitriolsäure verbundene Wasser löst das in Zechen, Bergen und zurückgelassenen Streifen befindliche Kupfer auf und wird sodann aus der Tiefe von 200 Klaftern durch eine Wasserkunst in die Höhe getrieben, deren Pumpwerk aus Holz und Leder besteht. Diese Erfindung soll ein „gemeiner Mann" gemacht haben, die meisten Verbesserungen aber traf in Schmölnitz der Bergverwalter Kaspar Reitzner. Ehedem wurde das Wasser ziemlich plump über allerhand altes Eisenzeug, welches eigene Leute im Lande aufkauften, geleitet und nach vier Wochen das schlammartig an dem Eisen abgesetzte Kupfer, der „Cementschlich", abgekehrt und eingeschmolzen*). Seit 50 Jahren sind für diesen Prozeß zweckmäßigere Anstalten getroffen. In den cascadenförmig geordneten Rinnen werden eigens gearbeitete dünne Eisenplättchen abwechselnd der Länge und der Quere nach über einander geschichtet, so daß sie vom Wasser allseitig bespült werden können. Die in den oberen Kanälen aufgeschichteten Plättchen werden am rascheſten vollständig aufgelöst und dann durch neue ersetzt, in abnehmender Progression die tiefer unten befindlichen. Das durch eine Art Kasten abfließende Wasser läßt hier noch einen reichlichen Niederschlag aufgelösten Kupfers fallen. Von dem Punkte an, wo das ausgenutzte Cementwasser einfließt, enthält der Bach Schmölnitz kein lebendes Wesen mehr und theilt selbst dem Hauptflusse, der Göllnitz, einen rothen Niederschlag mit. (Ehedem gebrauchten arme

*) Zu einem Ctr. reinen Cementkupfers sind nahezu drei Ctr. Eisen erforderlich.

Leute das Cementwasser als medicinisches Mittel „zum oberen Purgiren".) Im Wege der Amalgamation, d. h. durch die Behandlung mit Quecksilber, wird aus dem Cementkupfer einiges Cementsilber gewonnen. Weil die alten Schliche schon stark ausgelaugt sind, wird heute das Gestein aus alten Halden, welches man ehedem als todt wegwarf, mit Erfolg zur Bereitung des Cementwassers über Tag verwendet. Die Nachhilfe der Menschenhand bei den „Cementern" ist so gering, daß sie von wenigen Kindern und gebrechlichen Alten besorgt wird.

Den größten Gewinn zog einst Schmölnitz aus seinen Bergwerken. Auf seinem Revier wurde einst Gold gefunden, wo heute Alles todt ist, z. B. bei Stillbach, Schnellenseifen, Goldseifen. Das Schmölnitzer Bergkupfer wurde einst stark nach Venedig geführt, wo aus demselben nach der Sage viel Gold ausgeschieden wurde. Der Rotheberg hat seinen Namen von den kolossalen Kupfererzhalden, die an seinen Abhängen hinabgeschüttet wurden; in ähnlicher Weise sind manche andere Lehnen mit Massen tauben Gesteins bedeckt. Der Bergsegen nahm aber stetig ab, vor 50 Jahren dürften noch 4500—5500 Ctr. jährlich gewonnen worden sein, seither jedoch immer weniger, denn die ergiebigsten Felder sind längst verhauen, die Ober- und Mittelteufen erschöpft. Das gewonnene Kupfer wird an die k. k. Kupferhandlung abgeliefert, die Metalle aber werden, schon wegen des fühlbaren Holzmangels, an Ort und Stelle nicht verarbeitet. Die Zahl der Arbeiter, welche zwar seit Jahrhunderten immer schwankte, betrug noch vor 50 Jahren in

den Wasch- und Pochwerken, bei den Cementern, in den Hütten und im Hammerwerk, in der Kupfermünze, im Wald u. s. w. über 3000, ist aber heute bis auf ein Geringes herabgeschmolzen, und Schmölnitz hat jetzt kaum etwas mehr Einwohner, als es vor 50 Jahren Arbeiter zählte! Die Bergknappen hatten einst die Verpflichtung, die Umgebung in Kriegsnöthen zu vertheidigen, weshalb sie uniformirt und exercirt wurden, bis Joseph II. die zur Spielerei gewordene Einrichtung aufhob. —

Ein bürgerliches Leben kommt hier seit dem Verfalle der Zips erst seit 1848 auf, bis dahin war — die ehemals freie k. Bergstadt! — Schmölnitz in kläglichster Abhängigkeit von der Kammer, was die vielfachsten traurigen Folgen unvermeidlich machte. Alte Leute erzählen darüber recht betrübende Dinge und versicherten mir, daß manche arme Häuer, deren Leben ohnedies trübselig genug war, nur wegen der ewigen bevormundenden und drückenden Plackereien auswanderten. Auch in den andern Gründen hörte ich von älteren Männern Details über Vorstände aus früheren Jahrzehenten, und ich begriff, warum die Leute so erbittert sprachen. In Wien erfuhr man von diesen Dingen nichts. Es ging zwar schon seit dem 17. Jahrhundert hier alles par ordre du Mufti, d. h. nach dem Willen und der Laune des Grundherrn. Ganze städtische Gemeinden wurden wie eine Heerde Buben abgekanzelt, nur weil sie einer Servitut nicht im rechten Augenblicke nachgekommen, mit empfindlichen und demüthigenden Strafen belegt, und jeden Augenblick sehr drastisch daran erinnert, was die „Ungnad" des „Gnädigen

Herrn" bedeute, von dessen Gnade sie wahrlich wenig zu verspüren bekamen. Ein bloßer Pächter des Grundherrn (gräflich Csáky'sche Familie) Joannelli anticipirte bereits um 1660 den Amtsstil des nachmaligen Oberamtes, welches auch nach Kaiser Josephs II. Tode sich vermuthlich einige Stilübungen der ehemaligen Paschas von Ofen zum Vorbilde nahm.

Die Häuer führen ein bedauerliches Leben; während ich einige Wochen in den Gründen verweilte, hörte ich mehrere Male die ziemlich ruhige Meldung: „Jetzt hat es einen Mann erschlagen". Kommen die Häuer zu etwas Geld, so wird es leicht vertrunken, — hat man doch für das Verloben den sonderbaren Ausdruck „Vatrinken". Merkwürdig ist, daß sich die Schmölnitzer Mundart erhalten hat, wiewohl die alte Bevölkerung fast ganz ausgestorben oder ausgewandert ist und viele Polen hier einwanderten. Der deutsche Theil der Bevölkerung ist sehr fleißig, und, besonders seit sich die Schule gehoben hat (ein Preußisch-Schlesier, Christen, den ich als betagten Mann im J. 1860 kennen lernte, hatte viele Verdienste um die Schule), überall in Ungarn gern gesehen. — Vor 1848 war in den wohlhabenderen Familien mehr Zusammenhalt und — Geld; Musik und Gesang, ein Liebhabertheater, auf dem sogar manchmal kleine Opern gegeben wurden, belebten die Geselligkeit; statt der Opern hört man jetzt am Sonntag nach der Messe nur das Stampfen und Schreien der im Wirthshaus tanzenden Häuer.

Auf den Berglehnen erblickt man sehr kleine Felder und

Krautgärten, mit Gebüsch eingefaßt, das von oben nach unten, und quer durch in parallelen Streifen sich erstreckt, was sich sehr artig ausnimmt. Von Schmölnitz fuhren wir zwischen dem Vogelshübel und dem hinteren Schwalbenhübel an einem Erdrücken vorüber, auf welchem die Schmölnitzer einst nach dem Witzworte der andern Zipser „Brinsen (Schafkäse) säten, damit dort Schafe wachsen"*), und neben den Schmölnitzhütten, einer selbständigen Colonie. —

*) Die Zipser haben für einander von Alters her gegenseitig neckende Anecdoten und Spitznamen, so heißen z. B. die Leibitzer die Zöckelstecher, die Rißdorfer die Kippendrescher, die Käsmarker die Hubeisen (oder Thaler), die Leutschauer die Kleutschenfresser, die Neudorfer die Schonkenfresser, die Belaer die Prohler u. s. w. Die Beïler Steckeln (Stückchen der Stadt Bela nördlich von Käsmark), launig und originell ausgeheckt, sind allen Zipsern geläufig; ebenso die Histörchen über die der Zips benachbarten Metzenseifener. Schon der ungarische Simplex, ein merkwürdiges Buch aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, überliefert der fünf freien oberungarischen Städte „ihre bekannten Vers", welche allerdings auch einen Beweis des damals noch regen Verkehrs dieser der Zips so nahen Städte giebt (3 von diesen Städten liegen im Comitate Sáros): Von Kaschau ungefangen, Von Eperies ungehangen, Von Bartfeld unbeweibt, Von Zeben unbekleibt, Kommt er in die Leut, Kann er sagen von guter Zeit. — Zur Erklärung diene: Die Kaschauer Stadtpolizei führte Jeden, der Nachts ohne Laterne ausging, auch den Edelmann, auf die Stadtwache, am Morgen mußte er Strafe zahlen oder wurde „gepritscht". In Eperies „um einer lüberlichen Sach' willen (wegen einer Kleinigkeit) kann Einer gehenkt werden, wie denn um weniger Aepfel willen, auch um eines Rosmarinstockes willen". Wenn in Bartfeld „ein lediger Kerl Abends

Das hinter einem Berge seitab gelegene Stosz arbeitet sehr hübsche Schmiedewaaren, namentlich liefert die dortige Messerfabrik Bestecke aller Art und gute Taschenmesser, welche in Menge nach Pesth und Debreczin gehen. — Ein sehr anmuthiger, gut unterhaltener Weg schlängelt sich in einem tiefen Grunde, den die Schmölnitz murmelnd durcheilt, zwischen rationell gepflegten Nadelwäldern in das breitere Thal der forellenreichen Göllnitz; Mühlen und Kreuze, Wirths- und Jägerhäuser, Eisen- und Kupferbergwerke bringen Abwechslung in die Landschaft; jeder Begegnende bietet freundlichen Gruß und selten wird man von dem bettelhaften Wesen der Slovaken peinlich berührt. Fast in jedem der kleinen Orte, die man nun berührt, erblickt man eine protestantische und eine katholische Kirche; leider befinden sich die Schulgebäude der meist ärmeren Katholiken mitunter in einem erbärmlichen Zustande. Gleich der nächste Ort Einsiedel ist in einem breiten behaglichen Thale mitten unter sehr schönen Bergen gar anmuthig eingebettet, macht aber völlig den Eindruck eines Dorfes; das Rathhaus ist das kleinste Gebäude dieser Art, das ich je gesehen, zwei kleine Zimmer und ein Kabinet füllen das ebenerdige Häus-

mit einem Mägdlein auf der Gassen, oder an der Hausthür stehend redete, wurde er durch eigens bestellte Aufseher eingezogen und mußte das Mädchen nolens volens ehelichen". Unbekleibt bedeutet ungespottet; die Zebener galten für arge Spötter. Leut ist gleichbedeutend mit Leutsch, oder Leutschau. Die Zipser galten für sehr glimpflich. — Also: Wer jene 4 Städte ohne Abenteuer im Rücken hat, mag sich Glück wünschen, sobald er Leutschau erreicht.

chen ganz aus. Der katholische Pfarrer und der protestantische Bürgermeister lebten (wenigstens noch im J. 1860) unter Einem Dache und in freundschaftlichem Verhältniß; in der Zips ist das durchaus nicht gang und gäbe. Die Protestanten kommen übrigens in Einsiedel nicht selten zu dem katholischen Pfarrer um geweihte Kräuter bitten: „Glauben Sie ja nicht, daß wir nichts darauf halten!" Erwähnt muß bei Einsiedel das gute Obst werden, welches die Bewohner in geschützteren Lagen aus Wildlingen zu ziehen verstehen.

In Schwedler fand ich einige ältere hölzerne Häuser, deren Bauart mir in der nördlichen Zips nicht mehr unterkam: im oberen Stockwerke befinden sich mitunter geräumige, aber noch unter Dach befindliche Altanen, welche als Trockenböden verwendet wurden. Als ich mich im J. 1860 hier aufhielt, konnte der damalige „Bürgermeister" weder lesen noch schreiben! Alles besorgte der Notar. — So lange manche deutsche Orte unter der Vormundschaft der Gutsherrschaft standen, suchten diese als Richter einen von ihnen abhängigen, möglichst unbedeutenden, zu seinem Amte oft gar nicht tauglichen Menschen durchzusetzen, der dann thun mußte, was hohe Obrigkeit haben wollte. Wie der ungarische Adel noch vor 30 Jahren mit den Bürgern seiner Landstädte umzugehen wagte, kann ich hier nicht auseinander setzen, darf aber aussprechen, derlei erlaubte man sich bei uns nicht mit Bauern.

Aeußerst freundlich ist das stille Thal von Einsiedel nach Wagendrüssel: offene Lichtungen, malerische Bergkuppen,

Nadel- und Laubholzbäume vom Sonnenlicht durchglitzert beschäftigen das Auge in der heitersten Art. Die Felder sind ringsum auf das Sorgfältigste bestellt, obwohl der Ackerbau in der südlichen Zips jungen Ursprunges ist; denn so lange der Bergbau blühte, wurde nicht eine Hufe Land von Pflug oder Hacke aufgerissen, jeder Bissen Brot mußte aus der Nachbarschaft zugeführt werden, und die Einwanderer hätten sich in den Bergdistricten nicht niedergelassen, wäre der Metallgewinn nicht so lohnend gewesen. Jetzt sind die alten Stollen, Schürfe und Halden mitten zwischen Feldern befremdende Wahrzeichen des versiegenden Bergsegens jener Gemarkungen. Bei Wagendrüssel wurde, wie ich aus einer alten Urkunde entnahm, in dem Bache Ovys (dem heutigen Eisenbache?) einst Gold gewaschen. Erzählte man derlei den jetzigen Bewohnern, so würden die meinen, man wolle ihnen ein Märchen aufbinden. In Wagendrüssel bekamen wir leider so gut wie nichts zu Mittag, denn man ist in diesen kleinen und abgelegenen Orten auf Fremde nicht vorgesehen. — (Bei einem spätern Besuche erfuhr ich, daß Abends „Theater" sein werde, „Seiltänzer" sollten sich im Wirthshause produciren. Nachdem ich unter Tags erlebt, daß auf dem Felde beschäftigte deutsche Bürgermädchen meinem nichtungarischen Rocke zu Ehren das magyarische Lied angestimmt „wie die Ungarin nur den Ungarn liebe", und nachdem die männliche Jugend mich wegen meines Strohhutes für einen der Komödianten gehalten, genoß ich am Abend das Vergnügen, daß die gesammte deutsche und slovakische Jugend vor meiner Schwelle pfiff,

lachte, grunzte, schnatterte, auch unterweilen vertraulich an meiner Thür trommelte, und daß schließlich, d. h. bei einer improvisirten Rauferei zwischen Slovaken und Zigeunern, ein mit einem Beile in den Kopf gehauener und tüchtig blutender Zigeuner mich mit Gewalt zum Schiedsrichter erheben und von mir die exemplarische Bestrafung seines Gegners augenblicklich erlangen wollte. Als sich die Menge nach dem „Theater" längst verloren hatte, gaben mehrere slovakische Liebespärchen unter meinen Fenstern so ungezwungene Beweise dafür, daß sie die Liebe nur vom physiologischen Standpunkte auffassen, daß ich einem solchen Pärchen den Gehalt eines gefüllten Waschbeckens zukommen ließ. Die Leutchen nahmen mir indeß diesen Segensguß nicht übel, oder fühlten sich gar noch geschmeichelt durch diese Aufmerksamkeit des fremden Reisenden, denn sie lachten ganz freundlich.)

Hinter Wagendrüssel erheben sich rechts und links von den bewohnten Thälern unbewohnte, zum Theil noch mit dichten Waldungen bedeckte 4—4500 Fuß hohe und ziemlich breite Bergrücken, deren Einsamkeit fast niemals durch Jägerhäuser, sondern nur durch Gruben, Hütten, Hämmer, Hochöfen, seltener durch Mühlen unterbrochen wird. So stehen zunächst östlich das kupferreiche Gebirge Hegyen, links unwegsame Berge und der Neudorfer (Iglóer) Wald, zwischen denen in lieblicher Waldeinsamkeit, unter rauschenden Quellen die Kupferschmelzen, Hämmer und Häuser von Hnilecz an den Hügeln und im Thale zerstreut liegen. Fortan werden nordwärts Buche und Birke durch die ernstere

Fichte ersetzt, welche bald in großen Schlägen auftritt. Die ganze Landschaft zwischen Wagendrüssel und Igló, und überhaupt der Raum zwischen der Göllnitz und dem Hernad haben noch in unseren Tagen für den Bergbau große Bedeutung. Ueber das Gebirge, dessen Gipfel wir schon stark abgeholzt fanden, gelangten wir in die ehemals deutschen Slovakendörfer Csepanfalu (einst Tschependorf) und Markusfalu, welches letztere noch 1580 als Marksdorf eine sehr gesuchte deutsche, protestantische Schule besaß. In der Nähe liegen das Slovakendorf Odorin, einst eine der 24 zipser Städte! und andere slovakisirte Orte. Hätte man nicht den imposanten Anblick einer großen Natur vor sich, man müßte als Deutscher vor Schmerz und Scham weinen.

Zu unsern Füßen erblickten wir neben einer breiten, offenen Thalung des Hernad, zwischen diesem Flusse und dem Bache Wenig die Stadt Igló auf einem Erdrücken recht einladend von der untergehenden Sonne beleuchtet; waren aber, als wir Abends einrückten, bei dem Mangel an Beleuchtung in Gefahr, von dem eingangs der Stadt für Fußgänger errichteten, die Straße stellenweise um 2 Klafter überragenden, aber mit keinem Geländer versehenen Wege herabzustürzen und den Hals zu brechen. In dem Wirthshause konnten wir leider nur ein unfreundliches Zimmer und einen kalten Kalbsknochen, den man uns unter dem hochtrabenden Namen Kalbsbraten vorsetzte, erhalten, als Pendant der Musterwirthin konnte uns am Morgen das Stuben mädchen (welches eigentlich unter uns gesagt der Stall- und

Pferdejunge war, wie uns die Geruchswerkzeuge belehrten), nicht die Stiefel putzen, weil keine Stiefelwichse im Hause war. — Nach dem Ausgehen überzeugten wir uns, daß Igló eine hübsche, sehr regelmäßig gebaute Stadt ist, welcher zwar wie Kaschau ein Platz fehlt, die dafür aber, ähnlich diesem, eine auffallend breite Hauptstraße besitzt, deren nette Häuser mit den schmucken Jalousien einen um so mehr anheimelnden Eindruck machen, als die beengenden Ringmauern gefallen sind. Die Bewohner sind gebildet, freundlich und zuvorkommend, manche von ihnen ziehen aus ihren Gruben großen Wohlstand; die ganze Umgebung ist reich an Kupfer, Eisen und Silber (daher es in und um Igló gern bei Gewittern einschlägt.)* Igló war bis 1848 der Vorort der 16 Zipserstädte, welche nicht unter der Comitatsverwaltung standen, ihre eigene Verfassung hatten, gleichsam einen Bezirk für sich bildeten und einen eigenen Ablegaten in den Landtag wählten. Bei diesen Versammlungen ging es ziemlich lebhaft zu, jetzt finden hier die Zusammenkünfte der oberungarischen Waldbürgerschaft statt. Die Stadt besitzt ein ausgedehntes Gebiet, sehr gutes Ackerland und große Waldungen (doch sind die Holzpreise wie auch an andern industriereichen Orten der Zips

---

*) Arago erzählt in seinem Werke: „Ueber das Gewitter" höchst interessante, aber höchst unwahrscheinliche Wirkungen, die ein Blitzschlag in Igló angerichtet haben soll; bei wiederholtem Nachforschen ergab sich, daß diese Mittheilung der Begründung entbehre.

hoch) und regen Gewerbefleiß; ehedem waren ihre Leinwandweberei und Bienenzucht von Belang. —

Ueber den Hernad führt eine jener in der Zips häufigen hölzernen, durchwegs gedeckten Brücken, die man bei uns nur äußerst selten mehr gewahrt und die etwas Altfränkisches, Schwerfälliges in die Landschaft tragen. Seitab gegen Norden erblickt man den slavisirten Ort Harikocz (ehedem Palmsdorf; — ein Palmersdorf liegt bei Köln am Rhein).

Ich liebe auf Reisen keine Pedanterie, halte mich zwar im Allgemeinen an mein Programm, forsche indeß nicht ängstlich nach dem Wege, sondern torkle manchmal gern ins Blaue; so genieße ich manche angenehme Ueberraschung im fremden Lande und mache wiederholt die bekannte Erfahrung, daß kleine Mißgeschicke, zumal auf Fußreisen erduldet, in der Erinnerung zu Quellen des Vergnügens werden. Man versäumt, wenn man im fremden Lande so zu reisen lernt, keinen lohnenden Abstecher, den man ja mitunter nur zufällig erfragt, man fügt sich umgekehrt wieder mit genug Humor, wenn man gelegentlich die langweilige breite Heerstraße dahin schlendert und trotz Staub und Hitze keines Wagens habhaft werden kann. Wir erhoben in Ermangelung jedes andern Fuhrwerkes einen Kohlenwagen zu unserm Fiacre, welcher uns Gelegenheit gab, im Kohlenstaub stehend und reißend schnell geführt, das Gleichgewicht künstlich zu erhalten; so fuhren wir in das einst deutsche Schmögen ein, dessen Eisenwerke nicht unbedeutend sind. Hier waren wir nahe daran Sans-Souci kennen zu lernen,

d. h. ein kleines neueres Kastell zur Rechten, hinter welchem die slovakischen Dörfer Illésfalu und Kurimjan, ehedem zu den 24 deutschen Zipserstädten gehörig, versteckt liegen (die Orte hießen einst Sperndorf und St. Kirn). An Hedelsdorf (Hadusfalu) und Lethensdorf zur Linken vorüber, erreichten wir das uns gerühmte Donnersmark, — ehedem eine der 24 Städte — woselbst wir zwar drei Wirthshäuser, aber in keinem ein Mittagmahl fanden. Da wir jedoch fast Gewalt anwendeten und Miene machten das letzte Wirthshaus von oberst zu unterst zu kehren, erkrabbelten wir endlich bei der slovakischen Wirthin „Wein" und gerührte Eier, jedoch nicht ein Stückchen Brot! Dieser Wein ist das gräßlichste Getränk, das mir je unter diesem oft und arg mißbrauchten Namen vorgesetzt wurde; obwohl von uns durch eine Leinwand geseiht, erhielt er höchst verdächtige, lange Fäden, welche lustig in der opalisirenden und irisirenden Flüssigkeit schwammen, und das Rührei sah wie gestocktes Blut aus, es bestand zur Hälfte aus Paprika, brannte mörderisch auf Zunge, Gaumen und Schlund und reitzte uns zum Husten, „als ob Lunge und Leber heraus müßte." Kaum hatten wir in der stark, aber sehr unangenehm nach Slovaken riechenden Stube von dem trotz unseres Hungers durchaus nicht mundenden Mahle das eingenommen, was wir den undurchdringlichen gleich Heuschrecken sich niederlassenden Fliegenschwärmen abjagten, als wir mit den heftigsten antiperistaltischen Bewegungen zu kämpfen hatten, und nachdem wir dieser durch eiserne Willenskraft Meister geworden, eben so rasch mit einer schmerzhaften Kolik uns

katzbalgen mußten. Ich kann also billigerweise Donnersmark nichts Anderes nachrühmen, als seine sehenswerthe gothische Kapelle, eine der interessantesten mittelalterlichen Bauten im Ungarlande. —

Westlich von Donnersmark ist für die Zipser classischer Boden, der lapis refugii in der Nähe von Kapsdorf. Dieser Ort, ehedem zu den 24 Städten gehörig, jetzt eine Koburgische Besitzung und ein Hauptpunkt der Zipser Industrie (die drei Eisenhämmer können jährlich an 50,000 fl. österr. W. Reingewinn abwerfen), liegt am Abhange eines von der Liptau gegen Neudorf streichenden Gebirgszuges. Schon von gleichem Niveau aus gesehen, nimmt sich die Ebene, in welcher sich Kapsdorf ausbreitet, recht anziehend aus, von Waldgebirgen umkränzt, im Hintergrunde von der Tátra umrahmt, die Ebene von fruchtbaren Hügeln unterbrochen, von grünen Wiesen durchzogen, bewässert von dem Hernad, welchen lauschige Bäume und Sträuche beschatten; dazwischen Industriegebäude und zahlreiche Dörfer malerisch vertheilt. In dem Innern der nahen Berge erschließt sich manches enge Felsenthal, in welchem der Wildbach plätschernd dahinrauscht und manche unbekannte Merkwürdigkeit versteckt liegt, so z. B. das „Kapsloch", eine acht Klafter lange, tunnelartige Durchbohrung eines Bergrückens, die plötzlich in ein anderes Thal führt. — Schöner noch ist aber der Anblick, den man hat, wenn man einen terrassenförmigen Vorsprung in der Nähe ersteigt. Zunächst fällt der Blick auf die Kundert (Hernad), welche in ansehnlicher Tiefe vielfach gekrümmt in schmalen Schluchten durch die Felsen sich

zwängt und eigensinnig genug, statt sich in der Ebene gemächlich auszubreiten, in die Berge sich drängt, um sie erst nach vierstündigem Laufe zu verlassen. Dann schweift das Auge zu den am steilen Abhange des jenseitigen rechten Ufers aufragenden Felsmassen, bedeckt mit schönen Fichtengruppen, zwischen denen am steilen Ufer friedliche Heerden weiden, in der Ferne schimmert eingeengt zwischen dem Hernad und den Bergen die Jesuitenmühle. — In der Nähe befinden sich die Mönchs- und die Kapshöhle *).

Nicht gar entfernt erhebt sich der lapis refugii, der alte „Schauberg" auf dem rechten Ufer des Hernad in wild romantischer Umgebung, rings umgeben von steil abfallenden, mit Fels und Tannendunkel erfüllten Schluchten. Wohl erkennbar sind die Reste einer großen Ringmauer, welche bei dem Mongoleneinfalle (1241) das einst hier befindliche Kloster und die hieher geflüchteten Zipser „Sachsen" beschützten. Bis in das dritte Jahr bargen und hielten sich hier die Sachsen unter Anführung ihres Grafen Jordanus gegen die plündernd herumstreifenden Feinde. Nach der Sage besuchten die auf dem andern Ufer in der Mönchshöhle versteckten Ordensbrüder die Geflüchteten, zu welchen sie über eine „lederne Brücke" gelangten, um sie mit Lebensmitteln und tröstendem Zuspruch zu versehen. (Als die Flüchtlinge nach dem Abzuge der Mongolen den Schauberg verließen, gründeten sie das stark befestigte Leutschau oberhalb Neudorf. Der von der Ringmauer umschlossene Raum dehnt sich als weite

*) Die daran geknüpften Sagen erinnern lebhaft an manche am Rhein lebende.

Terrasse aus, an deren einem Ende unter riesigen Fichten geringe Reste der uralten gothischen Kirche erkennbar sind. Aus den Trümmern dieses ehrwürdigen Baues ließ ein Zipser Bischof eine unhübsche Kirche in der Nähe des nördlicher an dem Hernad gelegenen Schavnik erbauen; die Glocke ward nach Kapsdorf geschafft. —

Lohnend ist die Aussicht vom lapis refugii. Im Norden schleicht der Hernad in der Tiefe des Abhanges, unmittelbar hinter ihm überschaut man einen beträchtlichen Theil „Zipsens", eine hügliche Fläche, durchströmt von Hernad, Poprad und vielen Bächen, deren von Baum und Busch anmuthig begleitete Ufer, grüne Wiesen und schöne Felder umschließen, zwischen denen sich überall mit frischen Baumgruppen gezierte Dörfer und Städtchen mit ihren uralten spitzen, hohen Rathhausthürmen freundlich abheben; als Rahmen dienen dem schönen Bilde ringsum anmuthig geformte Bergreihen und im Hintergrunde der erhabene Wall der Tátra.

Geht man über Kapsdorf eine kleine Strecke an dem Hernad aufwärts, so gelangt man noch vor dem castrum Schavnik nach Bethlenfalu (ehedem Bettelsdorf). Dieser Ort war einst der Mittelpunkt des sogenannten „kleinen Comitates", oder des „Zipser Lanzenträgerdistrictes," d. h. jener 14 Ortschaften, welche einst im Kriege 10 bewaffnete Adelige als Leibwache des Königs stellten. Als die Zips zum Theil wegen der Machtlosigkeit der Krone in das Eigenthum von Privaten überging, hörte diese Einrichtung, deren Ursprung verschieden angegeben wird, aus naheliegenden Gründen auf. —

Kehren wir nach dieser Episode wieder nach Donnersmark zurück! Als wir die vielen kleinen ehemals größtentheils deutschen, heute aber völlig slovakisirten Ortschaften Mahalfalu, Janocz, Horka, Sz. András, Kissocz, Svabócz, Ganócz, Hozelecz u. s. w., welche nicht einmal ihre wirksamen Sauerbrunnen und Gesundquellen rein zu halten verstehen, im schmerzlich-bittern Unmuth über ihren schmählichen Verfall durchschritten, holte uns ein flüchtig heranbrausendes leichtes Fahrzeug ein, dessen Insasse, ein Waidmann wie seine Kleidung bewies, uns mit freundlicher Gewalt auf seinen Wagen nöthigte, sich als einen gräflichen Förster zu erkennen gab und uns bald mit verbindlichster Freundlichkeit die verfängliche Frage vorlegte: „Belieben vielleicht auch Böhm' sein?" Es that mir fast leid, dem freundlichen Manne die Ansicht, daß alle in die Fremde gehende Leute Czechen seien, verderben zu müssen. Der wackere Förster erzählte uns manches über die Verhältnisse der Umgebung, und ich schied von ihm mit freundlichem Händedruck, tief im Herzen aber den Wunsch: wenn es nun einmal so vielen nordungarischen Deutschen vom Schicksale bestimmt war in dem Stamme der Czechoslaven aufzugehen, so mögen sie doch nach ihrer Umwandlung diesem geweckten und zuvorkommenden Czechen vom reinsten Wasser gleichen, und nicht jenen tiefstehenden Zipser Slovaken, die das Wasser als ein „reines Element" fliehen.

Wir stiegen in das Thal der lachsreichen Popper (Poprad, welche zur großen europäischen Wasserscheide gehört und bekanntlich der einzige ungarische Quellfluß ist, welcher Ungarns

Boden verläßt), und betraten das Zipser Oberland, so genannt im Gegensatze zu dem Zipser Niederland, welches im Lublauer Stuhlbezirke gleichfalls am Poprad liegt. Wir kamen durch das wohlhabende Poprad*) nach Georgenberg, in dessen Nähe Ruinen einer angeblich von den Mongolen zerstörten Kirche und eines Ortes Steoisdorf gezeigt werden. Georgenberg selbst enthält manche hübsche steinerne Häuser, von denen noch einige mit naiven Schildereien, Fresken und Bibelsprüchen in grellen Farben übermalt sind, wie das vor alten Zeiten in den an der Popper angelegten Deutschorten, welche keineswegs desselben Ursprunges mit den andern Zipser Colonien sind, häufig üblich war. Die 5 hart neben einander angelegten, fast an einander stoßenden Städtchen Poprad (Deutschendorf), das ganz protestantische, arbeitsame Felka, Georgenberg, Michelsdorf**) und

---

*) Der Stuhlbezirk Poprad enthält auf 11 Quadratmeilen 20,000 Einwohner (in 5 Städten, 2 Märkten, 29 Dörfern), darunter 12,800 Katholiken, nur 6500 Protestanten A. C., 200 Israeliten; — 14,300 Deutsche, 150 Magyaren. Weil mitten unter Slovaken gelegen, sind hier viele deutsche Orte slavisirt worden; ich nenne beispielweise: Bethlenfalu (Bettelsdorf), Batiszfalu (Botsdorf), Ganócz (Gansdorf), Lucsiwna (Lautschburg), Mahalfalu (Mahelsdorf), Mengusfalu (Mengsdorf), Schwabócz (Schwabsdorf), Kuhbach, Grenicz, Gerlsdorf, Teplitz u. s. w. Andere Orte, die einst rein deutsch waren, enthalten wenigstens slovakisches Proletariat und werden der einstigen Slavisirung auch nicht entgehen.

*) Michelsdorf, heute Sztazsa genannt, besaß ehedem eine ge-

Matheócz (Matzdorf, es hat eine ganz gute Striegelfabrik) sind recht nette Orte und setzen — in Anbetracht ihrer Abgelegenheit — durch die Anzahl ihrer Handwerker in Staunen; unter diesen befinden sich Gürtler, Knopfstricker, Kürschner, Lebzelter, Papiermacher, Riemer, mehrere Uhrmacher, Kunstweber u. s. w. Die winkligen, engen Gassen, die behäbigen, stockhohen, obschon nicht eben hübschen Bürgerhäuser, die Bauart vieler älterer Gebäude mit Giebeldächern und mit lebhaften Schildereien an der Façade, aus dem 17. Jahrhundert stammend, vor allem aber die alterthümlichen Kirchen und Rathhäuser mit den massiven, viereckigen, nach Art der älteren romanischen Kirchen plump zugespitzten Thürmen, die Abwesenheit des slovakischen Elementes heimeln den Deutschen ungemein an. Das Leben der Bewohner ist etwas spießbürgerlich, denn sie haben wenig Verkehr mit der Welt, aber ihre Freundlichkeit, Herzlichkeit, Regsamkeit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe, kurz ihre lobenswerthe Häuslichkeit, ihr ehrenwerthes Bürgerleben und eine gewisse Intelligenz, — der ehrenwerthe deutsche Typus dieser Kleinstädter, welche uns ein Spiegelbild der beschränkt-genügsamen Zustände in unsern Provinzialstädtchen vor 50—70 Jahren abgeben, machen, daß Einem hier gleichsam ein Alp von der Brust fällt, wenn man kurz vorher unablässig das traurige und beschä-

---

rühmte Schule, die am Ende des 16. Jahrhundertes Stephan von Horváth eröffnete, welcher, ein wohlhabender Edelmann, in Sachsen studirt hatte und sich nicht schämte, an der neuen Schule selbst zu lehren.

mende Bild slovakisirter Deutschorte widerwillig in sich aufgenommen hat. — Um wie viel höher der Deutsche steht, als der armselige Slovak, beweist z. B. die Thatsache, daß Michelsdorf (Strazsa) fast keinen Grundbesitz und keine Weiden hat, aber genug Pferde besitzt; ja obwohl es nur gegen 800 Einwohner zählt, leben hier 37 Handwerker! Sogar bei Bauern kann man einigen Luxus in Vorhängen an den Fenstern u. dgl. Dingen sehen, dann solide Einrichtungsstücke, reiches und sauberes Küchengeräthe, Thürme von Federbetten u. s. w. Der Deutsche hat vor seinen gern gelüfteten, blanken, saubern Fenstern Blumen, sein Nachbar, der Slovak, vor den kleinen, nie geöffneten Gucklöchern — den Misthaufen. Aber trotz dieses himmelschreienden Unterschiedes in Allem und Jedem giebt es Leute, welche behaupten, hinter dem „deutschen Michel" stehe der Slovak gar nicht zurück, „nur die Außenseite sei verschieden" — setzen sie naiv genug hinzu.

Der letzte Ort unterhalb des Badeortes Schmecks ist Groß-Schlagendorf, einst eine der 24 Städte*), 2200 Fuß

---

*) Ich theile hier zum Ergötzen des Lesers ein Stückchen „Husarenlatein" mit, in welchem Groß-Schlagendorf genannt wird. Verfasser soll der Richter eines benachbarten Ortes gewesen sein, welcher zwar die lateinischen Formen kannte, die Bedeutungen aber im Wörterbuch aufsuchen mußte: Heri multum meus fit in aquam, et sibi pauperem vomuit, ut eum nec semel campi tonsor ex Magno percutere loco ejulare potuit. Nunc mentitur in ultimis capris, sed fors illi jam erit candelabrum. Soll zu deutsch heißen: „Gestern fiel mein Wirth ins Wasser und brach sich den

über der Meeresfläche gelegen; es besteht nur aus hölzernen Häusern, aber selbst in der ärmsten Hütte ist hier, wie ich aus eigener Anschauung versichern kann, alles wahrzunehmen, was den Deutschen vor dem Slovaken auszeichnet, die Uneigennützigkeit ja nicht zu vergessen. Nur über Eines verwunderte ich mich. In einer Straße stand ein Brunnen, Einer von uns gerieth auf den Einfall, zu pumpen, und aus dem Brunnen floß weder Wasser, noch Milch und Honig, sondern die lauterste Mistjauche.

Beim Hinansteigen gegen Schmecks fuhr ein Häuflein Bekannter, mit dem wir ein Stelldichein im Karpatenbade verabredet, im scharfen Trab den raschen Abhang herab und grüßte uns, offenbar höchlichst verwundert, daß diese „zwei Fremden aus Deutschland" im Ungarlande nach der „sonderbaren" deutschen Sitte zu Fuß reisen. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Schmecks*) zogen wir durch das kleine, einst zu den 24 Städten gehörige Mühlenbach abermals in das Popradthal, längs dessen wir über Groß-Lomnitz (Kakas Lomnitz, d. h. Hahnen-Lomnitz im Volks-

---

Arm, so daß ihn nicht einmal der Feldscheer aus Großschlagendorf heilen konnte. Nun liegt er in den letzten Zügen, aber vielleicht wird ihm schon leichter werden."

*) Ich mache hier aufmerksam, daß in wenigen Jahren eine Eisenbahn von Oderberg durch Schlesien und den Jablunkapaß in das Waagthal und aus diesem in das Popradthal, also an den Fuß der Tátra führen wird. Ueber das Bad Schmecks s. den Artikel: Die Tátra.

munde genannt) und Hunsdorf*) nach dem wohnlichen, hübschen Kesmark gelangten, dessen Umgebung trotz der Nähe des Hochgebirges recht fruchtbar ist.

Kesmark enthält heute nur 3400 Einwohner, davon 3200 Deutsche, 30 Juden, 170 Slovaken (jedoch nur 1950 Evangelische); — es war aber einst eine recht bedeutende Stadt und errang frühzeitig unter den 24 Städten durch seine günstige Lage raschen Aufschwung, und sah mehrmals in seinen Mauern ungarische und polnische Könige zusammen kommen. Bald nach der verhängnißvollen Verpfändung der 13 Zipser Städte an Polen beriethen hier ungarische und polnische Magnaten über die Auslösung der von Sigmund veräußerten Städte, wiewohl vergeblich (1436). Obwohl als k. Freistadt mit mancherlei Schutzbriefen ausgestattet, wurde Kesmark in dem nach Sigmunds Tode ausbrechenden Thronkriege zweimal durch die „Hussiten", d. h. böhmischen Söldner der Witwe Kaiser Albrechts, erobert, ausgeplündert und niedergebrannt. Nachmals verlegte der

---

*) Einheimische Gelehrte wollen den Namen der Stadt von einer hier angeblich stattgefundenen Hunnenschlacht ableiten, durch die ringsum reichlich aufgefundenen Bruchstücke uralter Waffen — welche auf ein vergessenes Schlachtfeld allerdings schließen lassen — zu dieser Hypothese verleitet. Die Sage im Volksmunde deutet die Wahrzeichen der Nachbarstädte Hunsdorf und Lomnitz — in Hunsdorf die Henne, in Lomnitz den Hahn auf dem Stadtthurme — als die telegraphischen Zeichen eines verliebten vornehmen Pärchens in der Vorzeit.

k. Zipser Graf seinen Sitz von Leutschau nach Kesmark, und heftige Fehden entbrannten, zumal während der Thronstreitigkeiten zwischen den beiden alten Nebenbuhlerinnen, welche sich ganz besonders das Stapelrecht streitig machten. Eine Art Faustrecht riß ein, Blut floß auf beiden Seiten (z. B. 1532 wurden in einer Schlacht 114 Leutschauer von den Kesmarkern gefangen und ein Theil der Gefangenen erbarmungslos hingerichtet; zwischen Kesmark und Leutschau umschließt ein Hügel die Gebeine der in einem Bruderkampfe gebliebenen Bürger beider Städte); erst Ferdinand I. beschwichtigte den Streit, indem er beiden Städten das Stapelrecht verlieh. Da Kesmark sein Archiv durch einen Brand verlor, und in Ungarn auf die Vorweisung der schützenden Privilegien, die fast jeden Augenblick nöthig war, ungleich mehr ankam als in einem anderen Lande, so sahen sich die Könige wiederholt genöthigt, die Stadt gegen Oligarchen in Schutz zu nehmen. Mit den bei Ungarn verbliebenen Zipserstädten, d. h. den nicht verpfändeten 13, und mit den „Bergstädten" (den „Gründen") gerieth Kesmark in Zápolyá's Hände, wurde somit eine unterthänige Stadt, ging für kurze Zeit an dessen Unterhändler Lasky über, dann an das angeblich von Viehhändlern stammende Geschlecht der Tököly, welches der Stadt tiefe Wunden schlug. Von ihrem starken Schlosse aus, welches unmittelbar an die Stadt stieß (es erhob sich an der Stelle eines angeblich schon am Ende des 12. Jahrhunderts bestehenden Frauenklosters), konnten die Grafen durch ihre Reisigen, damals „Katanaken" in Ungarn genannt, den Bürgern allerhand große und kleine

Tücken anthun. Da wendete sich die bedrängte Stadt an die Majestät und bat um die Bewilligung, sich von ihrer Grundherrschaft loskaufen zu können, und zu einer Freistadt erhoben zu werden, was ja Kesmark bereits in glücklicheren Zeiten war. Dies geschah zwar 1655, die brave Bürgerschaft mußte aber ihre gesammte bewegliche Habe an Silber und Geschmeide, Pokalen, Löffeln, Ringen, Gürteln, Armbändern, „Rostern" (Halsschnüren) der Erkaufung ihrer Freiheit zum Opfer bringen; die Tökölys jedoch bedrohten die freigewordene Stadt auf alle Weise wieder, und fingen gleichzeitig Streitigkeiten über Grenze und Weide an. Die Leutschauer aber standen nun den Kesmarkern treu zur Seite, obwohl es fast täglich neue Händel setzte. Die Kesmarker „wehrten sich tapfer; konnten sie's nicht allein zwingen, so lieffen sie zur Nachbarschaft um Hilfe." Ein königlicher Machtspruch bestätigte zwar dem Grafenhause den Besitz des Schlosses und gewisser Ländereien, sicherte aber der vielgeplagten Stadt endlich die Reichsfreiheit. (In jener Zeit gingen viel protestantischer „Bürschlein" aus Schlesien an die Gymnasien von Kesmark und Leutschau, die katholischen dagegen nach Pudlein.) —

Um die ehemaligen Ringmauern und Bastionen der ursprünglich stark befestigten Stadt*) ziehen sich jetzt freundliche

---

*) Die Kesmarker deuten die zwei gekreuzten Schwerter ihres Stadtwappens auf eine gewaltige Hunnenschlacht, welche hier stattgefunden haben soll. Wo sich Kesmark erhob, dort standen im 12. Jahrhundert drei deutsche Dörfer. Man darf hier kaum den Schauplatz jener Schlacht an dem geheimnißvollen Flusse Retad

Gärten. Die Zwingburg der ehemaligen Grundherren wurde, während Emmerich Tököly als Verbannter in der Türkei lebte, von der Stadt erkauft und dem Verfalle geweiht und nur die mächtigen Keller wurden von den klugen Kaufleuten benutzt. Die Kirche ist mit ihrem Thurme, in dem obern Theile fast an die Vertheidigungskirchen Siebenbürgens erinnernd, ein stattlicher Bau. Das Rathhaus und dessen schlanker Thurm ist der Stolz der Kesmarker; peinlich aber wirkt mitten in der Stadt das fast zur Ruine gewordene Herrenhaus, einst Tököly's Besitzthum, und gemahnt gar zu stark daran, daß die schönsten Tage Kesmarks bereits gewesen sind. Nicht zu übersehen ist in der Obervorstadt die große hölzerne Kirche der Evangelischen.

Kesmarks gegenwärtiger Wohlstand und Handel ist kein Schatten dessen, was sie einst waren. Die Eroberung des byzantinischen Reiches durch die Osmanen und die daraus erfolgende Absperrung des Landhandels mit Vorderasien, die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, infolge dessen die gänzlich veränderte Richtung des Welthandels, versetzten dem Zwischenhandel von Kesmark und Leutschau nicht minder schwere Schläge, als den Städten in den oberen Stromgebieten des Rheines und der Donau. Die vielen inneren Kriege und deren mannigfache

---

suchen, welche nach Attila's Tode wegen der Zwietracht der Erben das hunnische Weltreich zertrümmerte.

materielle und moralische Folgen, die wiederholte Handelssperre gegen Polen, die Beunruhigung und Gefährdung des Handels durch nach Hunderten von Köpfen zählende Räuberbanden, der Verfall Polens, selbst die Trennung Schlesiens von Oesterreich gaben im Vereine mit anderen Ursachen dem Handel der Zips fast den Rest. Die Leinwand allein soll der Zips einst einen jährlichen Gewinn von einer halben Million Gulden abgeworfen haben; der einst von dem Stadtadel so schwunghaft betriebene Handel mit Ungarweinen hat seit der Niederwerfung und Verarmung Polens von 1830 aufgehört. Die Leinwand verliert ihren Markt an die Baumwolle, wie anderwärts; wer ungarische Weine kaufen will, kommt jetzt selbst ins Land und bedient sich keines vertheuernden Zwischenhändlers. Tuchmacher wurden zu Anfang des Jahrhunderts aus Bielitz und Biala in die Zips berufen, der Absatz der erzeugten Waare ist heute gering. Die Bürgerschaft lebt meist von Kleingewerbe, Kleinhandel und Landwirthschaft, der Bergbau ist unbedeutend. Dem ungarländischen Deutschen laufen in unsern Tagen der sparsame und verschmitzte Grieche und der schlaue „Raze" (Serbe) in Unterungarn, der geschäftskundige, geldbesitzende Jude in Oberungarn (und auch sonst im Lande) den Rang ab, was Handel und Erwerb betrifft. So leben denn auch von den 3200 Juden der Zips verhältnißmäßig die meisten (1200) in dem Kesmarker Bezirke.

Den Charakter einer deutschen Stadt zeigt Kesmark wohl

auch in seinem Bräuhause, welches zum Unterschiede von den meisten ungarischen Städten ganz trinkbares Bier bräut, wenn auch noch lange kein Pesther. Schon unser Simplex rühmte von den Kesmarkern: „sie haben aber ein wohlgeschmacktes herrliches Bier, welches die Weiber brauen."

Die Tracht der Bürger ist die jeweilig modische Kleidung, seit 1860 sieht man darum neben der „deutschen Kleidung", d. h. der tonangebenden Wiener, beziehungsweise Pariser Mode, die magyarische Mode bei den wohlhabenden Ständen. Ein und das andere Stück ungarischer Kleidung war wohl auch vor 1860 an dem Bürger zu sehen, der indeß damals darein eben so wenig Bedeutung legte, als in das Tragen des eben im Lande üblichen Schnurbartes. Aehnlich war es schon vor 200 Jahren. Simplex sagt: „Das Volk braucht höfliche deutsche Sitten, die Männer gehen theils deutsch, — theils ungarisch, — theils halb deutsch, halb ungarisch, so visirlich (kleidsam) rauskommt. Das Weibsvolk auch in feiner Tracht." Diese war indeß nicht die damalige magyarische, während das weibliche Geschlecht seit 1860 sich nach dem Pesther Journal kleidet, indeß nach dem Vorbilde der schönen Pestherinnen wieder fahnenflüchtig wird.

Von Kesmark nordöstlich, dem Laufe des Poprad entlang liegen die vor 1848 zu den 16 Städten gehörigen Orte Béla, Pudlein, Kniesen, Lublau *).

*) Der Kesmarker Bezirk, 11 Quadratmeilen umfassend, enthält unter 28,500 Einwohnern 20,200 Deutsche, aber nur

Einige der 16 Zipser Kronstädte befinden sich in einem unansehnlichen, ja äußerlich wahrhaft mitleiderregenden oder geradezu erschreckenden Zustande. Sie bestehen mitunter durchwegs aus ebenerdigen hölzernen Häusern; haben aber die Gebäude ein Stockwerk, so führen schmale steile Stiegen in kleine, enge, beängstigende Stuben und Kammern. Der Sonntag ist in diesen „Städtchen" ein Ereigniß, obwohl ein herzlich langweiliges. Dies gilt beispielsweise von **Leibitz**, welches kaum 1/2 Stunde unterhalb Kesmark, zwischen Hügeln, Laubwald, und schönen Gärten anmuthig eingebettet ist. Dieses Städtchen, gleich im Anfange des 13. Jahrhunderts angelegt, repräsentirt in seiner äußeren Erscheinung ganz eine Zipser Deutschstadt in ihrer ursprünglichen Gestalt: meist ebenerdige, hölzerne Wohngebäude mit hohen Giebeldächern, noch vor einem Menschenalter ohne Schornstein. Leibitz wäre vielleicht zu einiger Bedeutung gelangt: es besitzt trotz des Verlustes zahlreicher „Schöppen" (Allodien) ein großes Stadtgebiet, trefflich bestellte Felder und Wiesen, etwas entfernte, aber hübsche Waldungen, es erfreut sich betriebsamer Einwohner und zog aus den nahen Bergen einst reichen Metallgewinn.

16,000 Protestanten und enthält 5 Städte. Er ist der heute am stärksten von Deutschen bewohnte Theil der Zips. Vor wenigen Jahrhunderten noch lebten hier keine Slaven, heute sind slavisirt: Tótfalu (Wünschendorf), Wiborna (Bierbrunn), Rokusz (Roks), Hodermark (Hundertmark), Bussócz (Bauschendorf), Zsakócz (Eisdorf, ehedem eine der 24 Städte), St. György (Georgen) u. a. Andere Orte wieder sind heute nicht mehr ausschließlich von Deutschen bewohnt, gehen also der Slovakisirung entgegen.

Aber der Bergsegen blieb nachmals gänzlich aus, die Lage der Stadt war für den Handel höchst ungünstig, so daß Leibitz den allzu ungleichen Wettkampf mit dem so nahen Kesmark aufgeben mußte; es war eben wie in eine Sackgasse geklebt, ja kaum war die Straße nach dem jenseits des Hügels gelegenen Kesmark gangbar. In demselben Grade, in welchem sich Kesmark hob, mußte das dem Weltverkehr entrückte Leibitz Einbußen erleiden. Zu diesen schweren Uebelständen gesellten sich Ueberschwemmungen (da selbst kleine Wildbäche in den Bergen der Zips mitunter unglaublichen Schaden anrichten), die den Zipser Städten einst so verderblichen Feuersbrünste und der Einbruch der „Hussiten", welche so arg hausten, daß Leibitz, welches ehedem 800 Häuser umschloß, heute deren trotz der Neubauten nur etwas über 450 zählt. Rings um die Stadt aber trifft man wohlerhaltene Brunnen, einst zu den zerstörten Gebäuden gehörig, und weisen die Namen der Feldfluren auf untergegangene Theile der alten Stadt hin, z. B. Fallthor, Judenthor, Oberring, Schlößchen u. s. w. Die einstige Bedeutung der unglücklichen Stadt fand darin ihren Ausdruck, daß der Leibitzer Richter ehedem den Vorsitz in den Versammlungen der 16 Städte führte und die erste Stimme abgab. Die gastfreien herzensguten Bewohner sind nicht arm und leisten als Tuchmacher und Kunstweber ganz Achtungswerthes. Von den neuen Gebäuden fällt der äußerst stattliche katholische Pfarrhof auf, er gehört zu den am reichsten dotirten Oberungarns; zur Ehre des letztverstorbenen Pfarrers sei gesagt, daß er einige Stipendien für arme Studirende stiftete.

Durch Wiesen schlängelt sich ein Pfad längs des Leibitzbaches zu dem in der schönen Waldschlucht versteckten, der Stadt gehörigen ruthenischen „Schwefelbad"; weiter nördlich erblickt man den deutschen Ort Meyerhöfen, in grauer Zeit von den Leibitzern zum Schutze gegen die damals zahlreichen Räuber in der Wildniß nördlich von dem „Auf der Burg Berg" angelegt. Die guten Leibitzer wollten später — wie das in aller Welt versucht wurde — ihre Kolonisten zu hörigen Bauern herabdrücken; dies gelang ihnen jedoch nicht, und die Ansiedler wurden nachmals als „Vorstädtler" der Mutterstadt behandelt.

Sieht Leibitz sehr bescheiden aus, so erscheint Rißdorf — eine der 16 Städte — südlich von Leibitz vollends erbärmlich; seine hölzernen, wettergebräunten, zum Theil schiefen Giebelhäuser, selten mit einem Kalkanwurf versehen, lassen Einen erschrecken bei dem Gedanken, daß man in einer Stadt sich befindet. Dem Aeußern der „Stadt" entsprechen auch die höchst ursprünglichen, schmalen und steilen Wege, die nur zur Noth den Verkehr mit Leutschau und Kesmark ermöglichen. Die Bewohner des kleinen halb unzugänglichen Ortes sind allerdings mehr Bauern als Bürger. — Ein unheimliches Gefühl beschlich uns, als wir in den grabesstillen Gassen kein lebendes Wesen erblickten, nicht einmal spielende Kinder oder ein kläffendes Hündchen, nirgends ein geöffnetes Fenster, oder wenigstens ein neugieriges Gesicht hinter demselben gewahrten; auch aus dem Innern der ungefälligen Blockhäuser hörten wir nirgends den „schwatzenden Lärm der Gewerbe". So mußte ein primitives mittelalter-

liches Städtchen ausgesehen haben, dessen Bewohner eben alle ihre Häuser geschlossen hatten und vor einem unmenschlichen Feinde geflohen waren, oder dessen Bürger plötzlich alle der schwarze Tod hinweggerafft hatte. Wir sehnten uns nach einem Glase Milch, da im Sommer auf Fußreisen der Wirthshauswein ganz darnach angethan ist, alle Sehnsucht nach Rebensaft zu verscheuchen. Da wir vergebens nach dem offenen Thore eines Wirthshauses spähten, sich auch keine andere Thüre freiwillig öffnete, als unsere Tritte durch die lautlose Gasse hallten, traten wir in das nächstbeste Haus, um zu fragen, wo wir Milch zu kaufen bekämen. Wir wurden in das Zimmer genöthigt, befanden uns aber nicht im Wirthshause, sondern wie wir bald erfuhren, in der gebildeten Familie des Pastors, wo wir ein halb Stündchen verweilten und als Fremde, die zu Fuß reisten, um das Land genauer kennen zu lernen, nicht wenig Aufsehen erregten.

In einem Rißdorf ähnlichen Zustande befinden sich die zwei westlichen, an einer etwas gangbareren Straße befindlichen Orte D u r a n d (Durlsdorf) und M e n h a r d (Menhardsdorf), welche zwar auch zu den 16 Städten gehören, aber wegen ihrer ungünstigen Lage weder leben, noch sterben können. — Es war etwas spät, als wir von Rißdorf gegen Leutschau wanderten; wir verirrten uns auch glücklich im Walde und schlugen Lärm; endlich stießen wir auf ein paar zerlumpte Ochsenjungen in slovakischem Gewande, sie waren zwar zu unserer Verwunderung Deutsche, jedoch unglaublich albern. Obwol ich durch nachträgliche Studien so ziemlich mit allen Zipser Mundarten bekannt wurde, so kann ich doch

selbst heute noch nicht ohne Lachen an den schauderhaften Dialekt der beiden Jungen denken, die um keinen Preis zu bewegen waren, uns den Weg zu zeigen; sie steckten die Köpfe zusammen und erklärten endlich, sie trauen sich nicht mit uns zu gehen — aus Furcht. Wir geriethen denn ohne Begleitung zu einer Meierei, nahe bei der „Hölle", d. h. bei dem Leutschauer Bade, wo uns ein ungeheurer Wolfshund mit furchtbarem Geheul entgegenstürzte, so daß wir uns seiner kaum mit den Stöcken erwehren konnten. Beißt der Hund? — fragten wir ein auf der Schwelle erscheinendes Mädchen. „O je, und was für Stücke der gleich herausreißt!" Durch diese anzügliche Redensart gewann der Hund, wenn auch nicht an Neigung, so doch an Interesse in unseren Augen. Einige Erdklöße, von der kräftigen Hand des herzutretenden Knechtes mit Geschicklichkeit geschleudert, söhnten den Hund doch äußerlich mit uns aus, und der Schleuderer verwandelte sich gegen Geld sogar in einen freundlichen Wegweiser.

Mit Einbruch der Nacht erreichten wir Leutschau, das in tiefer Stockfinsterniß vergraben lag. Die Stadt erhebt sich auf einem isolirten Hügel und ist mit einem stattlichen Reste von Mauern umgeben. Lange Zeit gingen wir an diesen Ringmauern hin und fanden keinen Eingang, so daß wir genöthigt waren umzukehren, einen Slovaken in einem der wenigen Häuschen unterhalb der Stadt aus dem Schlaf zu trommeln und ihm Geld auf Branntwein anzutragen, wenn er uns zum nächsten Thore führe. Ganz electrisirt sprang der Feuerwasseranbeter auf, überzeugte sich zuerst, ob wir wirklich im Stande seien, ihn zu zahlen, und ge-

leitete uns dann bis in die erste Gasse. Hier lohnten wir ihn ab. Er aber lief mit dem Gelde unter das einzige erleuchtete Fenster, welches die gute Stadt, die mit den Hühnern schlafen geht, aufwies. Doch war ihm diese Beleuchtung zu schwach, eine Straßenlaterne war auch nicht sichtbar, da hing er sich uns bis zu dem einzigen Gast-, Wirths- und Kaffeehause an, wo er das erhaltene Geld genau untersuchte; für dieses zweite Geleite begehrte der Kerl natürlich abermals ein Trinkgeld. — Unter Magyaren wird dem Reisenden nie etwas Aehnliches begegnen. Giebt man einem Magyaren ein Trinkgeld, so dankt er freundlich, die Gabe sei groß oder klein, er wird sie nie vor dem Geber ansehen, das verbietet ihm sein Ehrgefühl; giebt man aber dem Slovaken auf „palenka" so zählt er das Geld unter den Augen des Gebers, findet die Gabe immer zu klein und bettelt auf die zudringlichste Art um mehr; Trinkgeld erregt ihm immer einen N o ch geschmack. —

Am andern Tage nahmen wir die Stadt in Augenschein. Leutschau besaß einst 13 Bollwerke, welche die 1 3 S t ä d t e*) zu ihrem Schutze aufbauten. Manches von den Thürmen und Wällen ist verfallen und nimmt sich in der Nähe recht traurig aus, Anderes wurde abgetragen; dennoch gaben die mit Thürmchen besetzten Stadtmauern von Außen, einige alterthümliche Giebelhäuser im Innern ein ziemlich harmonisches mittelalterliches Bild, namentlich für den ersten Anblick. Leutschau ist die e i n z i g e u n g a r i s ch e S t a d t,

*) Nicht zu verwechseln mit den sechzehn Städten.

die keine Vorstädte hat, dafür sind unter den Wällen Spaziergänge und schöne Gärten angelegt, in welchen Obst und Blumen treffliche Pflege genießen, so daß man über die Ergebnisse staunen muß in Anbetracht der nördlichen und hohen Lage der Stadt. Leutschau fehlt aber ein wasserreicher Fluß, denn das Wasser im Grunde ist ein Wildbach, welcher manchmal Schaden verursacht, aber kaum ein paar Mühlen treibt. Im Sommer spotten die Nachbarn ihres Wassers halber und sagen, daß die Gänse solchen Mühlbach austrinken, darum sie solche daheim lassen sollen. — „Im Winter wird manchmal das Trinkwasser gekauft, denn ein jedes Haus fast hat einen Brunnen, doch ungesund Wasser, so den Leuten Kröpf macht." *) — Die Gassen erfreuen sich eines erträglichen Pflasters, aber fast immer eines argen Kothes. Der Mittelpunkt der Stadt, „der Ring", enthält zwei Gruppen interessanter Gegensätze: die sehenswerthe, leider durch Feuersbrünste beschädigte uralte gothische Domkirche und die moderne protestantische Kirche, ein geschmackvoller heller Kuppelbau; andererseits das alterthümliche Rathhaus, dessen Arkaden mit grellen Fresken bemalt sind, und das schöne neue Comitathaus. Die Domkirche ist sehenswerth im Innern wegen ihrer streng gothischen Altäre, der dazu gehörigen schönen Schnitzarbeiten und Gemälde **) und anderer

*) S. Simplex.

**) Unter den Gemälden — die meist aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammen — sind einige von dem Nürnberger Veit Stoß und dessen Schülern, welche auch das benachbarte Polen mit Kunstwerken ausschmückten, im hohen Grade bemerkenswerth.

Kirchenschätze, wegen der gerühmten Orgel, des Sakramenthäuschens, der Chorstühle, mancher Grabsteine der Thurzo's u. A., von Außen wegen des neuen zierlichen Thurmes, welcher an die Stelle des zu Grunde gegangenen, einst gefeierten alten gesetzt ward. Um die eine Seite des Platzes laufen, was in der Zips selten ist, „Vorleben" (Lauben). Das Casinogebäude und die „Promenade", beide neuen Ursprungs, gereichen der Stadt zur Zierde.

Leutschau ist eine alte Stadt, von den Bewohnern einiger zerstörten Orte unmittelbar nach dem Mongoleneinfalle angelegt, nachmals von manchen Schicksalsschlägen hart mitgenommen, so bereits 1285 von einem Schwarme Tataren und Nogaer, welche aus Rußland häufig Einfälle in Oberungarn machten, ganz zerstört. Nachdem es unter Zápolya und Albert viele Pracht gesehen, wurde es von den Parteigängern der Bocskay, Báthory, Bethlen, Rákóczy, Tököly abwechselnd geplündert, von den Kaiserlichen hart mitgenommen, und die Gegenreformation zum großen Nachtheile des deutschen Bürgerelementes hier durchgeführt. Von 1703 bis 1710 wurde es von dem jüngern Rákóczy besetzt gehalten. — Culturhistorisch interessant ist Leutschau, indem es bereits 1586 eine Buchdruckerei besaß, welche um 1630

Der Professor der Architektur in Wien, Dombaumeister F. Schmidt, bereiste 1863 mit einem Kreise von Schülern die Zips, um deren Kunstschätze aus der Jagellonischen und Corvinischen Zeit aufzunehmen. Die „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" brachten bereits sehr werthvolle Veröffentlichungen, begleitet von schönen Abbildungen.

unter Lorenz Breuer großen Ruf erlangte, nach deren Zerstörung durch den Brand (1754) zwei kleinere errichtet wurden, von denen die eine später einging, die andere jetzt keine Bedeutung hat. Ferner besaß Leutschau schon seit 1530 eine Thurmuhr und überdies die erste Papiermühle in Ungarn. (Im vorigen Jahrhundert wollten ungarische Gelehrte Leutschau die Erfindung der Kutschen vindiciren.)

Die Gewerbe befinden sich heute hier in einem sehr achtbaren Zustande; auf der ersten oberungarischen Industrie-Ausstellung erwarben die Arbeiten der Sattler, Drechsler, Tischler, Wagner und Buchbinder verdiente Anerkennung; auch guter Draht wird hier erzeugt. Ungleich weniger belangreich ist der Handel, während einst das Stapelrecht und der Handel zwischen dem Orient und dem Norden der respublica Leutschoviensis beträchtlichen Gewinn abwarf. Vor zwei Jahrhunderten waren die Märkte von Nah und Fern besucht, südungarische Bauern brachten Trauben und Safran, Griechen kamen mit schönen türkischen Waaren; Leutschauer Meth wurde nach Schlesien und Polen geführt.

Der rechte Bürgersinn ist den Leutschauern mit dem Verluste ihrer Autonomie abhanden gekommen. Auf den Landtagen waren vor 1848 nur die k. Freistädte (nicht auch die Landstädte) vertreten, ihre Stimmen wurden nur als Ein Gesammtvotum gezählt; diese Vertretung war somit nicht besser als keine. Die Städte traten mit der Forderung der Gleichberechtigung gegenüber den andern Ständen auf, verlangten aber engherzig im hohen Grade, daß wie bisher die

Repräsentanten nur von den Stadtmagistraten entsendet werden. Auch Leutschau theilte diese beschränkt-aristokratische Auffassung. Kesmark benahm sich ganz anders, unter allen ungarländischen Städten erklärte es zuerst: „daß die Gesammtheit der Bürgerschaft als integrirender Theil der Gesetzgebung in die Feste der Constitution aufgenommen, daß daher blos den in dieser Gesammtheit gewählten und beauftragten Stellvertretern ihrer selbst Sitz und Stimme am Reichstage zugestanden werde.“
Leutschau zählt heute nur 5,200 Einwohner, darunter 3,500 Katholiken, 1,600 Evangelische, (2,200 Deutsche, 2,800 Slovaken, 150 Magyaren, 50 Juden). Die Stadt enthält ein katholisches und ein evangelisches Gymnasium. Letzteres genoß einst solchen Ruf wie das Kesmarker und ward besucht von Zipser Protestanten, Siebenbürgern, Ungarn, Slovaken und armen Schlesiern, „so meistens Musici und wohlangesehen“. Heute hat es eine der besten protestantischen Schulen Ungarns (1860 organisirt, das einzige protestantische Gymnasium Ungarns, welches der Staat besetzt u. z. mit geprüften, aber eben darum nicht im Lande gebornen Lehrern).

Es fehlt den Evangelischen der Zips nicht an Schulen, aber die Volksschulen werden von denen der deutschen Theile Böhmens und Schlesiens überflügelt, da in diesen Ländern Lehrerbildungsanstalten u. z. sehr gute bestehen. Die Gymnasien dagegen sind zu zahlreich und sitzen sich auf dem Hals, denn es bestehen in der Zips nicht weniger als 3 evangelische, in Kesmark und Leutschau je

1 Ober-, in Igló ein Untergymnasium; in unmittelbarer Nähe aber sind die von Eperies in Sáros und Rosenau in Gömör. Diese Anstalten werden allerdings auch von Magyaren besucht, welche deutsch lernen wollen, müssen aber aus eigenen Mitteln erhalten werden. Die Folge davon ist, daß die — mit Ausnahme von Eperies — nicht genug dotirten Mittelschulen nicht einmal hinreichend mit Lehrmitteln ausgestattet werden können und somit in ihren Leistungen hinter den von 1850—1860 bestandenen katholischen Staatsanstalten in Presburg, Ofen, Leutschau, Kaschau, Ungvár und Pesth zurückblieben. Nach den Stiftungsbriefen können diese Anstalten aber nicht leicht theilweise aufgehoben und in eine verschmolzen werden, was doch als das einzige Mittel erscheint, um diesem schreienden Uebelstande abzuhelfen. Ueberdies ist es nicht alles eins, wenn man auch mehrere Jahre Collegien an einer Universität gehört hat, ob man dann ohne weiteres, ohne Garantie der Befähigung von einer Gemeinde angestellt wird, wie bei den Evangelischen geschieht, — oder ob die Lehrer nach mehrjährigem Universitätsbesuche und der Vorbildung in besonderen Anstalten strenge Prüfungen vor einer Staatscommission ablegen, wie dies bei den Lehrern der katholischen Staatsgymnasien der Fall war. — Weiter sind die Lehrer nicht so gut gestellt, um ihre Zeit genug der wissenschaftlichen Fortbildung widmen zu können, besitzen aber auch nicht die dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Bildungsmittel, weil

keine größere Bibliothek in der Nähe ist. Als der Staat den protestantischen Gymnasien das Oeffentlichkeitsrecht entziehen wollte, falls die Lehrer keine Staatsprüfung ablegten, sah er sich wegen des passiven Widerstandes, den er — angeblich nur wegen der Angriffe auf die Autonomie — fand, genöthigt, wiederholt die Termine zu verlängern, ohne daß übrigens Ein Lehrer sich zur Prüfung entschloß. Ein strebsamer Lehrer gestand mir aber unter vier Augen ein, daß seine Collegen bei der angestrengten Berufsthätigkeit und geringen Muße nicht im Stande seien sich zur Prüfung vorzubereiten, und bei ihren beschränkten Mitteln nicht in der Lage, sich von ihrer Familie zu trennen und sich am Sitze einer Prüfungscommission längere Zeit vorzubilden.

Sehr schlimm ist, daß die Zips keine selbständige Oberrealschule besitzt, also weder eine Art Hochschule für commerzielle Kreise, noch eine höhere Bildungsanstalt für Solche, welche sich der Industrie und dem praktischen Leben widmen, aber keine Universität, sondern die Technik besuchen wollen. —

Nördlich von der Stadt Leutschau erhebt sich der mit „Stationen" bedeckte Calvarienberg, welcher eine schöne Rundsicht gewährt über die großen W.ldungen und unbewohnten Berge, welche Leutschau umgeben. Obwohl die Umgebung rauh ist, wird die Ernte doch 14 Tage früher abgehalten als in dem nahen Leibitz, aber in den höheren Karpaten wird nicht selten der reifende Hafer überschneit und erst im nächsten Frühlinge eingeheimst.

Auf der gewöhnlichen Straße kamen wir durch das einst

mit selbständiger Gerichtsbarkeit ausgestattete Dorf Görgö. Es wird den geehrten Leser gewiß interessiren zu erfahren, welches bunte Bild einst die Zips in Bezug auf Jurisdiction geboten hat. In diese theilten sich 1) der königliche Comitatsgraf, 2) der Bezirk der 10 Lanzenträger (decem sedes Lanceatorum), 3) der District der Zipserstädte, 4) der königliche Burggraf im Zipser Schlosse, 5) die Freistädte Leutschau und Kesmark, 6) der Kastellan im Lublauer Schlosse, 7) das eximirte Dorf Görgö und andere Dörfer. Wie schwerfällig war somit die Verwaltung dieses Comitates!

Hinter dem nächsten Dorfe Kolcso verließen wir den Leutschauer Stuhlbezirk. Dieser umfaßt 11 □ Meilen mit 30,000 Einwohnern, unter denen nurmehr 7,100 Deutsche (die andern Bewohner sind, 500 Magyaren, 400 Juden abgerechnet — Slovaken.) Auch hier hat das Deutschthum starke Einbuße erlitten. So sind beispielsweise slavisirt die Orte: Csepanfalu, (Tschependorf) Csontfalu, Hadusfalu (Hedelsdorf), Harikócz (Palmsdorf), Illésfalu (Sperndorf), Szmiszan (Schmögen), Kurimjan (St. Kirn), Oderin (Odorin), Mathejocz (Matzdorf), Markusfalu (Marksdorf) und andere, mit einem Wort alle größeren Gemeinden des Districtes, der also am meisten nächst dem Altendorfer gelitten hat.

Bei Nemessan betraten wir den Stuhlbezirk Wallendorf, über 6 □ Meilen umfassend, bewohnt von 2,100 Deutschen, 18,800 Slovaken, 350 Magyaren, 350 Juden (aber nur 2,000 Evangelische). Schon beim Betreten der Grenze blickt das Zipser Domkapitel und die erhabene

Ruine der Zipserburg entgegen, altehrwürdig das Gotteshaus, finster und düster die von dem Immergrün der Sagen umkleidete, mit der Geschichte Oberungarns innigst zusammenhängende prächtige Feste. Auf dem Gipfel des Berges, an dessen Fuße sich das Städtchen Kirchdrauf ausbreitet, sprudeln in der Nähe einer Wallfahrtskapelle, hart neben der Straße, mehrere stark incrustirende Mineralquellen mit heftigem Brausen aus der Erde. (Ein ähnliches Brausen dringt aus einer nahen trockenen Spalte des Berges.) Erleidet der hohle Boden um die Quellen bei starken Wallfahrten von den Füßen zahlreicher Frommen starken Druck, so wächst das Geräusch des Brausens so an, daß abergläubische Gemüther bedenklich werden. Die klugen Slovaken indeß trösten sich, wenn eine der Quellen unter dem Drucke der vielen Tritte aufschwuppert, denn dies bedeutet ein gesegnetes Jahr. Die stärkste Quelle ist die zu einem Bade benutzte von Siva Brada. Der Kalktuff der incrustirenden Quellen wird seit Jahrhunderten zum Häuserbau verwendet, daher das alte oberungarische Scherzwort: daß die Häuser zu Kirchdrauf aus Wasser erbaut werden. Nicht übergangen werden darf, daß der Quellenberg und der das „Zipserhaus" tragende Burgberg wahre Kalkoasen in der ausschließlich herrschenden Sandsteinformation sind.

Einen seltsamen Anblick gewährt das Zipser Domkapitel. Mit seinen langen Außenmauern, die durch alterthümliche Thürme und Thore abenteuerlich unterbrochen werden, mit dem mächtigen, wohlerhaltenen Dome und dessen dem 12. Jahrhundert entstammenden wuchtigen, romanischen

Thürmen, der Doppelreiche wohnlicher Gebäude der Domherren, der bischöflichen Residenz, den Nebengebäuden und einem ausgedehnten Garten nimmt es schier den ganzen Hang des Hügels ein und gleicht fast einem wiedererstandenen mittelalterlichen Städtchen. — Die Kirche selbst bildet mit der Kapelle in Donnersmark, der zerstörten Kirche auf dem Schauberg einen unwiderleglichen Beweis, daß mit den ältesten Zipsern, ähnlich wie mit den Siebenbürger Sachsen viel Kunstsinn einwanderte. Die großen Besitzthümer der uralten Probstei gingen in den häufigen Kriegen verloren; neu dotirt wurde diese (1777) bei ihrer Erhebung zum Bisthum, nachdem die Zips wieder ganz an Ungarn gefallen war. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten im Innern der Kirche fallen auch die Grabmale der Zápolya, Thurzo, Rákóczy, Erdödy und Csáky aus dem 15. und 16. Jahrhundert auf. Kirchdrauf selbst ist ein freundlicher Ort, der ausgedehnten Flachsbau betreibt, viel Damast und hübsche Leinwand verfertigt. Hinter der Stadt biegt die Straße gegen Kaschau, nach Süden, neben der imposanten Burg vorüber. Der Regen nöthigte uns auf einen Wagen und verdeckte uns die Gegend, welche gegen die beiden so eben geschauten Glanzpunkte gehalten uns allerdings etwas gleichgültig gelassen hätte. Einen Bach entlang, an Mühlen und Gehöften vorbei, erreichten wir Abends Wallendorf.*)

---

*) Auch Wallendorf fängt an seinen guten deutschen Namen gegen den magyarischen zu vertauschen. Auch in andern Orten nahm der Stolz des Bürgers Anstoß an dem wenig hochtrabenden Aus-

Der deutsche Name des Ortes, der magyarische: Oláßy, der slavische: Vlahy stimmt gut mit der Ueberlieferung, daß die Stadt von Italienern gegründet worden sei, was nichts Unwahrscheinliches enthält, da Italiener von den ungarischen Angiovinen in das „Tokayergebirge" als Colonisten gerufen wurden, und italienische Familien sich in den Deutschstädten Ungarns ansiedelten (man denke an die Lombarden und Italiener unserer Städte am Rhein!), die Zips speziell gern aufsuchten und sich hier einzeln niederließen. Nachmals allerdings wurden sie meist germanisirt oder magyarisirt. An der jetzigen Bauart der Häuser fand ich nichts Auffallendes, so wenig wie an den heutigen Bürgernamen; allerdings wanderten viele Zipser unter den mannigfachen Bedrängnissen nach dem von den Türken verheerten, aber der Religionsfreiheit sich erfreuenden Siebenbürgen aus und gründeten dort neue Niederlassungen z. B. Wallendorf, Bistritz, auf welche sie manchmal die Namen der Zipser Heimathstädte übertrugen.

Wallendorf und Kirchdrauf werden immer mehr slavisirt; schon im vorigen Jahrhunderte wurde an beiden Orten deutsch gesungen und slovakisch gepredigt; wer heute hier deutsch spricht, spricht es nicht mit einem scharf ausgeprägten Accent wie die andern Zipser, denn er hat die Sprache in

---

gange dorf ihrer Gemeinde. So mußte aus Deutschendorf Poprad werden, aus Neudorf Igló, aus Michelsdorf Strazsa u. s. w. Kirchdorf gestaltete sich wenigstens in ein Kirchdrauf um.

der Schule und „aus der Grammatik" gelernt, nicht aber als seine Muttersprache und er spricht sie hier nur mit gebildeten Leuten, nicht mit dem Volke. Auch dieser Bezirk ist stark slavisirt: Kattaun, Kohlbach, Krompach, Hinczkau u. a. Orte waren einst ganz deutsch, Wellbach einst als Eulenbach eine der 24 Städte.

Unterhalb Wallendorf gelangten wir in das Thal des Hernad, welches zwar schmal sich hinzieht, aber tiefeingeschnitten und ziemlich anregende Abwechslung bietet. Das Thal erweitert sich an einer Krümmung des Flusses bei Krompach, um großartigen Eisenwerken, der oberungarischen Waldbürgerschaft gehörig, welche auch hinter Richnau und dem alten Schlosse Klucknau ansehnliche Werke besitzt, Raum zur Entfaltung zu gönnen. Die Phönix-, die Adels- und Stephanihütte erzeugen sehr gutes Eisen in beträchtlicher Menge und könnten die Erzeugung noch wesentlich ausdehnen, wenn in Ungarn das Geld nicht so theuer und so schwer zu bekommen wäre. Der Betrieb ist ein durchwegs rationeller, geleitet von technisch gut geschulten Kräften.

Bei Margeczan ergießt sich die Göllnitz in den Hernad, sie schließt den Gründnerboden auf und mit diesem eine der ergiebigeren Kupferregionen Ungarns. Das Göllnitzthal ist ziemlich anmuthig, im Norden durch höhere Berge eingeschlossen, von Jekelsdorf angefangen bis zur Quelle hinauf durch Kupfer-, Silber- und Antimongruben belebt, welche seit alter Zeit im Betrieb, am zahlreichsten auf dem Queckberg im Norden, der Kloptannehöhe im Süden auftreten. Göllnitz selbst, die Wiege des oberungarischen

Bergbaues, ist ein sehr freundlich gelegener Ort und macht die Art der ursprünglichen Ansiedlung der Bergverwandten in diesen Gründen ungemein anschaulich. Ein naher ergiebiger Stollen und eine Schmelzhütte bildeten den Anfang der neuen Ansiedlung, der dichte Wald wurde zum Betrieb der Schmelze gelichtet; Hüttenarbeiter, Holzschläger und Köhler schlugen ihre hölzernen Hütten in der Lichtung und am Wasserriesel auf, und verließen diese wieder, wenn die Metallader erschöpft war. Aehnliches geschieht heute noch bei manchen ehedem gepriesenen Stollen. Umgekehrt, die planlose Ansiedlung bildete bei andauerndem Bergsegen den Kern einer stetig anwachsenden Colonie*), welche allen launenhaften Krümmungen der Bächlein folgte und sich in den Schluchten wunderlich einnistete. Ein reizendes Bild gewährt der Umblick von der Plattform des Schloßberges im Norden der Stadt. Der gut geebnete Raum dient den armen Häuern heute als Tanzplatz und wenige Ruinen erinnern an die Tapferkeit der Göllnitzer, welche das dem Zápolya zugefallene Raubnest einnahmen und zerstörten. Unten steigen die meist hölzernen Häuser seltsam zum Schloßberge empor, andere breiten sich behaglich im Thale aus, noch andere schmiegen sich in die wiesengrünen, anmuthig bebuschten Gründe, aus denen überall schön gewundene, krystallhelle „Seifen" (Bäche) munter in das Hauptthal herabrieseln. Bis in die fernsten Verzweigungen des Thalgeäders winden sich diese verschlungenen Vorstädte. Sehr anziehend wirkt dieses reizende

---

*) In Göllnitz befinden sich zwei Schachte mitten in der Stadt.

Durcheinander von Häusern und Baumgruppen, kleinen Feldern aller Art, Gärtchen und Wiesen. Die stattlichen Kirchen und das Rathhaus am Fuße, das schmucke Schweizerhäuschen im traulichen Waldesdunkel jenseits des Baches geben die nöthigen Ruhepunkte für das lebendige Bild ab. Gegen die ernsten und, weil schonungslos bis zum Gipfel entholzten, seltsam kahlen Berge im Norden und Nordosten contrastirt um so freundlicher die übrige Landschaft mit ihrem frischen Saftgrün. Ueberall sonst werden die Felder von Hecken und Hainen angenehm unterbrochen, finstere Tannen stellen sich neben heitere Birken und freundliche Buchen; im Hintergrunde brechen hinab gegen den geschäftigen Bach zahlreiche mächtige Erzhalden aus dunklem Walde, und unten tauchen helle Gruppen neuerer Werke auf, umgeben von den Häuschen der Arbeiter. Wie schön liegt Grellenseifen da mit seinen geheimnißvoll versteckten Stätten menschlichen Fleißes! Dazu rauscht es, und pocht und hämmert es zu den Füßen und in der Ferne, ja mitten in der Stadt sieht man Bergknappen ins Gestein einfahren. — Fast romantisch ist das Bild von Göllnitz in heller Mondnacht von dem Schweizerhause geschaut, die Burgruine wird dann sichtbar, und die Trümmer erscheinen, da sie die Farbe des nackten Gipfels tragen, größer und bedeutungsvoll.

Die Mehrzahl der unaufhörlich fluctuirenden Bevölkerung besteht aus armen Häuern; wohlhabender sind die Schmiede, sehr reich einzelne Besitzer von Gruben und Werken. Da fast Jedermann am Bergbau sich betheiligt, so schwankt das Vermögen der Wohlhabenden ungemein,

und ist allerdings das Leben mancher im Augenblicke sehr Reichen ganz geeignet, an das „Wie gewonnen, so zerronnen" zu erinnern. Ein Fremder muß staunen, wenn er den Luxus in solchen Häusern gewahrt, die Fülle von Schmuck, Silber und Porzellan; das üppige Wohlleben, das man dem Gaste gegenüber gern zur Schau trägt; einen edleren geistigeren Luxus hier wahrzunehmen, hatte ich keine Gelegenheit. — Ich lernte eine Familie kennen, welche damals monatlich 7000 Fl. in Silber — das eben einen enormen Cours hatte — aus ihren Kuxen bezog; ich fand diese reichen Menschen im hohen Grade schlicht. Die Erinnerung lebt im Volke, daß manche dieser Ueberreichen durch Unwirthschaft und Verbauen um all ihre Habe kamen. — Von industriellen Unternehmungen sind sehr namhaft die Gewerkschaft der Concordia, die Marienhütte des „reichen" Mänesdorfer, die Mathildenhütte des Einwanderers Jakobs, die Eisenfabrik des Goßnowitzer. —

In sprachlicher Beziehung muß ich erwähnen, daß der heutige Göllnitzer Dialect auf eine unglaubliche Art ein Mischmasch deutscher und slavischer Worte und Flexionsformen geworden ist. —

Hinter Göllnitz den Bach entlang erheben sich die stattlichen Gräfin Csákischen Gußwerke von Hüttengrund und Prakendorf, reizend gelegene, weitgedehnte Werkstätten, welche Großartiges produciren könnten, aber in den letzten Jahren durch die Ungunst der Weltverhältnisse ins Stocken geriethen. — Nebenan liegt das heute ruthenische Dorf Helczmanocz — ehedem Hannsdorf —, dessen

biedere Bauern um die oberungarische Industrie indirect durch erstaunlichen Consum von Branntwein sich verdient machen. Die Sitte verlangt es, daß dort bei einer halbwegs anständigen Hochzeit von den wackeren Gästen 2—4 Fässer Branntwein „getrunken“ werden; dies erzählte mir der Pfarrer des Ortes, der umsonst gegen die Schwäche der — vermuthlich weißlebrigen — Bauern ankämpfte. Der weitere Weg gegen Einsiedl (das seinen Namen von einem hier in grauen Zeiten wohnhaften Einsiedler erhielt) führt am Flusse recht anmuthig; die nackten Schiefergebilde weichen bald Birkengebüschen, bald Nieder- und Mittelwalde, gemischt aus Nadeln und Birken. Das ehedem reiche Erträgniß an Silber nimmt stetig ab, und Einsiedl muß wie das nahe, dem geehrten Leser bereits bekannte Schwedler immer mehr sich dem in den Gründen im Ganzen sehr undankbaren Ackerbau zuwenden. —

Kehren wir nun aus den patriarchalischen „Gründen“ wieder bis Jekelsdorf zurück und somit an dessen alterthümlichem Kastell vorüber auf die Straße gegen Kaschau. Hat man Folkmar im Rücken, so ist der Rückblick von dem langsam erklommenen Berge herab auf die am Fuße des steilen Hanges in dem Thale eines Bächleins rein und wohnlich erbaute Ortschaft recht anziehend. Die Häuser sind gefällig gruppirt, ein Eisen- und ein Kupferhammer beleben die an sich ausdrucksvolle Landschaft. Bald führt die Straße auf dem Rücken eines schmalen Hügels zwischen zwei schönen, tiefen Gründen, welche so wie die anstoßenden Höhen mit einem üppigen Gemisch von Fichten und Birken, Buchen und

Kiefern, Eichen und Linden, Eschen und Ahorn reizend bestanden sind, neben Schluchten, von kühlen Wasseradern durchrieselt, dann wieder zwischen duftigem Waldesgrün und rauschenden Quellen. Hamor mit seinem Kupferhammer liegt nicht minder freundlich da, als das ganz und gar slovakische Bela, der Geburtsort des heutigen Primas, Cardinals Scitovszky. — Die Bewohner betreiben den Bergbau sehr lau und haben weitaus mehr Anstelligkeit zum Vertilgen gebrannter Wässer.

Das liebliche Thal, welches namentlich bei gelegentlichen Rückblicken durch die hübsche Gruppirung grünbekleideter, etwas bizarrer Erdrücken und Berge überrascht, hört auf einem Hügel auf, ein neues führt nach dem sogenannten Bade Banko, dessen Wasser man Sonntags mit Lehm färbt, um es Laien eisenhaltig erscheinen zu lassen. Links, bei dem Ausgange des schmalen, kühlen, von Vogelsang belebten Csermélythales springt die letzte Widerlage des Hradovaberges vor, auf dessen Spitze schwach erkennbare Reste eines Bauwerkes die Stätte bezeichnen, wo einst die Kaschauer Burg sich erhob, deren Gründung noch geraume Zeit vor Anlage der Deutschstadt Kaschau fällt. Sie soll nämlich bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut worden sein, als der Edle Samberg mit seinem ganzen Geschlechte, dreien Neffen des Meißner Markgrafen und 60 Rittern in diese Gegend einwanderte.

Sobald man das Hernadthal betritt, eröffnet sich ein fesselnder Anblick. Links (gegen Westen) erstreckt sich von Norden gegen Süden ein stundenlanger, theils kahler,

theils mit Wald und Feld, mit Wein- und Obstgärten, mit Preß-, Garten- und Landhäuschen bedeckten Erdrücken Furcsa („Sonderbar") von den erobernden Magyaren genannt, dessen südliche Partien bald steile Lehmwände, bald ein System von mannigfachen Erdrutschungen gegen den das Thal anfangs mitten durchschneidenden, dann aber die mächtige Lehmwand unterwaschenden Hernad bilden. Im Süden umrahmen die aus dem Comitate Sáros sich verzweigenden, theilweise vulkanischen Gebirge und Ausläufer des Hegyallya-gebirges — unter denen sich einzelne Trachytpyramiden vortheilhaft abheben — in schöner Gruppirung die breite fruchtbare Niederung, welche im Osten einige flache, in eine Art Plateau übergehende Anhöhen einschließen, an die sich im Norden die Hradowa reiht, welche den Fluß mächtig gegen die jenseitigen Hügel drängt. Das Gesammtbild ist ein sehr harmonisches. Die vielen Gärten und Weingärten ringsum, die gut bestellten Felder, das Buschwerk und das saftige Grün längs des Flusses, die vielen und wohnlichen Häuser, unter denen zunächst das militärische Erziehungshaus (für Unterofficiere), die Tabaktrafik, weiterhin der ehrwürdige Dom und zahlreiche Kirchen und das große Militärspital auftauchen, dann links hinter der prachtvollen Wiese, einer der schönsten in Ungarn, der ungemein nett gelegene Bahnhof, die verhältnißmäßig großen Vorstädte, deren einige nach dem letzten Brande mit Ziegeln gedeckt gar wohlhabend und reinlich aussehen — und überall dazwischen Bäume und Gärten. — Alles das giebt ein Bild, wie wir es auf der ganzen Reise nicht gesehen. Es ist Kaschau „die Hauptstadt Oberungarns," eine

der hübschesten, reinlichsten und wohnlichsten Städte des Landes, an welcher der Verfasser zunächst nur auszusetzen hat, daß er in ihr allzu lange verweilen mußte. —

Wir sind nunmehr an unserem Ausgangspunkte angelangt und freuen uns zu den wenigen gebildeten Fremden zu gehören, die im Hunnenlande eine 14 tägige Fußwanderung unternommen haben, welche den Verfasser natürlich nur zu weiteren Reisen in Ungarn anreizte.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.